3729

It. sing. 994.x

150

<3660580579001 8

<3660580579001 8

Bayer. Staatsbibliothek

# Briefe

## eines reisenden Dänen;

geschrieben im Jahr 1791 und 1792

während seiner Reise

durch einen Theil

## Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs.

---

Aus dem Dänischen übersetzt.

---

Zürich au

in der Frommannischen Buchhandlung

1793.

W6/67/181

GROSHERZOGLICHE BIBLIOTHEK ○ NEUSTRELITZ

Der Verfasser dieser Briefe, welche einzeln in den neuesten Monatstücken der Dänischen Minerva erschienen, ist Professor Sneedorf, aus Kopenhagen, ein Mann von Kopf und aufgeklärter Denkungsart.

Bei seiner Reise durch England traf ihn das

un-

unglückliche Schicksal, daß er bei einem Um-

sturz des Reisewagens den Kopf zerschmetterte,

und zu früh für den Staat und die gelehrte

Welt, die er zu großen Erwartungen be-

rechtigt hatte, sein Leben endete.

## I.

Berlin, den 27. Mai 1791.

Nach einer sechstägigen Reise, während welcher der Ost- und Nordwind so freundschaftlich mit einander wechselten, daß jener mich in zwei Stunden über den großen Belt, dieser in neun Stunden vierzehn Meilen von Faaborg bis Kiel begleitete, langte ich Donnerstags Nachts den fünften Mai vor Hamburgs Wällen an. Vergebens war das Blasen des Postillons, wie mein Klopfen an mehr als Eine Hausthür. Eine schläfrige Dirne öffnete endlich, doch nur zur Hälfte, eine Thür und schalt. Ich schlüpfte durchhin, und gab die Hoffnung nicht auf, sie durch Schmeichelworte wach zu erhalten, und in ein sanfteres Wesen umzuwandeln. Es war aber eine Medusе: alle ihre Gunsterwiedrungen bestanden in einer kalten Stube, einer harten Pritsche und einem Tisch mit einem Lichte. Die Uhr war eins, und vor fünfen werden die Hamburgischen Thore nicht geöffnet. *) So lange saß ich da gleich einem Gefangnen, eiskalt, in durch-

*) Oeffnung und Schluß der Hamburger Thore sind nicht durchs ganze Jahr gleich, sondern ändern sich, zufolge der sogenannten Thorschließungstabelle, mit jedem Monate. Anm. d. Ueb.

durchnäßten Kleidern, starrte in die Lichtflamme, fluchte auf die Meduse, und bekam ein Fieber.

In dem besten Gasthofe Hamburgs, der Stadt London, trat ich ab, und mußte zwei Tage das Bette hüten. Ich weiß nicht, ob ich den Arzneimitteln oder dem freundschaftlichen Umgange meines Arztes meine baldige Besserung verdankte. Daß sein Name Reimarus ist, daß er mich in vier Tagen täglich zweimal besuchte, daß er meine ihm gebotene Bezahlung für seine Bemühung ausschlug, muß ich zu seiner Ehre anführen, so wenig es gleich seinen seit lange erworbenen Ruhm zu erhöhen dient. Als Sohn eines der größten Philosophen Deutschlands, als Verfasser verschiedner tiefsinniger und gemeinnütziger Werke, z. B über Handelsfreiheit, über Blitzableiter, und als ein thätiges Mitglied der Hamburgischen patriotischen Gesellschaft genießt er unter seinen Mitbürgern einer ausgezeichneten Achtung.

Diese Gesellschaft verdient sowohl wegen des ausgebreiteten Nutzens, den sie stiftet, als wegen der (mit beständiger Vermeidung alles Aufsehens) uneigennützigen Arbeitsamkeit ihrer Mitglieder, unstreitig viel Aufmerksamkeit. Sie ward vor ungefähr dreißig Jahren von einigen aufgeklärten Patrioten gestiftet, die sich in des verstorbenen Professor Reimarus Hause versammelten. Bis ins Jahr 1765 wirkte sie im Stillen. In diesem Jahre ließ ein Mitglied dieser noch kleinen Gesellschaft, Doktor Pauli, einen Plan zur Aufmunterung drucken, welcher einen so guten Erfolg hatte, daß in einer Zeit von zwei Monaten mehr als hundert Bürger durch Subskrip-

skription eines jährlichen Beitrags von zwei Dukaten an der Gesellschaft theilnahmen. Im Aprill desselben Jahres wählte die Gesellschaft sechs Vorsteher, unter welchen Professor Büsch und der noch lebende Doktor Reimarus waren. Zwei Jahre nachher erhielt sie eine Bestätigung des Senats, und nahm den Titel der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe an. Ihr Siegel stellt einen Bienenkorb dar, mit dem Wahlspruch: Emolumento publico, und der Umschrift: Sigillum Soc. Hamb. artium utilium studiis excolendis. Ihr Zweck ist: durch Rath, Vorschläge und aufmunternde Belohnungen das Gute zu befördern und das Schädliche zu verhindern; ein Zweck, den eine, auch noch so sehr landesväterlich gesinnte Regierung nicht befolgen, vielweniger denselben zum Gegenstand ihrer Verordnungen machen kann. Die Gesellschaft hat auf diese Weise manche Nahrungswege allgemeiner und fruchtbarer gemacht, vornehmlich die Zuckersiedereien, Fischereien und das Spinnwesen. Sie hat durch Verbesserung der Bierbrauereien die Einfuhr fremder Biere vermindert, Sie hat Prämien auf Verfertigung besserer und geschmackvollerer Meublen ausgesetzt: z B. auf die beste Tischlerarbeit in Mahagonitholz, auf die beste Metallvergoldung, u. s. w. Sie hat Prämien auf Verfertigung von Schuhen gesetzt, die den englischen Schuharbeiten nahe kommen, wodurch sie die Einfuhr fremder Schuhe aus England und Leipzig verminderte. Sie theilt Ehrenmedaillen in Gold zwei Dukaten schwer aus. Sie

läßt junge Künstler auf ihre Kosten reisen. Sie hat eine Schule angelegt, in welcher zwölf junge Leute in der Baukunst unterrichtet werden, ingleichen eine Anstalt zum Unterricht junger Seeleute in der Schiffahrt. Zur Beförderung dieser Absicht setzte die Gesellschaft eine Prämie auf den besten Vorschlag zur Bildung des Seemannes. Ein gewisser Kapitän Müller in Stade gewann den Preis durch eine Schrift, welche im Jahre 1786 unter dem Titel: Vorschlag zu einem vollständigen Unterricht in der Schiffahrt, im Druck erschien. Im Archiv der Gesellschaft liegen Plane zur Verbesserung der Fahrt auf der Steckenitz, wozu auch der berühmte Kapitän Hogreve in Hannover einen Plan entworfen und eine Karte verfertigt hat. Sollte dieß in so weit realisirt werden, daß die Schiffe von Hamburg nach Lübeck, statt sonst in 3 bis 4 Wochen, in 3 bis 4 Tagen gingen: so würde dieß für den Hollsteinischen Kanal ein Stoß seyn, und Lübeck würde stets im Besitz der Vortheile bleiben, die, wie man sich versprach, Rendsburg zufallen sollten. Um das Armen- und Medicinalwesen hat sich die Gesellschaft gleichfalls große Verdienste erworben. Sie besitzt eine ausgesuchte Bibliothek von ungefähr 1000 Bänden. Eine Sammlung ihrer Abhandlungen ist noch nicht erschienen: da aber theils die von einzelnen Mitgliedern herausgegebenen Schriften, wie auch ihre Preisschriften, die, durch die Gesellschaft veranlaßt, als ihre Schriften anzusehen sind, theils eine bedeutende Sammlung in ihrem Archive

liegt, die sie herauszugeben Willens ist; so ist der, durch den Druck derselben zu erreichende Nutzen augenscheinlich *). Auch auf folgende Weise macht sich die Gesellschaft gemeinnützig: sie läßt einmal im Jahr 14 Tage lang im Maimonat in einem großen Saal alle Arten Kunstwerke, mechanische Erfindungen und andre nützliche Arbeiten öffentlich ausstellen. Jeder hat da für 8 Schilling dänisch Zutritt, um die Mahlereien, Zeichnungen, Bildhauerarbeiten, Modelle, Instrumente, Tischler- Stuhlmacher- und Stuckaturarbeiten zu beschauen. Sind gleich manche dieser Arbeiten unter aller Kritik, so kann doch einiges darunter zur Bildung des Geschmacks, zur Aufreitzung der Nacheiferung und zur Anlockung von Käufern dienen. Ich sah dort unter den Gemählden einige Oelmahlereien nach van Dyk und Rubens, die sich unter den übrigen so sehr auszeichneten, daß ihr Verfasser genannt zu werden verdient. Dieser junge Künstler heißt Suhr, ist 19 Jahr alt, hat seine Kunst in Salzthal studirt, und verräth sowohl durch diese Kopien, als durch einige Originalarbeiten ein seltnes Kunsttalent.

Sehr viel Freude empfand ich, als ich zwei meiner alten Göttingschen Freunde in Hamburg wiedertraf. Der eine, Doktor Bartels, von dessen Briefen über Kalabrien wir nächstens den dritten Theil erhalten Er



*) Eine Sammlung der Abhandlungen und Preisschriften der patr. Gesellschaft ist vor kurzen auf Subskription angekündigt.

Anm. d. Neb.

studirte zu meiner Zeit Theologie, machte eine große Reise durch Frankreich und Italien, ging zurück nach Göttingen, wo er Doktor der Rechte ward. Jetzt theilt er in Hamburg seine Zeit zwischen den Wissenschaften und Rechtshändeln. Der andre, Ahrens, ein Architekt aus der höhern Klasse, von Geburt ein Hamburger, welcher seine Kunst in Kopenhagen auf Charlottenburg erlernte, und zur Belohnung seines Fleißes die große und kleinere Goldmedaille erhielt. Er war mit mir zugleich ein halb Jahr in Göttingen, um sich theoretische Kenntnisse zu erwerben. Wir gingen dort fast täglich mit einander um. Auf Kosten der Hamb. patriot. Gesellschaft bereiste er fünf Jahre lang Italien, Frankreich und England. Seit seiner Rückkunft lebt er in Hamburg, wo viele seiner Arbeiten in- und außerhalb der Stadt von seinem Genie und Geschmack zeugen. Er ist jetzt mit dem Bau eines Schlosses für den Herzog von Weimar beschäftigt.

Von Hamburg bis Lenzen, die erste Preußische Gränzstadt, hat man 14½ Meile zu reisen. Auf diesem kurzen Wege kommt man durch sechs verschiedene Gebiete. Zwei Meilen von Hamburg beginnt das Dänische und streckt sich eine Meile hin bis Bergedorf, welches halb zu Hamburg halb zu Lübeck gehört. Hier liegt eine Garnison von zwei und dreißig Mann, zur Hälfte Hamburgischer, zur Hälfte Lübeckscher Soldaten. Kaum ist man durch Bergedorf, so beginnt das Lauenburgische Gebiet. In der Vorstadt von Lauenburg machten die schönen Hannövrischen

rischen Soldaten einen auffallenden Abstich gegen die dürrleibigen Kerls, die ich in Bergedorf und nachher, obwohl sparsam, im Mecklenburgischen sah. Der jetzige Herzog hat etwa 1200 seiner Leute nach Holland gesandt, wo sie in Garnison liegen. Von Boizenburg, der ersten Mecklenburgischen Stadt, bis Lenzen sind 7 $\frac{1}{2}$ Meile, zum Mecklenburgischen gehörig. Hier wechseln Weidenalleen, niedliche Landschaften, und Tannengehölz mit schlechten und verfallnen Hütten ab, wo man nichts als Armuth, Unreinlichkeit und Mißvergnügen sieht. Die Mecklenburgischen Handelsstädte, die ich während dieser und einer frühern Reise sah, sind besser als die Preußischen, welches aber freilich nicht viel sagen will. Denn die schmutzigen und stinkenden Gassen, die über alle Beschreibung schlechten und fallnahen *) Wohnungen, welche Lenzen, Perleberg, Kyritz, Wusterhausen, Fehrbellin, Bilzen, kurz, alle Preußische Städte zwischen Hamburg und Berlin enthalten, sind in aller Hinsicht sehr geschickt, dem Reisenden den vollen Eindruck der Schönheit Berlins und der Pracht dieser Stadt recht fuhlbar zu machen. Durch das Preußische reiset sichs nicht sehr behaglich. Unterwegs wird man durch den Sand geplagt, der, wenn nur ein leiser Wind weht, Nasen und Augen füllt; und wenn man still liegt, ist (Lenzen



*) Synkefaerdig? Dieß neugeschaffne Dänische Wort drückt den Begriff sehr gut aus. Ob auch das deutsche fallfertig oder fallnahe?

Anm. d. Ueb.

nehm' ich aus) nichts zu haben, und nichts zu sehen als Soldaten, die zwischen Flaschen und Tobakspfeifen inklusive daliegen. Viele Weiden- und Birkenalleen unterhalten indeß hier wie im Mecklenburgischen den Reisenden. — In Lenzen stehn noch Mauern der Residenzen alter Fürsten der Veneder; und in der Kirche soll Gottschalk begraben liegen, der wegen seines Eifers, die christliche Religion auszubreiten, von Blusso und andern mißvergnügten Unterthanen 1066 am Altare ermordet ward. Erst 100 Jahre nachher ward er und die Religion von Albrecht dem Bären (dessen ehrenvoller Zunahme zeigt, wie vollkommen er für seine Zeiten paßte,) gerochen. Er vertilgte die Veneder, breitete die christliche Religion aus, legte Berlin, Spandau, Stendal u. s. w. an, und war, im eigentlichsten Wortverstande, der erste Stifter der Markgrafschaft Brandenburg. Er starb in Ballenstedt im Anhaltschen 1170. In Kletzke, einer 5 Meilen von Lenzen fernen Landstadt, liegen die beiden berüchtigten Brüder Johann und Dietrich Quitzow begraben, welches zwei neben einander stehende Leichensteine bezeugen. Ihr gewaltsamer Angriff auf den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich I. den ersten des Hohenzollerischen Hauses, welcher in Brandenburg regierte, hatte viel Aehnlichkeit mit dem Angriff, welchen die Veneder auf Albrecht den Bären thaten. Friedrich vertheidigte sich wie dieser, vertilgte alle seine Gegner, und starb 1440 als der zweite Stifter von Brandenburg und als Stammvater aller folgenden

Brandenburgischen Churfürsten. Bei Lenzen läßt der Reisende seinen Koffer visitiren, und erhält einen Zettel, mit welchem er frei bis Berlin kömmt, wo er aufs neue visitirt wird. Ich hatte nach dem Rathe Erfahrner meinen Koffer in Lenzen nicht plombiren lassen, in der Hoffnung, am Thor von Berlin visitirt zu werden und der Beschwerde zu entgehen, daß mein Koffer nach dem Packhof geschleppt würde, wo der Reisende oft 2 bis 3 Tage warten muß, ehe er ihn wieder erhält. Da ich aber um 12 Uhr in der Nacht ankam, und, aus Furcht vor Ungelegenheit, ehrlich genug war, etwas Thee bei der Akzise anzugeben, so half kein Bitten: ich mußte nach dem Packhof fahren, und dort meinen Koffer und Mantelsack deponiren, welche ich für gute Worte und Bezahlung erst den Tag nachher Mittags wieder erhielt. Von den Preußischen Visitirern habe ich außerdem gelernt: man könne sehr diensteifrig seyn ohne deshalb sehr ehrlich zu seyn. Auf dem Packhof erhielt ich einen Preußischen Grenadier zur Begleitung mit bis zum Gasthofe: Ville de Paris; was aber dort nicht schon besetzt war, war für den Herzog von York bestellt. Ich war, da man mir alles abgenommen, sehr leicht von einer Stelle zur andern zu bringen, und so versuchte ich, immer unter voriger Begleitung, mein Heil in Korsika, (einem prächtigen Gasthofe.) Hier warf ich flugs meine müden Glieder auf ein Bette, fiel in Schlaf, und erwachte bei der Darreichung folgenden gedruckten Zettels:

„Anzeige von Fremden so allhier eingetroffen.

„Der Name des Fremden. In was für Bedie-

„nung oder Charakter er steht. Wo er herkömmt. „In welchem Thore er einpassirt. Was seine Ver„richtungen hier sind. Wie lange er gedenket hier „zu bleiben.“

Sobald ich meinen Koffer vom Packhof wieder erhalten hatte, ging ich zu Herzberg, um ihm Ihren Brief zu bringen; ich traf ihn aber nicht. — In der Ville de Paris, hieß es, speise man gut und in der besten Gesellschaft. Ich ging dahin, und fand mich unter einer Menge Gens d'Armes, Englischer Offiziere und besternter Herrn. Das Gespräch betraf Pferde, Exerzise und Kollets, mitunter liefen sehr unwitzige und widerliche Spöttereien über die Religion. Die Wirthin, der Miene und dem Tone nach eine Gräfin, war einst hübsch gewesen, und war es noch; ihre Tochter witzelte in Deutscher, Französischer und Englischer Sprache, sang und spielte das Klavier — war aber nicht hübsch. Der Wirth schwieg. Die Tochter redete zu allen. Die Mutter ließ alle zu sich reden. Dieser Mittag kostete mir einen Reichsthaler; sehr viel für eine Mahlzeit, wo nichts schmeckte außer das Essen.

Als ich nach Hause kam, hörte ich: ein Bedienter des Grafen Herzberg sey da gewesen, und habe verlangt, ich möchte am folgenden Vormittag zum Grafen kommen. Um eilf Uhr fand ich mich ein, ward in einen Saal geführt, dessen simple Größe meine Sehnsucht, den Mann, dessen Stimme in Europens Wagschale so großes Gewicht hatte, kennen zu lernen, noch mehr aufreitzte. Nach ei-

nigen

nigen Minuten trat er, in ein Kassaquin gekleidet, herein.

„Sie sind der — sagte er. Sprechen Sie deutsch? Sind Sie ein gebohrner Däne? Der Herr Kammerherr von Suhm hat Ihnen wohl gesagt, was er mir geschrieben hat; er glaubt: Dregers Kodex sey in Stettin; das ist er aber nicht, ich habe ihn gekauft. Wie weit ist der Herr Kammerherr in seiner Geschichte? — Bei 1270. Ich werde den Kodex abschreiben lassen, und dem Hrn. v. Suhm schicken; ich habe die größte Hochachtung für ihn, und sein Brief flattirt mich; ich werde ihm antworten, aber heute ist es Posttag, heute kann ich nicht. — Bleiben Sie lange hier? Gut, so werde ich Sie bei mir sehen. Haben Sie Bekannte hier? Wenige — Gut, ich will Ihnen einige verschaffen — mein Bedienter soll Sie zum Geheimen Legationsrath Oelrichs führen, der wird Ihnen alles zeigen.“

Die offne Miene, der vertrauliche Ton, womit er dieß sagte, und das: Leben Sie wohl, womit er mich bis aus der Thüre hin begleitete, setzten mich in Verwunderung, und bewirkten, daß ich den Minister vergaß und nur den Gelehrten sah.

Von ihm ging ich zu Oelrichs, wo ich mich über die nähern Aufklärungen freute, die er, als Herausgeber des ersten Theils des Dregerschen Werkes, mir zu geben im Stande war. Dreger hat bis 1500 gesammelt, sagte er mir; der zweite Theil, welcher bis ungefähr 1305 reiche, sey völlig mit Dregers Anmerkungen zum Drucke fertig, es mangle aber am Verleger.

Seit Oelrichs Stettin, wo er Professor war, als er den ersten Theil herausgab, verließ, hat es ihm auch an Muße gefehlt, um den zweiten Theil mit einem Register versehen und wie das zum ersten Theile herausgeben zu können. Zum dritten Theil hat Dreger bloß Diplome gesammelt, sie aber nicht geordnet, noch Anmerkungen dazu gemacht. Er sagte: zur Herausgabe desselben werde viel erfordert, da die mehrsten Diplome deutsch seyen, und ein Herausgeber in dem alten Pommerschen Dialekt stark seyn müsse. Er wäre dem Langenbeck sehr behülflich gewesen, da dieser Diplome in Stettin und Pommern gesucht habe; doch habe er das Exemplar der Scriptorum, welches L. ihm versprochen, nicht erhalten; und er habe es oft vergebens zu erhalten gewünscht, da in Berlin niemand dieß schöne Werk besitze, und selbst auf der Königlichen Bibliothek nur die drei ersten Bände befindlich wären. Ich erzählte ihm darauf die Geschichte dieses Werkes: daß Langenbeck ein Opfer seines Fleißes geworden und während der Arbeit gestorben sey; daß Sie *) gewiß nichts von diesem Versprechen wüßten, und daß die letzten Theile des Werkes das Einzige unter Ihren so vielfachen Arbeiten sey, welches auf Königliche Kosten gedruckt wird. Sowohl er als Herzberg freuten sich sehr auf den siebenten Theil und auf

Wal-

*) Dieser Brief ist an den gel. Kammerherrn v. Suhm in Kopenhagen geschrieben. Verschiedene der übrigen an vertraute Freunde des Verf. daher das Sie und Du in den Briefen wechselt.

Anm. d. Ueb.

Waldemars Jordebeg, als auf ein Gegenstück zu dem von Herzberg herausgegebnen Katastrum Karls des IV. Unter seinen Büchern befindet sich eine vollständige Sammlung von Katalogen über alle Privatbibliotheken, und er behauptete: unter allen, die ihm vorgekommen, sey die Thottische die größte. Ein paar Tage nachher ward ich beim Grafen zur Tafel geladen, wo ich zahlreiche Gesellschaft fand. Gestern nahm ich Abschied, und da zeigte mir der Graf eine Sammlung von Diplomen, die er im Berlinschen Archiv gefunden, die alle in Lübeck vom 12 zum 15 Jahrhundert ausgestellt waren, und die für die Geschichte Holsteins viel Aufklärendes enthielten. Er wollte sie bei Gelegenheit mit einem Kourier an Graf Bernstorf senden, und dort können Sie sie sehen. Er gab mir einen Brief an den Preußischen Minister in Dresden, Graf Gesler mit, und ich verließ ihn mit einer unbeschreiblichen Achtung und Dankbarkeit.

Unter den beiden Ministern, die ihm im ausländischen Departement an die Seite gesetzt sind, ist Schulenburg, als ein Mann von Talenten, Kenntnissen und Welt, allgemein geschätzt. Als der siebenjährige Krieg zu Ende war, ging er als Kornet eines Kavallerieregiments auf ein Gut, und legte sich dort mit Eifer auf die Wissenschaften, ward eine kurze Zeit hernach Direktor einer Domänenkammer in Magdeburg, kurz darauf Präsident derselben und 1770 Finanzminister. Der andre, Alvensleben, hat sich eigentlich durch die Expedition der Preußen in den Niederlanden bekannt gemacht.

Frank-

Frankreich sandte einen Minister nach Berlin, um das Ministerium durch 100,000 Mann, die es abschicken wolle, zu schrecken; die Antwort war: wenn es 100,000 Mann schickte, so würde man 50,000 gegenschicken. Da Frankreich indeß einen Minister gesandt hatte, so mußte Preußen einen wieder senden, und dieser war Alvensleben, welcher nach Paris, von da nach dem Haag, und so zurück reiste. Noch einen neuen Minister hat Preußen in diesen Tagen erhalten. Dieser ist Hr. von Hardenberg, welcher Anfangs Minister in Braunschweig war, nachher Minister in Anspach und nun Preußischer Minister mit dem Versprechen geworden ist, daß er, wenn diese Lande der Krone Preußen erblich zufielen, Chef des Departements werde, unter dessen Ressorts sie gerechnet werden würden.

## 2.

Dresden.

Eine der ersten Bekanntschaften, welche ich in Berlin machte, war die eines jungen Mannes, der schon deshalb Aufmerksamkeit verdiente, weil er der Sohn des verstorbnen Preußischen G** C** war. Wir studirten zusammen in Göttingen, wo wir Freunde waren, und ich ihm Unterricht in der Dänischen Sprache gab. Es machte mir unnennbare Freude, daß er nach einer achtjährigen Trennung mich mit der freundschaftlichsten Vertraulichkeit aufnahm; denn ich hatte ihn geliebt und geschätzt, und versprach mir von seinem Umgange in Berlin viel Vortheil.

Da ich wenige Werke mit dem Nutzen und Interesse als Mirabeau's de la Monarchie Prussienne gelesen, und Beglaubigung mancher darin enthaltenen Nachrichten wünschte: so war ich auf das Urtheil über jenes Werk begierig, das ein Mann, der in den Preußischen Staaten gebohren, von einem der größten Männer desselben erzogen war, und durch seine Reisen durch das Vaterland wie durch sein Amt sich zum kompetenten Richter qualifizirte, darüber fällen würde. Was das Justizwesen betrifft, sagte er, wozu ihm der Großkanzler Carmer viel Beihülfe geleistet, was die natürliche Beschaffenheit

heit des Landes, die Verfassung der Kollegien, den Militäretat, Handel und Fabriken größtentheils umfaßt: in diesen Stücken ist Mirabeau's Werk so vortrefflich, vollständig und genau, daß man sich nicht genug wundern kann, wie ein Fremder sich in so kurzer Zeit in den Stand habe setzen können, das alles zu sammeln und zu übersehen. Auf der andern Seite enthält es vornehmlich im Fache des Finanzwesens so große Fehler, daß man sich eben so sehr wundern muß, wie ein Mann, der in so vielfache Sachen so tief eindrang, in andern Dingen sich so grober Fehler schuldig machen können. — Dieß Urtheil befriedigte mich vollkommen. Ich erbat mir während meines Aufenthalts seinen täglichen Umgang und seine nachherige Korrespondenz. Feierlich versprach er mir das letztere, beklagte aber, daß eine des folgenden Tags anzutretende Geschäftsreise ihn an der Erfüllung des erstern hindern würde. Zu meinem großen Glücke befiel ihn noch an dem nämlichen Tage ein unbedeutendes Nesselfieber, welches ihn weiter nicht plagte, außer daß er, so lange ich in Berlin war, das Zimmer hüten mußte. Seine Freunde besuchten ihn täglich, und ich fand hier, ich mochte kommen zu welcher Zeit ich wollte, einen Zirkel der feinsten und aufgehelltesten Köpfe von Berlin: den Oberkonsistorialrath Zöllner, den Juden Friedländer, einen Schüler Mendelssohns, den Künstler Darbes, den Grafen Brühl, Oberstlieutenant Canitz, Mediziner, Juristen, Theologen, Edelleute und Juden. Hier ward über Staat und Religion, Wissenschaften, Krieg und Frieden gespro-

sprochen, weise gescherzt, ohne Heftigkeit gestritten, und gedacht eh man sprach; eine wahre Schule für einen Fremden. Abends durchsah ich meine Exzerpte über Preußens gegenwärtige Verfassung; und am Tage ging ich zwei oft dreimal dorthin, fragte, und erhielt stets befriedigende Antwort. Hier kam der Ton wieder in vollen Gang, den wir in Göttingen oft angenommen hatten, wenn jeder von uns mit patriotischem Eifer die Vortheile seines Landes entwickelte. Mein Freund warf mir die Frage vor: ob wir uns nicht gefürchtet hätten, als die Preußen auf dem Sprunge standen, in Holstein einzumarschiren? Meine Antwort war: eine feindliche Armee sey nirgends willkommen; ich habe aber bei denen, deren Pflicht Gegenwehr heische, keine Furcht bemerkt.

„Aber, bedenken Sie den Ruf, die Uebung unsrer Truppen.“

Dafür hab' ich alle Achtung, doch können 20,000 Mann, wohl postirt, wie ich von erfahrnen Offizieren gehört habe, Holstein gegen die größte Armee vertheidigen; wohl erwogen, daß wir vertheidigungsweise verfahren, und pro aris et focis streiten.

„Aber eine Englische Flotte im Sunde und unsre Armee zugleich auf dem Marsch nach Holstein.“ —

— wäre ein gefährlicher Feind, das geb' ich zu; doch fällt ein großer Theil Furcht bei dem weg, welcher die Geschichte unsrer Flotte kennt, und die Cronenburger Batterien gesehen hat.

„Aber das können Sie doch nicht läugnen, daß wir Sie nöthigten, nach Norwegen zurück zu marschiren, und deswegen sind sie uns wohl noch ein klein wenig bös.“

Daß Sie uns dazu nöthigten, muß ich schlechterdings läugnen; ob Sie Rußland nöthigten, uns unsrer Verbindlichkeit zu entfreien, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß wir, als Rußland uns entfreite, froh waren, unser mit Ehre gezognes Schwerd wieder einzustecken. Wir haben weit mehr Ursache Ihnen dafür zu danken, daß Sie uns eines blutigen Krieges, welcher die unausbleibliche Folge der Eroberung Gothenburgs gewesen wäre, überhoben haben.

„Nun sagen Sie mir doch, was für Vortheile können Sie von der Allianz mit Rußland haben? Eine Verbindung mit England und Preußen, wäre sie nicht weit natürlicher und vortheilhafter?“

Hier muß ich Sie erst fragen, bester Freund: Sind Staaten verbunden, ihre Allianzen zu halten, oder nicht? Giebt es ein festes Gesetz der Ehre, welches sie, gleich einzelnen Menschen, verpflichtet, ihre Versprechen vorher zu überdenken, und, wenn sie sie gethan, dieselben zu halten? Ihr verstorbner großer König brach seine Allianz mit Frankreich, und suchte sich dadurch zu vertheidigen, daß er die Allianzen überhaupt um alles Ansehn brachte. England brach mit ihm, und dieß konnte er der Nazion nie verzeihen. Hatte England Unrecht, so hatte er es nicht minder. Herrschen seine Grundsätze in dieser Hinsicht noch jetzt in Ihrem Kabinette, und hat

er zu seinen häufigen Klagen über England Grund gehabt, wie können wir denn auf eine Allianz mit einer von beiden Mächten viel bauen? Rußlands und Dännemarks gemeinsames Interesse in Hinsicht auf das nachbarliche Schweden, gründet zwischen ihnen eine allezeit sichrere Allianz als mit irgend einer andern Macht. Der Umtausch Holsteins war eine Folge unsrer Freundschaft mit Rußland, eine so wichtige Acquisition, daß wir nie irgend ein Mittel versäumen dürfen, uns dessen Besitz zu sichern. Ueberdieß: je älter die Allianzen, desto sichrer sind sie; auch in Kabinetten führt Gewohnheit ihren Zepter. —

„Wie geht es mit Ihren Finanzen? Wie sind Sie im Stande, eine so große Armee und dabei eine Flotte zu unterhalten?“

Unsre Armee hat eine ganz andre Einrichtung als die Ihrige. Nicht das Drittheil der Soldaten steht in Sold, auch haben sich unsre Kompagnie-Chefs nicht so großer Einkünfte, als die Ihrigen, zu erfreuen. Wir haben überdem in Dännemark und Holstein Holz, Vieh und Butter; in Norwegen Eisen und Kupfer; Silber liefern die Kongsberger Gruben, und der Zoll im Sund. Sie wissen so gut als ich, daß ein Staat arm und das Land reich, und umgekehrt, das Land arm und der Staat reich seyn kann. In unsrer Schatzkammer liegen keine Millionen, aber auf unsern Ländereien weiden Viehheerden; unser Landmann sieht froh seiner Freiheit entgegen, und säet nicht — in Sand.

Berlin ist schön, aber diese Schönheit ist wirklich langweilig. Im alten Athen war der Eingang eben so häßlich als der innre Theil der Stadt schön war. In Berlin hingegen ist alles Pallast. Dieß ermüdet das, immer Abwechslung fordernde Auge. Kömmt nun noch der Gedanke dazu, daß viele innerhalb der Stadt wohnen, die kaum trocknes Brod haben, so ist der Abstich traurig in dieser, in andrer Hinsicht lächerlich. Bekannt ist des verstorbnen Königs Eifer, Berlin und Potsdam zu verschönern. Er suchte darin theils seine Phantasie zu befriedigen, theils seiner großen stehenden Armee in Friedenszeiten Verdienst zu schaffen; weshalb auch ein neuer Fond, unter dem Namen, Baukasse, gelegt ward, welcher noch itzt besteht. Er baute außer den öffentlichen Gebäuden, die er aufführen ließ, in den Jahren 1769 — 1777, in Berlin 149 Häuser, und schenkte sie den Besitzern des Grundbodens. In den sechs letzten Jahren seiner Regierung wandte er mehr als eine Million Reichsthaler zur Verschönerung Berlins auf. Der Wilhelmsplatz ist einer der merkbarsten Plätze in Berlin; ein unverkennbarer Beweis des erkenntlichen Herzens dieses großen Königs. In jedem Winkel des viereckigen, mit Bäumen umsetzten Platzes, stehn vier Statuen, welche seine vier geliebten Generale: Seydlitz, Schwerin, Keith und Winterfeld abbilden. So viel ich weiß, zeigt dieser Platz das einzige Beispiel von Statuen, die öffentlich und in einer uneingeschränkten Monarchie Privatmännern errichtet sind. Sollte die Idee des Tordenskiold'schen Monuments

auf

auf dem St. Annenplatz ausgeführt werden: so wäre dieß das zweite Beispiel; doch wäre dieß eigentlich keine Statue.

Verhältnißweise ist keine Residenzstadt in Europa, Wien ausgenommen, so bebauet als Berlin, denn 6500 Häuser umfassen eine Volksmenge von 145000 Seelen. Unter diesen waren im Jahr 1786, 28000 Mann Garnison, 5168 französische Kolonisten und 3272 Juden. Daß Berlin auch gesünder ist als alle andre, haben Süßmilch und Nicolai durch Vergleichung ihrer Todten- und Sterbelisten mit denen der übrigen bewiesen. Begreiflich machen dieß auch ihre geräumigen Gassen und Wohngebäude.

Berlin besteht aus fünf Städten; daher die Ausdrücke: die Residenzen Berlin u. s. w. Wir Präsident, Bürgermeister und Rath hiesiger Residenzen. Der Präsident im Rathe ist zugleich Polizeidirektor und macht nebst einem Polizeiinspektor und zwei Polizeimeistern das sogenannte Direktorium der Polizei aus. Der Reisende wird durch Ansicht der reinlichen Gassen, äußerste Sicherheit bei Tag und Nacht, durch die gänzliche Befreiung von Bettlern in einer Stadt, wo eine so große Garnison ist, und dadurch, daß auf den Gassen weder Auflauf noch Geschrei bemerkt wird, mit Achtung gegen dieß Direktorium erfüllt, wenn er nicht Gelegenheit gehabt hat zu untersuchen, in wie weit dasselbe seine übrigen Pflichten erfüllt. Zwar einige Tage vor meiner Abreise entstand ein Auflauf, einer solchen Art aber, welche keine Polizei verhindern kann. Die Sache war diese:

Unter den vielen Fremden, welche die Revüe nach Berlin zog, befanden sich auch viele junge Englische Offiziere, die zum Unglück zu viel im Beutel und zu wenig im Gehirn hatten. Sie logierten mit dem Herzog von York in dem nämlichen Gasthofe, ließen sich aber durch seine Mitbewohnung des Hauses im mindesten nicht geniren. Sie schlugen in ihren Zimmern Stühle, Spiegel, Tische in Stücken. Klagte der Wirth, so hieß es: setz' es auf die Rechnung! Als sie eines Tages den Aufwärter wacker durchgeprügelt hatten, fertigten sie den Wirth mit der nämlichen Antwort ab: setz' es auf die Rechnung! Wurden sie erinnert: aus Achtung für den Herzog sich ruhig zu verhalten, so rissen sie die Thüre auf und riefen: God damn the Duke! Sie krönten endlich ihre Aufführung durch eine ordentliche Schlacht, einen Boxekrieg vor meinem Fenster auf der Gasse. Acht bis neun wohlgekleidete Engländer kamen anmarschirt; einer von ihnen warf einen Jungen, der in aller Unschuld einen Holzbund trug, zu Boden. Ein eben vorbeigehender Gens d' armes, schalt darüber; sogleich griff ihn einer der Mylords mit geballter Faust an, die andern folgten ihm, und der arme Gens d' armes ward abscheulich mißhandelt. Ein Unteroffizier mit zwei Mann kam von der nächsten Wache herbei, aber sie mußten sich entfernen, weil sie sich aufs Boxen nicht verstanden. Endlich erschien eine hinlängliche Mannschaft, und da ward's Ernst. Man zog, da die Mylords sich nicht auf Diskretion ergeben wollten, die Säbel, theilte einige Schrammhiebe aus, und brachte die Herren nicht ohne

Mühe in eine Artilleriewache, von wo sie Tags darauf mit einer Soldatenbegleitung, des Pöbels wegen, in ihren Gasthof zurück gebracht wurden. Die rothe Dänische Uniform war Ursache, daß einige meiner Landsleute für Engländer gehalten wurden, und wegen obiger Geschichte mehr als einmal auf der Gasse mit einem Deutschen god damn! verfolgt wurden. Einige Tage nach Beendigung der Revüe in Berlin, nahm die in Magdeburg ihren Anfang. Unsre Mylords reisten dorthin, kamen aber nicht weiter als bis ans Thor. Dort ward ihnen durch eine Ordre des Königs bekannt gemacht, daß sie in Magdeburg nicht einpassiren, noch sich auf der Revüe sehen lassen dürften. Ich weiß nicht, wo sie nach dieser schimpflichen, doch verdienten Abfertigung geblieben sind.

Ich wohne auf einem der schönsten Plätze in Berlin, er heißt: unter den Linden, und liegt in der Dorotheenstadt. Dicht vor dem Hause zieht sich eine artige, mit sechs Reihen Lindenbäumen bepflanzte Allee hin. In der Mitte ist ein, nicht gepflasterter, allgemeiner Spaziergang. Auf beiden Seiten stehn Häuser, und in der Nähe die wichtigsten Gebäude, die Akademie der Wissenschaften, Bibliothek, das Komödienhaus, das Schloß, das Zeughaus, und das, seiner schönen Bauart wegen von Kennern so oft gerühmte Opernhaus.

Ich will mit der Bibliothek den Anfang machen, glaube aber nicht, daß ich deine gelehrte Neugier auf irgend eine Weise befriedigen kann. Denn was läßt sich über eine Bibliothek sagen, die nicht in Ordnung ist,

deren erster Bibliothekar, Hofrath Stosch, ein alter Mann ist, der sich nur ein paarmal im Jahr auf der Bibliothek sehen lassen kann; deren zweiter Bibliothekar, der in- und außerhalb Berlin so sehr geschätzte Biester, gerade verreist war, und der dritte sich in den Tagen verheirathete? Nachdem ich mich mit ein Paar Handlangern, welche nur gewöhnlicher Reisenden Neugier durch Vorzeigen der Campi Phlegraei und andrer Zierden der Bibliotheken, die ich weder gesehen noch zu sehen verlangt hatte, zu sättigen verstanden, unterhalten hatte, erschien endlich Hr. W**, der dritte Bibliothekar. Ich erzählte ihm: ich hätte in Möhsens Beiträgen zur Geschichte der Wissenschaften in der Markbrandenburg S. 89 gelesen, daß unter ihren Handschriften sich eine Sammlung, von Fürsten und andern Herrn an den bekannten Thurneiser geschriebner Briefe befände. Ich wünschte diese, vornehmlich die von Möhsen benannten Briefe Friedrichs II. und einiger Dänischen Edelleute an ihn, zu sehen. Thurneiser war, wie bekannt, ein berühmter Alchymist des sechzehnten Jahrhunderts, gebohren in Basel 1530. Er durchreiste Europa, Asia und Afrika, schrieb sein Werk Piso, ward vom Churfürsten Johann Georg in Brandenburg zum Leibmedikus angenommen, machte viel Aufwand, und stand in grossem Ansehen. Im Grauen Kloster zu Berlin, wo itzt unter Büschings Aufsicht das vereinte Berlinische und Köllnische Gymnasium ist, unterhielt er 200 Personen, Drucker, Laboranten u. s. w. und ward hier

oft mit dem Besuch des Churfürsten und mit Briefen weit und breit beehrt. — Die Antwort des Bibliothekars hieß: Handschriften könnten nicht ausgeliehen werden. Ich sagte: mit nach Hause zu nehmen wünschte ich nicht, sondern nur sie zu sehen, zu durchblättern, und eins und das andere auf dem Bibliothekſale daraus zu exzerpiren. In Briefen eines Dänischen Königs an einen Privatmann, welche vor 250 Jahren geschrieben wären, könnte ich keine Geheimnisse erwarten. Ich bat um den Katalog, und wünschte, um selbst nachzusuchen, in den Saal der Handschriften gehen zu dürfen. Das letzte erlaubte er mir, aber einen Katalog erhielt ich nicht. Kaum war ich herein, als er, Geschäfte vorwendend, mich verließ. Bewacht von einem Kustos war ich hier allein, und durchsuchte ein Chaos, wo alles durch einander geworfen war. Nichts fand ich, außer einem Kodex von Sinesius Episteln mit Anmerkungen; ich legte für unsern Freund Block, der an einer Ausgabe derselben gearbeitet hat, Zeichen hinein. In Leipzig ist auch ein solcher Kodex, ich sah ihn vor einigen Jahren. Nachher bin ich noch einigemal auf der Bibliothek gewesen, habe aber weder den Katalogen noch Bibliothekar gefunden. Das letztemal ließ er mir durch einen Kustos sagen: man habe die Briefe gesucht, sie müßten aber nicht da seyn. Von Langebeks Scriptoribus waren nur die drei ersten Theile da. Ob die Bibliothek, wie man behauptete, aus 160,000 Bänden bestehe, muß ich ungesagt seyn lassen. Sie sind in einem großen Gebäude aufgestellt, welches der verstorbene König vor zehn Jahren

aufrichten ließ, und welches man in Berlin seiner sonderbaren Bauart halber nicht mit Unrecht die Schublade nennt.

Die Akademie der Wissenschaften versammelt sich jeden Donnerstag in einem, zwei Stockwerk hohen Gebäude; das unterste Stockwerk ist der den Gens d'armes zugehörige Stall; das oberste hat zwei Abtheilungen, deren eine der Akademie der Wissenschaften, die andre der Kunstakademie bestimmt ist. Professor Bode führte mich ein. Ich fand eine zahlreiche Versammlung. Hier sah ich Merian, Selle, Achard, Teller, Denina, Walther, Ramler und mehrere. Es wurden zwei naturhistorische Abhandlungen vorgelesen. Die in Deutscher Sprache, vom Oberkonsistorialrath Silberschlag, handelte von einem Schuppenthier aus Tranquebar, das ein Dänischer Missionär nach Halle gesandt hatte. Die andre war Französisch, enthielt eine Nomenklatur der Farben und etwas vom Uebergange der Farben zu einander. Beide Abhandlungen, vorzüglich die erste, wurden unter einem fortlaufenden sehr lauten Gespräch der übrigen Mitglieder verlesen, welches die Aufmerksamkeit sehr störte. Während der Vorlesung kam Herzberg; man empfing ihn so ganz ohne Zeremonie, daß man nicht den Minister, nur den Gelehrten sah, der in eine Republik Gelehrter tritt. Er nahm, als Kurator der Gesellschaft, die oberste Stelle zwischen Merian, dem Direktor der philosophischen Klasse und Bibliothekar der Akademie, und dem alten ehrwürdigen Formey ein, der 46 Jahr lang Sekretär

der

der Akademie gewesen ist. Seit Maupertuis Tode (1759) hat die Akademie keinen Präsidenten gehabt. — Das einzige Unrepublikanische bemerkte ich: daß für den bekannten und gegenwärtig alles vermögenden Minister Wöllner, der dennoch demüthig genug ist ein ordentliches Mitglied der Akademie abzugeben, immer ein Stuhl ledig stehn muß. Aus Eitelkeit ward diese Akademie gestiftet, und aus Grundsätzen wäre sie beinahe aufgehoben. Charlotte, Friedrichs I. Gemahlin, hatte viel Verstand; in einem ihrer Briefe an Leibnitz schrieb sie: „Glauben Sie nur nicht, daß ich die Größe und Kronen, auf welche man hier so viel Werth setzt, den Reitzen der philosophischen Unterhaltungen in Charlottenburg vorziehe.“ Friedrich, der aus Eitelkeit die Königskrone auf sein Haupt gesetzt, aus Eitelkeit seine Finanzen zerrüttet hatte, willfahrte gleichfalls aus Eitelkeit seiner Gemahlin darin, daß er dem Leibnitz den Auftrag zur Entwerfung eines Plans gab, nach welchem die Gesellschaft 1700 gestiftet ward. Leibnitz ward ihr erster Präsident. Friedrich Wilhelm war zwar nicht eitel, hatte dafür aber den andern Fehler: nichts für reel zu halten, als seine Armee und seine Schatzkammer. Man erzählt von ihm: Er hörte, da er als Prinz 1709 auf einem Zuge in Flandern begriffen war, einen Englischen Offizier behaupten: sein Vater sey ohne Hülfstruppen von England und Holland nicht im Stande, eine Armee von 20,000 Mann zu unterhalten. Dieß machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er beschloß, wenn er König würde, seine Finanzen so in Ord-

nung zu richten, daß er nicht allein mehr als 20,000 Mann, sondern auch ohne Hülfsvölker unterhalten könne. Er hielt Wort, und hinterließ 1740 seinem Sohne 60,000 Mann, und acht Millionen Reichsthaler. Da er aber seinen Schutz jedem Dinge, dessen Nutzen er nicht einsahe, versagte, so verachtete er die Wissenschaften, die er nicht kannte. Daß eine Gesellschaft der Wissenschaften zu etwas doch nütz sey, sah er erst damals ein, als sie ihm den Vorschlag that: ein medizinischchirurchisches Kollegium zu errichten, welches junge Chirurgen für die Armeen bilden sollte; und dieser Vorschlag rettete die Gesellschaft von ihrem völligen Untergange. Dieses Collegium medicochirurchicum ist seitdem unter Walthers und Meckels Leitung in großes Ansehen gekommen; Kenner erklären das anatomische Theater desselben für eins der besten in Europa. Hier wird im Winter und Sommer die Medizin und Chirurgie nach ihren vornehmsten Theilen durch sechs Professoren vorgetragen. Dieß Kollegium wird auch selbst von denen besucht, die auf Universitäten als Doktoren der Medizin bereits promovirt haben, und ihre Kenntnisse zu erweitern wünschen. Sechzehn junge Chirurgen werden auf königliche Kosten erhalten; es wird ihnen, so lange sie im Kollegium studiren, jährlich hundert Thaler ausgezahlt.

Ich war bei Büsching und fand ihn sehr schwach, zwar nicht bettlägrig, doch sehr engbrüstig redend. Er klagte mir: daß, ob er gleich nur 67 Jahr alt sey, seine Kräfte doch täglich so sehr abnähmen, daß er täglich den Tod vor Augen sähe. Mit viel Vergnügen erinnerte

nerte er sich seines Aufenthalts auf Sorøe, und erzählte mir verschiedene Anekdoten, die er in seiner Lebensbeschreibung angeführt hat. Mit unserm Indigenatrechte war er durchaus unzufrieden. Ich schwieg; denn es hält schwer, einem alten ehrwürdigen Mann zu widersprechen. Er zeigte mir seine schöne Bibliothek; doch ward er nach Verlauf einer Stunde so abgemattet und engbrüstig, daß ich, für ihn fürchtend, ihn verließ.

Nicolai hab' ich nicht gesehn. Er lebt auf einem großen Fuß, steht aber in Berlin nicht in dem Ansehn wie außerhalb. Engel bewies, daß jener ein Jesuit sey, durch folgendes Argument:

„Nicolai schilt allezeit auf seine Ordensbrüder; dasselbe thun die Jesuiten. Nicolai drängt sich in alle Gesellschaften ein; dasselbe thun die Jesuiten. Noch eins: Nicolai spricht schlecht Latein; so auch die Jesuiten."

Mit Kapitän F. hab' ich einen Besuch beim englischen Minister Mr. Eden, demselben, welcher vor einigen Jahren Gesandter in Kopenhagen war, abgelegt. Dieser fragte mich: ob ich den Professor Thorkelin kennte; ob er noch in England sey? Ich erwiederte: ich sey noch am Abend vor meiner Abreise, in Kopenhagen mit ihm in Gesellschaft gewesen. So hat er doch, sagte er, das Anerbieten ausgeschlagen, Bibliothekar des Brittischen Museums zu werden? eine sehr ehrenvolle Stelle, und die über 2000 Reichsthaler einträgt; mein Schwager hat sich viel Mühe gegeben, ihn zu überreden. Was hat er als Archivarius dort

einzu-

einzunehmen? fragte er. Nur 500 Rthlr. — Wir wunderten uns alle, daß ein Mann, der so eingenommen für England ist, als Prof. Thorkelin, aus Liebe zu seinem Vaterlande ein so ehrenvolles und einträgliches Amt ausschlägt. Dieß muß für ihn wahre Hochachtung erwecken, und sollte zu seiner Ehre öffentlich bekannt gemacht werden.

Ueber das Kapitel von Krieg und Frieden lag in Berlin eben so viel Geheimdunkel, als hier in Dresden über das der Polnischen Krönungswahl. In Berlin wettete man an öffentlichen Orten 100 gegen 1: es werde nicht zum Krieg kommen. In Dresden, wo über öffentliche Angelegenheiten bey weitem nicht mit der Freimüthigkeit, wie in Berlin gesprochen wird, habe ich die Polnische Krönungswahl noch nicht einmal öffentlich nennen hören. So viel soll indeß wahr seyn, daß der Churfürst noch keinen Entschluß gefaßt, und sich zuvor in einem und andern Punkt gesichert wissen will. Ueberdem ist ihm der Polnische Thron noch durch keine ordentliche Gesandtschaft angetragen, welches nothwendig geschehen muß, ehe er sich erklärt, und welches wohl, bevor man über diese Punkte einverstanden ist, nicht geschehen möchte. Leb wohl!

---

## 3.

Dresden, den 14. Junius.

Bei jedem Schritte im Preußischen Gebiete wird ein Reisender an den vorigen unsterblichen Beherrscher desselben erinnert. Ein paar Betrachtungen über seine Art, Toleranz und Justiz in seinen Staaten einzuführen, wirst du mir zu machen erlauben.

Vor der Justiz ist der Prinz dem Bauer gleich — und: Hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden; in diesen beiden bekannten Redensarten liegen, nach meinem Bedünken, zwei der anerkennbarsten Grundsätze Friedrichs des Großen. Wenn ich seine Verachtung der Religionslehrer, die wohl einige unter ihnen verdienen mochten, die aber doch nie ein Fürst sich gegen einen ganzen Stand, wenn er auch minder ehrwürdig und im Staate minder nothwendig als dieser wäre, zu Schulden kommen lassen darf; wenn ich diese allgemeine Geringachtung ausnehme, die selbst seine eifrigsten Anbeter als einen Flecken in seinem ruhmvollen Leben betrachten: so hat doch wohl kein Fürst mit größerem Nachdruck, mit minderm Zwang und durch weniger Mittel Toleranz in seinen Staaten eingeführt und sie beschützt als Er. Zu bekannt war seine Denkart in Hinsicht auf Denk- und Preßfreiheit,

so wie die unerschütterliche Standhaftigkeit, womit er seine Grundsätze festhielt, als daß er nöthig gehabt hätte, durch Edikte die Verfolgung Meinungen halber zu verbieten. Ohne durch eine einzige Verordnung in Schutz genommen zu werden, fanden sich Toleranz und Preßfreiheit in seinen Staaten ein. La tolerance est une tendre mere (schrieb er,) qui soigne les empires et et les fait fleurir — und dieß war das einzige in dieser Sache ergangne Gesetz. Glücklich sind die Reiche, welche von philosophischen Fürsten, deren Meinung so viel Gewicht hat, regiert werden! Sed quantum mutatus ab illo! — Friedrich starb; die Preßfreiheit verschwand, und mit ihr die Toleranz — — Spalding und Teller haben das Oberkonsistorium verlassen, und mehrere aufgeklärte Männer stehen im Begriff dasselbe zu thun. Zu Ersetzung ihrer Stellen sind die eifrigsten Orthodoxen ernannt, und — man sagt es laut — das Oberkonsistorium ist in ein Polizeigericht verwandelt.

Auf eine ganz andre Weise mußte Friedrich verfahren, um Justiz in seinen Staaten einzuführen; hier mußte er durch Gesetze und Verordnungen wirken. Deutschland hat bekanntlich sein jus civile wie sein jus canonicum aus Italien erhalten. Das jus civile Romanum ward durch einen Reichstagsbeschluß unter Kaiser Maximilian im Deutschen Reiche in allen den Fällen authorisirt, in welchen nicht entweder die alten Gewohnheiten, welche die Sachsen im sobenannten Sachsenspiegel, und die Franken im Schwabenspie-

gel

gel gesammelt hatten, oder auch ein fürstliches Edikt das Gegentheil beföhle. Man braucht nur einigermaßen die Römische Geschichte, Regierungsform und Sitten zu kennen, und auch, ohne die schärfsten Begriffe von Gesetzgebung zu besitzen, dieselben mit Deutschlands Verfassung zusammenzuhalten, um einzusehen, welch eine ungemeine Verwirrung die Einführung des Römischen Rechts und Mischung desselben mit den alten Herkommen verursachen mußte. Natürlich sah Friedrich dieß ein, und suchte dem abzuhelfen. Schon Sachsen hatte ein Beispiel dieser Art in seinem Codex Augusteus gegeben, welchen August II. 1724 bekannt werden ließ. Friedrich theilte bald nach dem Dresdner Frieden 1746 in einem Briefe von 14 Jan. seine Gedanken über ein neues Gesetzbuch für seine Staaten dem Staatsminister Cocceji mit. Dieser, zwar ein gründlich gelehrter Mann, war, wie die mehresten Juristen der Zeit, sehr für das Römische Recht eingenommen. Der erste Theil seines Corpus juris Friedericianum, welches einen Auszug der in den Preußischen Staaten gültigen Gesetze und Verordnungen enthielt, erschien zu zu Halle 1749, der zweite 1751. Justinian blickte auf jeder Seite hervor; man vermißte Deutlichkeit, und das mühsam ausgearbeitete Werk ward vergessen. Man half sich so gut man konnte bis 1780, als eine neue Sonne über die Preußische Gesetzgebung aufzugehen begann. Eine wichtige Veranlassung dazu war die berüchtigte Sache gegen den Müller Arnold. Fürst fiel in Ungnade, und erhielt seinen Abschied; Carmer

ward aus Schlesien berufen und an seiner Stelle Groß-kanzler. Dieser erhielt sogleich den Auftrag, eine neue Justizreform für die Preußischen Staaten zu entwerfen. Der König schrieb in einer Kabinetsordre vom 14 Aprill 1780: „Es ist gegen die Natur der Dinge, daß der Richter nicht selbst die Klagen der Partheien hört, und daß sie ihm bloß durch Advokaten, deren Vortheil es ist, die Prozesse zu vermehren und in die Länge zu ziehn, mitgetheilt werden. Es ist ganz natürlich, daß der Richter, welcher die Akten erst dann erhält, wenn die Advokaten sie verdunkelt, oder durch ihre Schriften verändert haben, den wahren Gesichtspunkt verfehlt, und einen falschen, von einem andern ihm gebahnten Weg verfolgend, ein ungerechtes Urtheil fällt. Ich kann mir's nicht denken, daß irgend ein weiser Gesetzgeber des Alterthums einen so wenig natürlichen Prozeß vorgeschrieben habe, und glaube vielmehr, daß er eine Folge der Barberei späterer Zeiten und der Trägheit der Richter sey." — — Aus diesem Grunde wurden die Advokaten abgeschafft, und an deren Stelle sogenannte Assistenz-Räthe angesetzt, deren Benennung wieder in die der Justizkommissarien, wie sie gegenwärtig heißen, umgeändert wurde. Sie haben festes Gehalt, überdem noch ein verhältnißmäßiges Honorarium, welches das Tribunal zu bestimmen hat. Sie dürfen itzt nicht mehr nothwendig vom Tribunal ernannt werden, sondern die Partheien haben die Erlaubniß, sie sich selbst zu wählen. Einsichtsvolle Preußische Juristen, mit welchen ich darüber sprach, behaupten: daß auch diese Justizkommissarien abgeschafft wer-

werden, und daß die Partheien, wenige Fälle ausgenommen, immer selbst erscheinen müßten. Dieß würde, meinen sie, viele unnöthige Prozesse verhindern, auch hätte niemand nöthig, Formalitäten, deren es in Preußen gar nicht mehr giebt, zu befürchten. Der vierte Theil des neuen Preußischen Gesetzbuches wird in diesen Tagen die Presse verlassen, und dieß wichtige Werk, welches unter des Großkanzler Carmers Aufsicht begonnen und beendigt ward, geschlossen. Es soll in allen Preußischen Staaten, Schlesien ausgenommen, rechtsgültig seyn, doch solchergestalt, daß die örtlichen Gewohnheiten, welche nicht ohne Gewaltsamkeit gehoben oder unter ein allgemeines Gesetz gebracht werden können, besonders in Betracht gezogen, und für jede Provinz, wo es nöthig ist, in eine besondere, dem allgemeinen Gesetz, als Anhang beizufügende Verordnung verfaßt werden sollen. Diese noch rückständigen Verordnungen werden so vielfach als Provinzen sind, deren verschiedene Verfassung eben so viele Abweichungen vom Gesetz nothwendig macht.

Ueberall in den Preußischen Staaten, von Pommern bis Schlesien und von der Alten Mark bis an Ostpreußens Gränzen, sind die Bauern Leibeigne; doch mit Unterschied. In Pommern, wo der Adel sehr zahlreich und sehr arm ist, sind auch die Frohndienste sehr groß; die Bauern haben auf ihren Hofstellen 240 Frohntage. Der vorige König hatte gewisse Provinzen, auf welche er mehr als auf andere hielt. Zu diesen gehörte auch Pommern; denn die

Pommerschen Soldaten machen den Kern seiner Infanterie aus. Man sieht aus Herzbergs Abhandlungen, daß der König diese Provinz gleich nach dem siebenjährigen Kriege mit einer verwundrungswürdigen Freigebigkeit unterstützte. Er schenkte ihr am baaren Gelde 1,333,000 Reichsthaler, und 12,327 Pferde, außer einer großen Menge Saatkorn aller Art. Er sandte den berühmten Brenkenhof nach Pommern, um durch ihn eine Berechnung über die Verfassung des Landes zu erhalten. Nach seinem Berichte befanden sich in dem Dorfe Czardinamero, dessen Boden sehr sandig, zwölf adliche Familien, welche zusammen 59 Personen ausmachten. Ein Wärter und noch eine Person waren die einzigen Nichtadlichen, doch hatten auch diese Fräuleins geheirathet. Die beglücktesten unter allen Preußischen Provinzen sind die im Westphälischen Kreis liegenden. Hier wohnet ohngefähr eine halbe Million Menschen, welche nicht Leibeigne sind, deren Frohndienste leicht und bestimmt, und die weder durch Monopole noch Akzise gedrückt, auch von Enroullirung zu Soldaten befreit sind. Sie werden auch dieser Privilegien und der Fruchtbarkeit ihres Landes halber von ihren Mitbürgern in dem Brandenburgischen Sandlande nicht wenig beneidet. König Friedrich II. sah so sehr als möglich ein, wie wichtig für den Ackerbau Freiheit und Eigenthum sey. Um diese zu befördern, mußte er sich aber nothwendig den Adel zum Feinde machen, und den hatte er zu seiner Armee nöthig. Er besaß überdem die Schwachheit,

daß

daß er einen zu großen Unterschied zwischen den Edelleuten und andern Menschen machte. Auch war sein Grundsatz: jeder Provinz und jedem Stande ihre Privilegien, auch wenn sie durch Mißbrauch erworben und schädlich wären, behalten zu lassen, der Bauernfreiheit hinderlich. Ueber diesen Punkt hat er, wie ich weiß, mehr als einmal ernsthafte Unterredungen gehabt. Er erleichterte der Bauern Kettenlast ohne sie davon zu befreien; dieß fand er in seiner Verfassung nicht rathsam: jenes aber war eine Folge seines Grundsatzes: Vor der Justiz ist der Prinz dem Bauern gleich. Seine Denkart in diesem Punkte würde sehr lobenswerth gewesen seyn, wenn er ewig hätte regieren können; da aber sein Szepter in seiner Nachfolger Hände übergehen mußte, so wäre es wohl Pflicht und größere Weisheit gewesen, wenn er nicht bloß Mißbräuchen entgegen gewirkt, sondern sie gehoben und dadurch der Schwäche seiner Nachfolger vorgebeugt hätte. Keiner opfert gewiß mit größerer Wonne auf dem Altar, den ganz Europa Friedrich II. aufbaute; aber auch die Wahrheit hat ihren Altar. Friedrich war ein Mensch, dessen Vollkommenheiten zu groß sind, als daß man auch seine Unvollkommenheiten zu verhehlen nöthig haben sollte.

Gesehn hab' ich das Schloß in Berlin, es lohnt sich aber nicht der Mühe, vielweniger des Dukatens, den der Kastellan für seine Mühe erhält. Altväterischer Geschmack, kleine ganz prachtlose Wohnzimmer, nicht nahe genug an denen zu Audienzen bestimmten Zimmern

gelegen. Das einzige Anmerkenswerthe schienen mir die Fensterscheiben, deren jede 18 Reichsthaler kostet, ein Spiegelglas 102 Zoll hoch und 52 breit, und ein Gemählde von Correggio, welches einen Herzog von Ferrara mit seiner Familie darstellt, und 30,000 Reichsthaler gekostet hat.

Die Wege sind im Brandenburgischen schlecht. Freilich ist der Sand viel schuld; doch sind sie auch vernachlässigt, welches man in einem Staate, in welchem die Regierung so viel für das allgemeine Beste gethan hat, nicht erwarten sollte. Selbst auf dem Wege zwischen Berlin und Potsdam, wo beständig Gewühl ist, und der nur vier Meilen weit reicht, wird man von Sand und Staub gequält, und muß jeden Augenblick fürchten mit den Pferden stecken zu bleiben. Erst vor kurzem hat man hier eine Chaussee anzulegen angefangen. Wenn die Lage Berlins in Ansehung der übrigen Provinzen nicht so vortheilhaft gewesen wäre, daß sie eben so leicht zu Wasser durch Flüsse und Kanäle ihre Handels- und Fabrikwaaren absetzen, als ihre Bedürfnisse zurück erhalten könnten: so würden die Landwege besser geworden seyn, und der Reisende hätte mit Vergnügen das Wege- und Brückengeld bezahlt, das man itzt nicht ohne Aerger jeden Augenblick ausgeben muß — um auf schlechten Wegen fahren zu können.

Am 28. Mai reiste ich von Berlin nach Potsdam. Wer dort gut logiren will, muß sich an Palborn auf dem Koffehause wenden; denn alle Wirthshäuser sollen schlecht seyn. Potsdam ist schön, aber uninter-

interessant. Die öden Straßen, die Beinkleider und andre Aushängsel der pallastgleichen Häuser, verrathen daß das Innre dem Aeußern nicht entspreche; und dieß ist in der physischen Welt so unangenehm als in der moralischen. Was aber Potsdam selbst abgeht, das haben Natur und Kunst der Gegend rund umher in reichem Maße zugetheilt. Diese ist äußerst reitzend, und prangt mit Gebäuden und Denkmählern, welche von Reisenden gesehn und bewundert zu werden verdienen. Wenn Versailles und die Peterskirche verschwunden und vergessen sind, nach Jahrtausenden noch, wird man Sanssouci neben Friedrich nennen, es wissen, daß er es war, der als Held aus Kriegen zurückkehrend, hier seinen Freunden, den Musen und seinem Lande lebte. Mich überlief ein heiliger Schauer, als ich in den Saal trat, in welchem er gewöhnlich mit Voltaire, d'Argens, Algarotti, Jordan und den übrigen, die seine Freundschaft verewiget hat, sich versammelte. In einer Nische steht Apoll, den Lukrez in der Hand; dabei ist geschrieben:

Te sociam studio scribundis versibus esse
Quos ego de rerum natura pangere conor.

In einer andern Nische steht Venus Urania, welche Lukrez in diesen Versen anspricht. Sanssouci liegt auf einer Höhe, von wo herab die Aussicht vortrefflich ist. Es besteht nur aus einem Stockwerk, an dessen beiden Seiten sich ein runder Pavillon schließt. In dem einen war seine Bibliothek, und in dem andern Voltaires Zimmer. Dieser hatte nur ein Zimmer mit

einem Alkove dran. Dicht an die Bibliothek stieß des Königs tägliches Zimmer auch mit einem Alkove. Fremde durften überall herumgehen und Sanssouci besehen, nur diesen Alkoven ausgenommen, in welchem der König seine Kostbarkeiten verwahrt hielt. Jetzt ist in diesem Zimmer alles verändert. Vergebens fragt man hier nach seinen Reliquien, z. B. dem Stuhl, in welchem er, gleich Rousseau, von der Natur Abschied nahm. Diesen besitzt Prinz Ferdinand, des Königs Vaterbruder. Der jetzige König hat statt der alten Meublen neue hineinsetzen, die Bibliothek hat er ganz unangerührt gelassen. Puysegurs art de faire la guerre liegt auf einen Bücherpult aufgeschlagen, so wie ihn der verewigte König verließ.

Bekanntlich hatte Friedrich II. einige Hunde, auf die er viel hielt, und die er im Garten zu Sanssouci begraben, und auf den Leichenstein über jeden ihre Namen und Thaten setzen ließ. Kurz vor seinem Tode ließ er ihre Särge aus den Grabhöhlen nehmen, und sie in ein großes, auf allen Seiten ausgemauertes Grab im Garten bei einander setzen. Wie mir glaubwürdige Männer erzählten, hat er befohlen, daß auch sein Sarg in dieses Grab neben den Leichenkisten der Hunde hingesetzt werden solle; er wünschte auch nach seinem Tode in der Gesellschaft derer zu seyn, die ihn in seinem Leben durch ihre Gesellschaft unterhalten hätten. Doch hat man diesen Befehl unbefolgt gelassen. Die Särge der Hunde wurden aus dem Grabe wieder heraus und in ihre vorigen Grablöcher gebracht, auf welchen ich die

Lei-

Leichensteine gesehn habe. Das für den Leichnam des Königs bestimmte Grab ist, heißt es, zugeworfen. Doch sieht man die Stelle noch deutlich. Sein Sarg ist in der Potsdamer Garnisonkirche beigesetzt. Vor dem Altar sieht man eine Thür, welche unter der Kanzel durch in eine Kapelle führt, die einem Altoven gleicht; in dieser stehen zwei Särge: in dem einen, welcher von Blech ist, liegt Friedrich II. in dem andern, welcher von Marmor, liegt sein Vater. Auf den beiden Seiten der Kanzel stehen Mars und Minerva in kolossalischer Größe. Unstreitig ist dieß alles sowohl simpel als grotesk.

Nicht weit von diesem merkwürdigen Sanssouci stehen rechts und links zwei prächtige, ein Stock hohe und zu einander passende Gebäude. Das eine heißt man das Kavalleriehaus; es wird zu Assembleen, Komödien, u. s. w. gebraucht. Das andre enthält eine sehr merkwürdige Bildergallerie, welche 178 Gemählde aufweiset, unter welchen Lazarus Erweckung von Rubens, die man wie Correggios Nacht in Dresden anpreist. Ich übergehe das, mit königlicher Pracht erbaute neue Palais; Belvedere, welches eine treffliche Aussicht bietet; den Antikentempel, dessen Münzen Beyer und Winkelmann beschrieben haben, und dessen übrige Alterthümer von einem Sachkundigen beschrieben zu werden verdienen. Ich übergehe die vielen herrlichen Statüen, und will bloß mich bei dem Denkmahle, das mich am meisten interessirte, aufhalten: einem Tempel der Freundschaft, den der König zur Erinnerung an seine geliebte Schwester, die Markgräfin von Baireuth,

aufrichten ließ. Es besteht aus einem offnen runden Gebäude mit einer Kuppel, die auf 10 Korinthischen Säulen ruht, an welchen eben so viel Medaillons herabhängen, welche Männer, deren Freundschaft die alte Geschichte verherrlicht hat, abbilden: einen Aeneas und Achates, Herkules und Theseus, Perithous und Theseus u. a. Innerhalb des Tempels sitzt die Göttin Freundschaft in einer so majestätischen Stellung, daß man sich nicht darüber wundern darf, daß ihr ein Tempel errichtet ward. In der rechten Hand hält sie ein Buch, und — rathe, was dieß majestätische Wesen in der Linken hält? — einen Schooßhund.

Das 2. Stück des 99. Bandes der allgemeinen Deutschen Bibliothek macht viel Aufsehen. Es enthält nur eine einzige Rezension von Zimmermanns allgemein verhaßten Fragmenten über Friedrich den Großen, und wird auch besonders unter dem Titel: Freimüthige Anmerkungen über u. s. w. verkauft. Zimmermann wird hierin ohne Schonung behandelt, seine dreisten und falschen Anekdoten werden gründlich widerlegt. Man findet darin merkwürdige, aktenmäßige Beiträge zu den geheimsten Vorfällen in Friedrichs Leben. Das 5. Kapitel, welches von Friedrichs vorgeblich Griechischem Geschmacke in der Liebe handelt, ist überschrieben: von Verstümmlung, nimmt 41 Seiten ein, und ist, wie ich glaube, ohne Beispiel. Die Wahrheit hat sich hier in die Nothwendigkeit gesetzt gefunden, alles das zu benennen, was

Wohlanständigkeit und Delikatesse selbst dem Ungebildetsten zu nennen verbieten.

Thümmel in Koburg, der Verfasser Wilhelminens, hat seine Reisen in die südlichen Provinzen Frankreichs herausgegeben. Gelesen hab' ich sie nicht; aber denkende Männer rühmten sie mit so viel Wärme, daß ich gewiß bin, wir werden beide begierig seyn, sie zu lesen.

## 4.

Dresden den 17. Junius.

Drei Tage hielt ich mich in Potsdam auf, und miethete mir dann ein Fuhrwerk bis Dessau, welches zwölf Meilen von Potsdam trennen. Ungeachtet die Preußische Sandplage den Reisenden bis an die Elbe, welche die Scheidung zwischen dem Anhalt-Zerbstischen und Dessauischen macht, das ist, bis eine Vierthelmeile vor Wörlitz verfolgt; ungeachtet mein Kutscher nur auf der ersten Meile wegkundig war und ein paarmal fehl fuhr, kam ich doch Abends spät in Wörlitz, welches noch zwei Meilen von Dessau liegt, an. Ich stieg vor einem vortrefflichen Gasthofe ab, welchen der Fürst auf seine Kosten bauen ließ, und dessen Bequemlichkeit, verbunden mit der angenehmen, durch viele vom Fürsten gemachte Anlagen verschönten Gegend, die Reisenden in Menge an sich lockt. Das Schloß, dessen Garten dicht an den Gasthof stößt, kann kaum den Namen eines Schlosses verdienen; doch, so klein es auch ist, so niedlich und schön ist es eingerichtet. Ueber dem Eingang liest man:

„Liebe und Freundschaft haben es gebauet,
„Einigkeit und Ruhe mögen es bewohnen,
„So werden häusliche Freuden nicht fehlen.

Beim Eingange tritt man in einen runden Vorsaal, auf beiden Seiten mit Inschriften, deren eine so schließt:

„Allmächtiger! laß mich der Wahrheit treu
„Mein Herz der Unschuld weihn,
„O dann, dann wird mir die Natur stets neu
„Und ewig reitzend seyn.

Die mehrsten, sehr hübschen, Meublen sind von Birnbaumholz. Die Zimmer sind mit Geschmack aber nicht prächtig verziert. Das Bibliothekzimmer war eben so eingerichtet, wie das zu Sanssouci, und enthielt, wie jenes, die besten neusten Werke in der Geschichte und in den schönen Wissenschaften. Der Fürst war immer ein Freund der Lektüre, doch wechselt er itzt mehr mit Jagd und Freuden des geselligen Lebens. Da er oft Besuche von den umher wohnenden Fürsten und der königlichen Familie in Berlin erhielt: so ließ er seiner kränklichen Gemahlin ein kleines Lusthaus im Garten erbauen, wo sie sowohl im Winter als Sommer sehr einsam lebt. Ihre Gesellschaft besteht aus ein paar jungen Fräulein. Ihre Hofdamen sehen sie nicht, außer wenn sie einmal zwischendurch sie von Dessau aus besuchen. Der Fürst hat nur einen Sohn, welcher mit der Tochter des Preußischen Prinzen Ferdinand verlobt ist. Der Garten ist schön, im Englischen Geschmack angelegt, und mit manchen Dingen verziert, in welchen, wie mich dünkt, die Kunst oft sichtbarer ist, als Geschmack und Erfindung. Mich interessirte vorzüglich ein Kirchhof in Form eines Gartens, auf welchem

chem ein, 11 Fuß langer und 6 Fuß hoher, Sarkophag stand. Auf jeder Seite ein Genius, jeder hielt eine Schreibtafel. Auf der einen liest man folgendes vom Fürsten selbst verfaßt:

„Gefüllt mit Ueberbleibseln der Gebeine vor uns
Verstorbener,
Die uns zu unsern Wohnungen Platz einräu-
men,
Wie wir andern Platz wieder machen werden.

Auf der andern Seite folgendes von Klopstock:

Die noch sterblichen Kinder der Erde
Werden Geschlecht auf Geschlecht
Auch so sich alle versammeln,
Bis sie dereinst vollendet, mit neuem Leben umgeben,
Nach vollbrachtem Gericht zu einer Seligkeit kommen.

uf der dritten Seite steht:

1 7 7 3
Aus nächst umliegendem Boden
hier zusammengebracht.

Der Fürst hat zwei Brüder, welche beide im Dessauischen sich aufhalten. Mit dem einen, Georg, welcher Domherr in Magdeburg ist, lebt er auf sehr freundschaftlichem Fuße; der andre, Albert, ist Menschenfeind, sieht einem veralteten Studenten gleich, und geht mit niemand um. Von seiner Gemahlin, einer Gräfin von Lippe-Weißenfels, hat er sich scheiden lassen.

Das

Das Philantropin in Dessau ist nicht mehr, was es zu Basedows Zeit war. Alles hat seine Periode. Die Anzahl der Zöglinge ist 20, unter welchen auch ein Sohn des berüchtigten Trenk. Die Aufsicht über das Philantropin führen Professor Feder und Professor du Toit, ein Schweizer.

Im Dessauischen hat der Bauer weder Freiheit noch Eigenthum. Der Vater des jetzigen Fürsten, Schnurrbart genannt, kaufte alle Güter in Dessau an sich, und sie sind seitdem, theils in allzu große Theile zerlegt, verpachtet, deren Boden von Taglöhnern bebaut wird, theils in kleinere Theile, die von Leibeignen, welche Frohndienste thun, bewohnt werden. Sehr wenige besitzen eignes Land. Die Akzise ist strenge, auch wird strenger dabei verfahren, als im Churſächsischen. Daher ist auch Dessau ein theurerer Wohnort als 'Leipzig', wenn man Feurung und Hausmiethe ausnimmt.

Von Dessau nahm ich meinen Weg übor Torgau nach Dresden. Zwei Meilen von Dessau beginnt das Churſächsische. Torgau, wo ich Abends um sieben Uhr ankam, liegt acht Meilen von Dessau entfernt. Sobald ich meine Sachen vom Wagen gepackt hatte, ging ich aus, um vor Sonnenuntergang das Zuchthaus zu besehen. Die Idee ist sehr rühmlich, daß man einige der vielen in Sachsen liegenden Schlösser zum allgemeinen Nutzen anzuwenden sucht. Die Schlösser in Torgau und Zittau sind in Zucht- und Arbeitshäuser verwandelt. Es wäre zu wünschen, daß derselben mehrere, die zum höchsten einmal

mal im Jahr einem Hofe zur Belustigung dienen, entweder zu mehrerm Nutzen verwandt oder niedergerissen würden. Wo sie, so wie in Sachsen, auf einander gehäuft sind, kann bei einem Reisenden, der ihren Nutzen mit dem, was dergleichen Schlösser zu unterhalten kosten, zu vergleichen weiß, leicht der traurige Verdacht entstehen: daß man hier in dem Wahn stehe, die Unterthanen seyen der Fürsten wegen, und nicht der Fürst der Unterthanen wegen da. Es war beinahe acht Uhr, und man ging, hieß es, zu Bette; ich ward daher nur mit Mühe eingelassen, und sah weiter nichts als den Aufenthalt der weiblichen Bewohner. Ich fand hier die nämlichen Fehler, die man bei Einrichtungen dieser Art so allgemein bemerkt: daß nämlich die groben und bloß leichtsinnigen Verbrecher unter einander gemischt, und, was noch grausamer ist: daß Tolle und Körperkranke in Einem Zimmer bei einander sind, und in Einem Zimmer schlafen. Ich sah hier neben einer schwindsüchtigen Frauensperson, welche mit dem richtigsten Verstande und in den rührendsten Ausdrücken ihr Schicksal beschrieb, eine andre, welche mir erzählte: sie sey Gott Vater, und fragte: ob ich an sie glaube? Als ich sie fragte: wo Gottes Sohn denn sey? antwortete sie: das sey sie, und sie sey die ganze Dreieinigkeit. Wenn sie's zu arg machen, bedient man sich eines Stuhls, der Großvaterstuhl genannt, in welchen man sie an Händen und Füßen gebunden spannt. Man verhindert zwar dadurch, daß sie sich selbst und andern Schaden zufügen, nicht aber den Lärm und das Geplärre, wodurch sie der

übrigen

übrigen Ruhe stören. Mein Führer berichtete mir selbst: daß oft mehrere Nächte durch zehn oder eilf schlaflos zubrächten, weil ein oder zwei der Züchtlinge nicht schlafen könnten. Dieß ist an sich selbst ein hartes Mitleidswesen. — Die vornehmste Arbeit der Züchtlinge besteht im Baumwollespinnen. Was sie über eine festgesetzte Zahl spinnen, wird ihnen in Geld, und was sie unter der Zahl spinnen, mit Prügeln bezahlt. Alle, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, sind in Röke von halb blauem und halb grauem Zeuge gekleidet. Ihre Anzahl, Männer und Weiber, belief sich auf 300, außer 160 Melancholischen — so nennt man ohne Unterschied alle Kranke, sie mögen nun an der Seele oder am Leibe krank seyn.

Von Torgau bis Dresden hat man neun Meilen. Alles gewinnt, je tiefer man in Sachsen kömmt, ein ander Ansehen. Der Brandenburgische Sand verschwindet; der Ackerbau blüht; zu fruchtbaren Bergen hebt sich die Landfläche empor; an dem Wohlstand der Bauern sieht man hier, wo man hinkommt, daß ihm weder Freiheit noch Eigenthum fehlt. In Sachsen weiß man nicht, was Leibeigenschaft für ein Ding ist. Land und Hof des Bauern geht erblich vom Vater auf den Sohn über, und er kann sein Bündel auf den Nacken nehmen und in die weite Welt wandern, wenn er will. — Für mich bleibt Sachsen immer einer der interessantesten Staaten in Europa. Nenne mir einen Staat, der so große Beschwerden erlitten, und sowohl in diesem als in den vorigen

Jahrhunderten so gewaltig ausgeplündert worden ist. Nenne mir ein Volk, das weit weniger Ungemach mit der Geduld ertragen hat, als das Sächsische, das dennoch unter dem Schmerz noch nicht verbluteter Wunden mit der Munterkeit arbeitet, mit der Zufriedenheit lebt, und so überflüssig mit seinem Fürsten theilt, als dieses Volk. Sachsen ist einer der wenigen Staaten, für welche ein Reisender sowohl Mitleid als Achtung fühlen muß. Mein Gott! was hat der dreißigjährige Krieg, was die Polnische Krone, was der Luxus der letztern Churfürsten, Brühls Ministerium und der siebenjährige Krieg an Menschen, Geld, und Landesprodukten aufgezehrt? Wie sehr haben nicht Friedrichs II. und Josephs II. Handlungseinschränkungen dem Handel Sachsens geschadet? Wie schwere Steuern mußten nicht zur Abbezahlung der Schulden bezahlt werden? Und dennoch eine Volksmenge von mehr als 2600 Menschen auf die Quadratmeile; dennoch Wohlstand in Hütten, und königliche Pracht am Hofe! dennoch ein Uebergewicht im Handel von ungefähr 800,000 Reichsthalern, und das zirkulirende Papier steht mit der klingenden Münze in gleichem Werth!! Nach dem Hubertsburger Frieden 1763 belief sich die von den Landständen garantirte Schuld auf 29,432,328 Rthlr. 3 Gr. Ich habe diese Summe aus den, vor mir liegenden geschriebnen Landtagsakten für den Aprill 1763 gezogen. Außerdem waren noch 6 Millionen Kammer- und Akziseschuld, $1\frac{1}{2}$ Million Restanten bei der Armee, und noch sechs Millionen, welche die Churfürstliche Schatullkasse schuldig

dig war. Mit der Kammer- und Hofschuld haben die Landstände nichts zu schaffen. Es giebt eine Landkreditkasse, und eine Kammerkreditkasse, welche ganz von einander verschieden sind. Um Ostern und Michaelis jeden Jahres wird eine gewisse Anzahl ausstehender Obligationen derselben, welche bei jener Kasse, Steuerkreditscheine, und bei dieser Kammerkreditscheine heißen, eingelöst und bezahlt. Zu dieser und der Zinsen Abbezahlung ist von den Ständen jährlich 1,100,000 Rthlr. und von der Kammer jährlich 300,000 Rthlr. ausgesetzt. Die Inhaber der Steuerscheine, welche drei Prozent erhalten, und ihr Kapital gegen diese Intresse nicht immer unterzubringen wissen, sind oft, wenn ihre Obligationen das Loos der Ausbezahlung trifft, damit sehr unzufrieden; manche kaufen sogar diese Obligationen gegen fünf Prozent. Im Jahre 1786 waren von den Steuerscheinen für 7,702,991 Rthlr. 12 Gr. eingelöst, und es war noch etwas über 21 Millionen rückständig, außer der Kammerschuld. Die Kammerscheine haben nicht völlig denselben Werth, da manche derselben nur zwei Prozent Zinsen bringen. Außer diesem Staatspapiergelde giebt es noch eine von diesen ganz verschiedne Sorte, welche Kassenbillets heißt. Sie wurden 1772 ausgegeben, und waren eine Schuld, welche der Churfürst zu machen genöthiget war. Sie sind das, was unsre Bankozettel sind, nur mit dem Unterschiede, daß nur eine Million derselben im Umlauf ist, daß man sie selten sieht, und daß sie mit klingender Münze gleichgeltend sind. Ein Prozent ist das höchste, was von ih-

nen in Rabat, und auch dieß nur zu Zeiten bezahlt wird.

Auflagen und Schuldenabbezahlung sind eine Bürde, die in Sachsen bloß auf den Bürger und Bauer haftet. Der Adel bezahlt nichts. Ich sage nichts; denn er bezahlt durchaus keine Grundsteuer. Die Personensteuer welche der Adel zahlt, ist so unbedeutend, ungefähr zwei Rthlr. von einem Rittergut, daß es kaum nennenswerth ist. Ritterpferdsgeld, welches er anstatt der Dienste in Natura bezahlt, ist in Friedenszeiten sehr unbedeutend. Das sogenannte grüne Gewölbe, eine Sammlung von Gold, Silber, Edelsteinen, kurz der ganze Reichthum, welchen die Prachtliebe der Polnischen Könige zusammen zu häufen für gut fand, ward vor einigen Jahren nach Holland als Unterpfand für, ich weiß nicht welche? große Summe Geldes hingesandt; ist aber nun eingelöst. Man zahlt einen Dukaten fürs Anstaunen, und gähnt vor Verwundrung und Langeweile.

Wenn ich sage: man kennt in Sachsen keine Leibeigenschaft, so muß ich beide Markgrafschaften Ober- und Niederlausitz ausnehmen. Hier ist eine ganz andre Verfassung. Die Lausitz macht eben so wenig einen Theil Sachsens als des Deutschen Reichs aus, sie ist nur damit verbunden. Kaiser Ferdinand II. überließ sie 1635 an den Churfürsten Johann Georg I. für 72 Tonnen Goldes, welche Summe der Churfürst, als ein Bundesgenosse des Kaisers, an Kriegsunkosten aufwenden müssen. Die Bedingnisse, unter welchen die Lausitz als ein Mannslehn von Böhmen an

Sach-

Sächsen überlassen ward, sind in zwei Traditionsrezessen von 1636 bestimmt, und sind bei den gegenwärtigen Aussichten des Churſächsischen Hauses zwiefach interessant. Der Churfürst, dessen Gemahlin 39 Jahr alt ist, hat nur eine, neunjährige Tochter. Auch hat er zwei Brüder und vier Vaterbrüder; diese dürfen sich theils nicht vermählen, wie der Churfürst von Trier, theils wollen sie unvermählt bleiben, wie Franz Xaver, theils sind sie vermählt aber unbeerbt. Aus diesem allen geht der Schluß hervor: daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Albertinische Mannslinie mit den itztlebenden Gliedern aussterben wird. In diesem Falle geht die Churwürde zusammt den Sächsischen Landen auf den Herzog von Weimar, als den ältesten Zweig der Ernestinischen Linie, über. Nun entsteht aber die Frage: was wird dann aus der Lausitz? Unter den Büchern, welche in neuern Zeiten über Sachsens innre Verfassung geschrieben sind, zeichnet sich Leonhardi's Erdbeschreibung der Churf. und Herzogl. Sächsischen Lande (2 Bände 1790. 8) und vornehmlich Karl von Römers Staatsrecht und Statistik des Churf. Sachsen (2 Th. 1788. 8.) aus. Canzlers Werk über Sachsen ist in Sachsen selbst nicht so geachtet, so viel Werth es auch hat, als desselben Verfassers Nachrichten von Schweden in Schweden geschätzt werden. Selbst beim Römer habe ich die Sukzession in der Lausitz in dem erwähnten Falle nicht so genau als ichs wünschte, bestimmt gefunden. (S. 68 und 185.) Ich schlug daher den Rezeß selbst in Lünigs

Codex Augusteus Saxonicus 2 Tom. §. 3. p. 183 fg. nach. Hier ist es bestimmt: daß, ungeachtet die Lausitz für ein Manslehn erklärt wird, doch, im Fall die ganze Albertinische Mannslinie ausstürbe, Johann Georgs I. eigene Tochter, und die von derselben abstammenden Mannslinien das Recht der Sukzession, und zwar nicht nach dem Erstgeburtsrecht haben sollen, auch sollen die Lande nicht unter denselben getheilt werden, wie die Worte des Rezesses deutlich ausweisen:

— also daß jeder Tochter (Churfürst Joh. Georg des I.) alsdann sich am Leben befindender ganzer Mannsstamm seinen Antheil nicht juxta capita sondern juxta stirpes genießen, beide Markgrafthümer aber dadurch nicht getheilet, sondern unter einer gesammten Regierung gelassen werden sollen. Da nun Joh. Georg I. drei Töchter hatte, deren Vermählung und Nachkommenschaft folgende Tabelle zeigt:

Johann Georg I. starb 1656.

| 1) Sophia Eleonora, vermählt mit Georg II. Landgrafen von Hessen-Darmstadt. † 1671. | 2) Maria Elisabeth, vermählt mit Friedrich III. Herzog von Holstein-Gottorp. † 1684. | 3) Magdalena Sybilla 1) vermählt mit Christian IV. Kronprinz, 2) mit Friedrich Wilhelm, Herzog zu Sachsen Altenburg. † 1668. Deren Sohn Friedrich Wilhelm III. hatte keine Kinder. |
|---|---|---|

so

so folgt aus dem Rezeß: daß, wenn die Albertinische Linie ausgestorben ist, die Lausitz dem Hessen Darmstädtischen und Holstein Gottorpischen Hause zufalle, deren Linien vereint werden, und es unter einer gemeinsamen Regierung verwalten müssen. Doch ist eine wichtige Klausel, die ich bei den neuern Statistikern nicht angeführt finde, hinzugefügt, die ich mit den eignen Worten des Rezesses anführen will:

— „so soll doch Ihro Kais. Majestät, und dero sukzedirende Könige in Böhmen und alle deroselben Sukzessoren an der Kron die Option gelassen werden, entweder die Churf. Sächs. Töchter, oder da dieselben nicht mehr im Leben wären, ihren Mannsstamm in obberührten Lehn sukzediren zu lassen, oder dieselbe mit Erstattung der Hauptsumma (vor deren Erlegung dann sie auch zu weichen nicht schuldig seyn sollen) abzufertigen.“

Es beruht also auf dem Kaiser, oder wer der Zeit König von Böhmen seyn würde, im Fall der Aussterbung der Albertinischen männlichen Linie, die Lausitz entweder auf obige Weise dem Darmstädtischen und Holsteinischen Hause zu überlassen, oder dieselbe mit 72 Tonnen Goldes wieder an sich zu kaufen. Nach dem dermaligen Werth der Staaten und des Geldes ist es sehr wahrscheinlich, daß das Oestreichische Haus für diese Summe ein Land wieder an sich ziehen werde, welches 180 Quadratmeilen umfaßt, ungefähr

400000 Menschen enthält, und sich bis mitten in die Preußischen Staaten hinein erstreckt.

Der jetzige Churfürst ist religiös, daher ihm einige Bigotterie anschuldigen. Er besitzt manche Kenntnisse, vorzüglich in der Botanik. Er ist ernsthaft, hält auf Subordination bei allen die ihn umgeben, und hält viel auf Beobachtung der Etikette. Ich will Ihnen einen Vorfall erzählen, der den Fürsten sehr zu seinem Vortheile charakterisirt. Vor einem oder zwei Jahren wagte ein in Dresden ansässiger Mann, mit Namen Wogatz, in die Gemählde gallerie einen Einbruch, und nahm Maria Magdalena von Correggio mit hinweg. Dieß Gemählde ward als eine der vornehmsten Zierden in dieser herrlichen Sammlung geschätzt, und war deshalb in einen silbernen Rahm gefaßt. Das Stück ward vermißt, und der Churfürst ward sehr mißlaunig, und setzte einen Preis von 1000 Dukaten aus, welchen der, welcher es wiederschaffen würde, erhalten sollte. Bald darauf erhielt er einen anonymen Brief, worin ihm die Wiederlieferung des Gemählde mit dem Beding versprochen ward, sobald der Churfürst die 1000 Dukaten auf einem bestimmten Platz außerhalb der Stadt unter der Erde niederlegen lassen würde. Unbeantwortet blieb diese unerhörte Dreistigkeit, die nothwendig von dem Diebe selbst herrühren mußte. Wogatz ging verschiedenemal an den bestimmten Platz, fand nichts und ward unruhig. Auf diese Unruhe folgte ein zweiter Brief an den Churfürsten, worin ihm die Wiederschaffung des Gemählde versprochen ward, wenn er das

Versprechen von sich gäbe, dem Verbrecher weder nachzuspüren noch ihn zu bestrafen. „Nein, sagte der Churfürst, dieß kann und will ich nicht einräumen. So lieb mir das Stück ist, lieber will ich es aufopfern, als mit den Gesetzen Spott treiben.“ Es ward an den bestimmten Platz eine Schildwache gestellt. Wogatz kam, und suchte Antwort oder Geld. Die Wache verfolgte ihn. Sein Haus ward durchsucht, und nach vieler Mühe fand man was man suchte.

Da der Churfürst von Sachsen Director corporis Evangelicorum auf dem Reichstage war, so entstand, als er zur katholischen Religion überging, natürlich die Frage: ob er es dann noch bleiben könne? Die Sache ward so entschieden, daß er diese Würde behielt, jedoch die dazu gehörigen Geschäfte durch sein Geheimerathskollegium, welches evangelischer Religion ist, besorgen lassen sollte. Der Churfürst stellt auch alle 6 Jahre, wenn die Sächsischen Landstände sich in Dresden versammeln, eine wiederholte Versicherung aus: daß seine Religionsveränderung eine personelle Sache sey, und schlechterdings keinen Einfluß auf die Regierung seiner Lande haben solle. Das Direktorium besorgt also der geheime Rath, welcher das oberste Landeskollegium nach dem Kabinette ausmacht. Derselbe, und unter ihm der Kirchenrath, besorgen auch die innere Regierung über die lutherischen Kirchen, Universitäten, Schulen in dem Lande. Die Katholiken können überdem in Sachsen keine Güter eigenthümlich besitzen, keine Civil-

ämter bekleiden, und ihre Priester dürfen sich nicht öffentlich im Ornat zeigen.

Es giebt, glaub' ich, wenig Städte, die dem neugierigen Reisenden so viel Unterhaltung gewähren, und dem ächten Kunstkenner so sehr viel Beschäftigung geben können, als Dresden. Es übertrifft die mehrsten derselben an Reichthum und Vollkommenheit der Gallerie, Antikensammlung, Münzen- und Kupferstichsammlung, Bibliothek und des Naturalienkabinetts.

Im sechzehnten Jahrhundert legte Churfürst August zur Dresdenschen Bibliothek den Grund. Er hatte eine Dänische Prinzessin zur Gemahlin, daher alle von der Zeit herrührende Bücher auf der einen Seite mit dem Churfürstlichen, und auf der andern mit dem Dänischen Wapenbilde geziert sind. Die Sammlung war unbedeutend, bis unter dem jetzigen Churfürsten, da die Bünauische Bibliothek, 42,000 Bände stark, für 40,000 Rthlr. und die Brühlsche, 62,000 Bände enthaltend, für 50,000 Thaler angekauft ward. Diese zwei ansehnlichen Sammlungen, und der vor wenig Jahren derselben eingeräumte Platz am Japanischen Palais, machen die Dresdensche Bibliothek unwidersprechlich zu einer der größesten, best eingerichteten und schönsten Büchersammlungen in Europa. Die Anzahl der Bücher wird auf 150,000 Bände gerechnet, worunter die Handschriften nicht mit gehören. Die verschiedenen Sammlungen sind durch einander vertheilt, und alle Bücher der Bibliothek sind nach dem vortrefflichen Plan des Bünauischen Katalogs geordnet. Adelung

ist

ist erster, Daßdorff zweiter Bibliothekar. Ich fand bei diesen Gelehrten viel Höflichkeit. Kurz: hier fand ich alles, was ich im Musentempel zu Berlin vermißte.

Ueber die Sammlung der Antiken werde ich Ihnen nicht viel sagen. Ich müßte weit mehr Kenner seyn, als ichs bin, um Ihnen einen so vollständigen Begriff davon zu machen, wie Sie wünschen könnten. Ich kann zum Beispiel nicht beurtheilen, ob die hier befindliche Venus wirklich noch schöner als die Medizeische sey, wie man behaupten will; es kommt dieß, glaub' ich, auf den Geschmack an. Um zu beurtheilen, was wahrhaft antik, und was neurer Zusatz sey: dazu gehört eines erfahrnen Künstlers Scharfblick; und woher sollte mir der geworden seyn? Man muß selbst Künstler seyn, um zu bestimmen, was einem Kunstwerke vor dem andern einen vorzüglichern Werth gebe, und um des Künstlers Genie würdigen zu können. So wahr dieß ist, so muß es dennoch einem jeden frei stehn, sein Urtheil sowohl über Werke der Kunst als der Natur zu fällen. Mehr darf der Künstler nicht fodern; doch darf er auch fodern, daß derjenige, welcher in Absicht auf die Kunst bloß ein Sohn der Natur ist, sich nicht auf den Richtstuhl setze, der dem Sohne der Kunst gehört, sich nicht weiter versteige, als sein Gesichtspunkt reicht. Und auch dieses Urtheil muß dem Künstler nicht gleichgültig seyn. — Man hat den bedeutendsten Theil dieser Sammlung unter le Blats Aufsicht in Kupfer gestochen, und unter dem Titel: Recueil des marbres antiques, qui

se trouvent dans la Galerie a Dresden Fol. herausgegeben. Hier finden sich 230 Kupferstiche, von welchen Casanova, der 50 Stücke dieser herrlichen Sammlung beschrieben hat, in seinem bekannten Werke: über die alten Denkmähler der Kunst, besonders aus der Churf. Antiquitätensammlung zu Dresden, sagt: es seyen fast alle Blätter in Greislers Werk mit der größten Nachlässigkeit gezeichnet, und noch weit schlechter gestochen. Dieß ist eben so sehr zu beklagen, als daß der gegenwärtige Aufseher der Antikensammlung, welcher die Fremden umherführt, der unhöflichste Mann ist, den ich auf meinen Reisen getroffen habe. Sein Name ist W**r.

Ich war auf dem Königstein, einer drei Meilen von Dresden auf einem Felsen liegenden Festung, die, wenn sie einen kunstverständigen Kommandanten hat, unüberwindlich ist. Nachdem der König von Preußen die Sächsische Armee, welche zwischen dem Königstein und Pirna lag, zu Gefangenen gemacht hatte, ward die Festung, so lange der Krieg dauern würde, für neutral erklärt. Sie hat einen Brunnen, welcher 900 Ellen tief in den Felsen gehauen ist. Man arbeitete 40 Jahr, eh man dem Wasser, welches 40 Ellen tief ist, auf die Spur kam. Diese herkulische Arbeit, die Holzung, und eine Menge Ackerland, welches die Garnison ein ganzes Jahr hindurch versorgen kann, machen es einem Feinde unmöglich, die Besatzung auszuhungern. Sie hat überdem gewöhnlich einen Proviantvorrath auf drei Jahre. Der merkwürdigste unter den dort befind-

sindlichen Staatsgefangnen ist Menzel, welcher durch verrathne Schriften des Dresdenschen Archivs, den König von Preußen zum Einmarsch in Sachsen, und zur Unternehmung des siebenjährigen Krieges bewog. Dieser Menzel ist schon alt, und trägt einen langen Bart, den er nie scheren läßt, weil er glaubt sterben zu müssen, sobald er den Bart verliert.

---

5.

Leipzig, den 22. Junius.

Auf meiner Reise von Dresden bis Leipzig traf ich zwei sehr kontrastirende Gegenstände. Auf dem Schlosse zu Meißen fand ich alles, was edler Nahrungstrieb, Kunst und Fleiß, von Frieden umschattet, zum Nutzen und zur Ehre zu vereinigen vermögen; und an dem nämlichen Tage sah ich fünf Meilen von da, auf dem Hubertsburger Schlosse die traurigsten Beweise der Verwüstung, welche Barbarei und Geitz, vom ungerechten Kriege beschützt, anzurichten im Stande sind. Man hat allgemein angenommen, daß Johann Friedrich Böttcher, ein Apotheker in Berlin, welcher, weil man ihn in Verdacht hatte, daß er Gold ma-

chen

chen könne, nach Sachsen fliehen mußte, der erste war, welcher Europa Porzellain zu machen lehrte, obgleich diese Kunst in China schon lange vorher bekannt war, und daß dessen 1706 angelegte Fabrike die erste in Europa gewesen sey. Doch giebt es einige, welche behaupten: ein gewisser Tzschirnhaus aus der Oberlausitz, welcher 1708 starb, sey der erste Erfinder. Genug, die Fabrike, welche ich in Meißen sah, ist die älteste, und wenn gleich itzt nicht die vollkommenste, doch nach dem Urtheile der Kenner, eine der besten in Europa. In Dresden ist das eigentliche Magazin derselben, und auf dem Japanischen Palais werden viele der ersten Arbeiten Böttichers aufbewahrt. Doch ist auch auf der Fabrike in Meißen eine beträchtliche Niederlage. Die Fabrike unterhält ungefähr 2000 Menschen, und erhält sich ohne die mindeste Unterstützung des Churfürsten. Jeder Monat kostet 8000 Rthlr. Arbeitslohn. Die in Berlin, Wien und andern Städten angelegten Porzellainfabriken thun der Meißenschen freilich einigen Abbruch, doch hat sie starken Absatz. Ich erhielt in Dresden einen Brief an den Buchhalter derselben, und dieser wies mit ungemeiner Artigkeit mir alles, den Ofen ausgenommen, den man, wie an andern Orten, den Fremden zu sehen vorenthält. Daß unser Porzellain von Kennern gerühmt wird, war mir natürlich, sowohl hier als in Berlin, eine angenehme Bemerkung. — Nach diesem reitzenden Anblick kam ich zu dem geplünderten Hubertsburg, welches itzt eine eben so unangenehme

Erin-

Erinnerung an das, was Sachsen im siebenjährigen Kriege erlitt, als vordem an die Prachtlust der Polnischen Könige erweckt. Es ward von Friedrich August II. in der lieblichsten Gegend am Landwege, der von Leipzig nach Dresden führt, erbaut. Man arbeitete schnell, so daß nach fünf Jahren das Gebäude mit aller seiner Pracht im Jahre 1749 fertig stand. Der siebenjährige Krieg begann 1756, und 1761 schenkte der König von Preußen dieß Schloß dem bekannten Obersten Quintus Icilius. Der König konnte unmöglich die Folge dieses Geschenkes vorhersehen. Quintus Icilius verkaufte das Schloß für 200,000 Reichsthaler an einen Juden, verspielte kurz darauf die ganze Summe, und der Jude hatte das Kapital mit den Zinsen. Sobald der Kontrakt geschlossen war, begann der Jude alles bis auf die geringste Kleinigkeit auszuplündern, Tapeten, Spiegel, Tafeluhren bis zu den Stühlen und Kachelöfen, (300 an der Zahl) herab. Man versichert: er habe bloß aus den Kronleuchtern und Spiegeln seine Kaufsumme herausgebracht. Diese grausame Versetzung dauerte neunzehn Wochen lang. Noch waren Kirche oder Kapelle übrig; schon hatte der Jude den Anfang gemacht, die Tapeten vom Churfürstlichen Sitz herunter zu reißen, als ein Befehl vom König von Preußen eintraf, und diese noch übrigen Zeugnisse ehemaliger Pracht dieses Schlosses rettete. So steht nun dieses große, treffliche Gebäude in äußerer Schönheit und innerer Leere da. Der Churfürst steigt gewöhnlich, wenn er von Dresden nach Leipzig reist, bei einem der

Sei-

Seitengebäude ab; denn im Schlosse selbst ist kein Stuhl, auf welchen er sich setzen könnte.

Als ich dieß schrieb, erhielt ich die Nachricht: Magister Schow sey hier. Sie wissen, wie sehr man sich freut, an fremden Orten Landsleute zu finden. Sie können Sich mein Vergnügen bei dieser Botschaft, die mir Professor Ehrhard brachte, denken. Dieser hatte ihm versprochen, mich folgenden Tags um fünf Uhr mit ihm im Rosenthale zusammenzuführen. Es war der schönste Morgen, als ich ihn dort sah, und mit der innigsten Theilnahme seinem Lebenslaufe während dreizehn außer dem Vaterlande durchlebter Jahre zuhörte. Ueberzeugt, daß das Schicksal eines Mannes von bekannter Gelehrsamkeit Sie interessiren würde, wenn Sie auch nicht in dem Grade, als Sie sind, der Freund dieses Mannes wären: will ich Ihnen seine Geschichte im Kurzen hier mittheilen.

Nach einem halbviertheljährigen Aufenthalte in Göttingen, wo er seine Allegoriae Homericae herausgab, und von wo er, wie ich erfuhr, als ich bald nach seiner Abreise dorthin kam, allgemeine Achtung mit sich nahm, ging er nach Wien. Hier blieb er ein Jahr, während welcher Zeit er sich mit Vergleichung der Kodizes des Sophokles, des Quintus Calaber und Stobaei Sermonum beschäftigte. Seine Sammlungen, den Sophokles betreffend, wird er in einem Kommentar über diesen Griechen herausgeben. Als er in Wien war, suchte Fürst Czartorisky einen geschickten Mann, welcher seinen beiden Prinzen in den

Alter-

Alterthümern, im Griechischen und Lateinischen Unterricht gabe. Er schrieb deshalb an Heyne, und dieser erhielt, während er sich nach einem solchen Subjekte umsah, einen zweiten Brief vom Fürsten: Martinez habe ihm einen Dänischen Magister Schow empfohlen. Ich kam gerade an dem Tage zu Heynen, und erinnre mich seiner Freude über den Inhalt dieses Briefes. „Ich werde, sagte er, mit nächster Post dem Fürsten schreiben: er könne keine bessere Wahl treffen.“ Auf fünf Jahr verdung sich Schow beim Fürsten, und ging nach dem Schlosse desselben Pulaw, welches achtzehn Meilen von Warschau entfernt ist. Der Fürst hatte eine halbe Million jährlicher Einkünfte, und war also volkommen im Stande, seinen Kindern eine kostbare Erziehung zu geben. Außer einem Ober- und Untergouverneur, (jener war Oberst, und dieser war Kadet gewesen, und gab Unterricht in der Fortifikation u. s. w.) befanden sich auf dem Schlosse noch drei Lehrer. Der eine war ein Genfer, gab in der Mathematik und Philosophie Unterricht, und hatte, als er den Fürsten verließ, 300 Holländische Dukaten und 5000 Rthlr. erübriget; ein zweiter lehrte Geschichte ꝛc. und zu diesen kam noch unser Schow. Drei Jahre lang genoß er der Freundschaft des Fürsten; seine Liebe zur alten Litteratur, und seine Begierde, durch Reisen Entdekkungen in diesem Fache zu machen, bewogen ihn zu der Bitte: der Fürst möge ihm die zwei übrigen Jahre erlassen. Nach dem ansehnlichsten Erbieten, und erst nachdem der Fürst einen würdigen Schüler Heynens,

Groddeck, an seiner Stelle erhalten hatte, reiste er von Pohlen weg durch Wien nach Rom. Hier gab er die Epistolam ad Stephanum Borgiam Card. in qua numus Ulpiae Pantaliae ineditus illustratur, seine mühsame Abhandlung: Charta Papyracea; Anecdota Johannis Lydi de Mensibus aus der Barberinischen Bibliothek, und Hero de Machinis bellicis heraus, wovon unlängst Specimina in zwey epistolis criticis ad Heynium et Tychsenium herausgekommen sind. Während dem er sich in Rom mit diesen und mehrern Arbeiten beschäftigte, beschloß eine gelehrte Gesellschaft in England, die Septuaginta herauszugeben. Der Sekretair dieser Gesellschaft, Holmes, schrieb an Bandini in Florenz, ob er einige Gelehrte aufbringen könne, welche Italien durchreisen möchten, um die besten Kodizes derselben zu vergleichen. Bandini schrieb an Borgia; dieser empfahl unsre Gelehrte und den für Dännemark, leider! zu früh gestorbnen Zöga, wie auch Schow. Diese beiden reisten mit einander über Bologna und Ferrara nach Venedig. Zöga ward hier krank, und mußte seiner Gesundheit halber wieder nach Rom zurückreisen. Schow blieb nun allein bei der Arbeit. Nach anderthalb Jahren war er damit fertig, und ging nach Rom zurück. Auf der Rückreise untersuchte er die Codices in Ferrara und im Kollegio St. Salvatore in Bologna, wo zwei wichtige Codices lagen. Auf dieser gelehrten Reise hatte er auch Gelegenheit für sich selbst zu arbeiten. Der Kodex des Hesychius, welcher in der St. Markus Biblio-

thek sich findet, zog vornehmlich seine Aufmerksamkeit an sich. Bekanntlich ist dieß der einzige Kodex, der vom Hesychius vorhanden ist. Aldus wollte ihn herausgeben, die Unleserlichkeit der Abbreviaturen aber bewog ihn, denselben an den Prof. in Padua, Musurus zu senden. Dieser behandelte die Ausgabe mit der größten Nachlässigkeit. Was er nicht lesen konnte, verbesserte er ex ingenio, veränderte, und setzte bei manchen Stellen einen neuen Text hinzu, welcher in der Aldinischen Ausgabe gedruckt, und in den spätern, selbst im Alberti, wieder abgedruckt wurde. Schow ging den Kodex durch, entzifferte den alten Text, und beschloß, die wahren Lesearten, welche Musurus verändert hatte, unter dem Titel: Supplementa ad editionem Albertianam Hesychii, in einem Bande herauszugeben. Außer dieser wichtigen Arbeit dachte er auch auf eine neue Ausgabe von Stobaei Sermones, wozu er drei Kodizes in Rom, außer einigen andern in Florenz, Venedig und Wien, mit einander verglichen hatte. Weitläuftig hat er über diese beiden Arbeiten in seinen Epistolis ad Heynium et Tychsenium, die neulich in der Göttingschen gelehrten Zeitung rezensirt sind, sich ausgelassen. Wegen der Herausgabe dieser beiden Werke ist er mit der Weidmannischen Buchhandlung auf drei Jahre in Verbindung getreten; und dieß ist der Grund zu seiner Ankunft in Leipzig. Gegenwärtig arbeitet er an seiner litterarischen Reise, und denkt sie nächstens in Dänischer Sprache herauszugeben. Diese Nachrichten seines Lebens zeigen deutlich, wie wirksam

 seine,

seine, von Kennern so sehr geachtete, Gelehrsamkeit gewesen, und wie sehr er verdiente, recht bald die Früchte seines Fleißes in seinem Vaterlande zu ernten.

Wir gingen mit einander zu dem alten verdienten Breitkopf, dessen hohe Jahre, wie jeder Freund der Wissenschaften wünschen muß, der Herausgabe seiner so wichtigen Werke nicht hinderlich seyn mögen. Diese sind: Geschichte der Typographie, und Geschichte der Holzschneidekunst, zwei verschiedne Werke, deren letzteres die Einleitung zu dem erstern enthalten wird. In der Handschrift sind beide beinahe vollendet. Er besitzt eine vollständige Sammlung der Landkarten Sachsens, welche ich mit ungemeinem Vergnügen sah, und seine lehrreichen Anmerkungen darüber hörte.: Hier fand ich eine Sammlung der kostbaren Karten, welche der König von Preußen im siebenjährigen Kriege durch den Obersten Petri von Sachsen aufnehmen ließ. „Sie sind vortrefflich, sagte er, was den östlichen Theil von Sachsen, bis an die Mulde, wo die Preußischen Armeen so oft sich befanden, betrifft. Unzuverlässig hingegen sind die übrigen Karten, welche das Land von der westlichen Seite der Mulde darstellen, wo die Preußen nicht, zum wenigsten selten waren.“ Mit Schenks Atlas Saxon. den ich sonst oft rühmen hören, war er sehr unzufrieden, und wies mir verschiedene Fehler. Die beste Generalkarte von Sachsen, meinte er, sey noch die Zürnersche, und vornehmlich die, welche Süssefeld 1783 herausgegeben hat. Er hat schon lange an einem Catalogue raisonné über diese Karten gearbeitet, der



sicher

sicher eine gute Aufnahme finden wird. Von seinen zwei wichtigen Entdeckungen: geographische Karten mit Typen zu drucken, und von einer Chinesischen Buchdruckerei, hat er zwei Probestücke herausgegeben. Eine Karte, welche er das Reich der Liebe nennt, mit der Beschreibung, unter dem Titel: Versuch im Satz und Druck geographischer Karten durch die Buchdruckerkunst, als Probestück der erstern, und: Exemplum typographiae Sinicae figuris Characterum e typis mobilibus compositum. Lipsiae 1789. als Probestück der letztern Erfindung.

---

## 6.

**Göttingen 1791 den 11. Julius.**

Ich finde in Leonhardi's Geographie: in Sachsen gebe es 80 Papiermühlen, und diese versähen das Land nur mit dem dritten Theile dessen, was an Papier verbraucht wird. Dieß scheint unglaublich, doch ward mir es von Vielen bestätiget; es giebt einen Begriff von dem, was jährlich in Leipzig verlegt wird.

Nach viertägigem Aufenthalte verließ ich Leipzig, um über Jena und Erfurt nach Gotha zu reisen. Als ich im Wagen saß, fiel ich in Betrachtungen über Dresden und Berlin. Meine kurze Erfahrung

würde nicht mit dem Urtheil der mehrsten Reisenden, welche jene Stadt auf Kosten dieser erheben, stimmen. Ist gleich der herrschende Ton in Dresden gefälliger und herabgestimmter, so ist er doch auch gezwungner und zurückhaltender als in Berlin. Schreiben darf man in Berlin nur über wenig Dinge; man redet aber öffentlich über alles. Nirgends hörte ich über die Polnische Königswahl weniger reden als in Dresden. Zwar hat man in Berlin weder eine solche Gallerie, noch Antiken, noch eine öffentliche Büchersammlung als in Dresden; man hat aber dafür eine weit größere Sammlung berühmter und aufgeklärter Männer, in deren Umgange der Reisende die nützlichsten Kenntnisse sich verschaffen kann. Künstler von Profession, Alterthumsforscher (allein wie viele Reisende geben sich die Miene derselben, wie wenige sind es!) müssen nach Dresden; Gelehrte, Staatsmänner, Dilettanten nach Berlin und Potsdam reisen. Diese finden in der Akademie der Wissenschaften, bei einzelnen ausgewählten Männern, in öffentlichen Versammlungen, und auf Sanssouci Nahrung für Verstand und Geschmack. Die Gens d'Armes in Berlin zeigen sich sowohl im äußern Ansehn, als im Ton, wie Prätorianer; doch sah ich eine Parthie Gardes du Corps in Dresden, die sich auf eine solche Art betrugen, daß der Stolz jener mir lange nicht so anstößig war, als die Unanständigkeit dieser Menschen. Die Gegend um Berlin wird freilich selbst da, wo die Kunst sie am meisten verschönerte, beim kleinsten Windhauch unleidlich, wegen des schrecklichen

chen Sandes. Doch wie sehr übertreibt man nicht auch im Allgemeinen die Schönheit der Gegend nahe um Dresden! Daß sie bei Meißen, im Plauischen Grunde, bei Königstein, ungemein schön ist, läßt sich nicht läugnen; doch haben die um Dresden liegenden Weinberge ein zu nacktes Ansehen; die zwischen diese Berge gestreuten Landhäuser liegen allzu isolirt, und Schatten sucht der Wandrer um Dresden vergebens. In meinen Augen ist die Natur nur dann schön, wenn sie entweder mir freundlich und vertraulich zulächelt, wie um Dessau und Potsdam, oder wenn sie durch Majestät und Ernsthaftigkeit meine Achtung und Bewunderung aufreitzt, wie um Jena und den Königstein. Um Dresden vermißte ich beides. Dieß ist ein Paradoxon: ich folge aber hierin bloß meiner Ueberzeugung. — Eine Nacht über blieb ich in Naumburg, welches sechs Meilen von Leipzig entfernt ist. Von neun bis zwölf Abends ging ich herum, und besah mit Hülfe einer Laterne die sehr alte und merkwürdige Domkirche. Sie ward 1060 erbaut. Mein sehr beredter Führer erzählte mir eine Menge Anekdoten, womit ich zehn Briefe anfüllen könnte. Er zeigte mir eine Kanzel, als die erste, welche Luther bestiegen; eine Höhle in der Mauer, innerhalb welcher eine Nonne drei Jahre lang bloß durch eine Hostie und ein Glas Wein täglich, ihr Leben erhalten haben soll; ein prächtig auf Pergament geschriebnes Choralbuch in Atlasformat, worin jedes Blatt einen Holländischen Dukaten gekostet; ein ganzes Kirchengebäude unter der Erde, wo man noch

Ueberbleibsel des Grabes Christi sieht, wohin man einst stark gewalfahrtet habe. Diese ungeheure Kirche ist nebst viel andern Gebäuden, welche dem Domkapitel gehören, durch eine, sie ganz umschließende Mauer von der Stadt abgeschnitten. Sie heißt die Freiheit, und hat ihre eigne Gerichtsbarkeit. Noch nie hab' ich stärkere Meilen, als die drei von Naumburg bis Jena, welche mir sieben Stunden kosteten, gemacht. Die Gegend aber ist göttlich, und in Jena fand ich H**. Solche Zusammentreffungen gehören zu den wahrsten Freuden des Lebens. Mein Freund führte mich um zwei Uhr zu Prof. Reinhold; ich mußte aber eine sehr angenehme Unterredung abbrechen, weil er um drei Uhr lesen sollte. Ich ging mit H** dahin, und fand mehr als 200 Zuhörer, welchen Reinhold die Logik las, und in einer Stunde die Grundfeste meiner ganzen Philosophie übern Haufen warf. Er bewies: daß die Termini, worin das principium contradictionis vormals ausgedrückt ward, grundfalsch seyn. Das Wort unmöglich ist falsch. 1) Was ist unmöglich? unmöglich ist, daß ein Ding seyn, und zugleich nicht seyn könne; also stracks ein Zirkel. 2) Das Wort zugleich schränkt den Grundsatz auf Dinge ein, die auf einmal existiren; und 3) seyn und nicht seyn ist nicht bestimmt, denn hier werden ein wirkliches und ein eingebildetes Daseyn mit einander verwirrt. Das Principium contradictionis muß so ausgedrückt werden: Keinem denkbaren Dinge kommen widersprechende Merkmale zu. —

Reinhold interessirt schon durch sein Aeußeres; in seiner Miene liegt Güte, und auf seiner Stirn eine Mischung von Schwermuth und Erfahrenheit. Sein Vortrag, den er ohne Konzept hält, ist langsam, und zieht die Aufmerksamkeit an sich. Außer Reinhold, den ich auch über Aesthetik lesen hörte, hatte ich nur noch Zeit den Professor Hufeland zu besuchen, mit welchem ich in Göttingen studirte, und welcher gegenwärtig Redakteur der allgemeinen Jenaischen Litteraturzeitung ist.

In Jena ist alles wohlfeil. Ein Friseur kostet im Jahr 6 ½ Rthlr. und ein Barbier zwei Rthlr. Ein Student kann eine sehr anständige Wohnung für 24 Rthlr. Jahrmiethe haben; und der beste Mittagstisch kostet wöchentlich einen Rthlr. Dazu kömmt das Verhältniß zwischen unsrer und der Jenaischen Münze: für einen Louisd'or, der in Hamburg 4 Rthlr. 2 Mark 12 Schilling Dänisch beträgt, erhält man in Jena 5 Rthlr. und 3 Mark. Jena liegt im Fürstenthum Eisenach, welches dem Herzog von Weimar gehört. Die Universität aber steht unter den vier Sächsisch-Ernestinischen Linien, Weimar, Gotha, Koburg und Meiningen, welche gemeinschaftlich alle Aemter besetzen; doch hat der Herzog von Weimar die eigentliche Regierung, und ist jederzeitiger Rektor der Universität. In Erfurt besuchte ich das Karthäuser Kloster, wo ich meinen alten Pater Adelgardus wiederfand. Ich erzählte ihm einige Neuigkeiten aus der Welt, in welcher er lebt, ohne für sie zu leben. Von da nahm

ich meinen Weg in das Benediktinerkloster. Einer der Mönche, Placidus Muth, welcher zugleich Professor der Theologie auf der Universität ist, führte mich herum. Die Bibliothek enthält verschiedene kostbare Werke, und übertrifft die der Karthäuser eben so sehr, als im Allgemeinen ein Benediktinermönch den Karthäuser übertrifft. Hier, sagte er, steht die Geschichte; dort die Deutsche, Schwedische, Dänische — — Die Dänische? fragte ich, und sprang neugierig hin, um zu sehn, was da sey, und ich fand — nichts außer — Molesworth. Dieß Buch ist überall. Aus diesem studirt man noch itzt in Deutschland unsre Verfassung; *) diesem betet man's nach, daß wir phlegmatische, unthätige Sklaven sind; das einzige, was man nicht aus ihm nimmt, sind die häufigen Ausfälle auf unser Indigenatrecht und den 17. Januar. Selbst Christian IV. schont man nicht. In dem fünften Bande der Gallettischen Geschichte von Deutschland, welche in diesem Jahr herausgekommen, und für die allgemeine Weltgeschichte ausgearbeitet ist, fand ich ein Kapitel mit der Ueberschrift: Christian IV. rettet die Deutsche Freiheit nicht. So wenig ich gegen die Ueberschrift einwenden konnte, so schlecht fand ich die Ausführung. Der Verfasser hat, wie die meisten Ge-

*) Hier beurtheilt der Däne seine Nachbarn die Deutschen im Allgemeinen zu strenge. Es fehlt in Deutschland nicht an Kennern der Dän. Geschichte und Verfassung, die ihre Kenntnisse aus bessern Quellen schöpften.

Anm. d. Ueb.

Geschichtschreiber, die Umstände unbemerkt gelassen: daß Christian IV. an der Spitze bloß Deutscher Truppen focht, und spricht daher von Flucht der Dänen; daß er von seinen Landständen keine Unterstützung, und aus Dännemark weder Geld noch Leute erhielt; daß er bei seinen Verbündeten die äußerste Laulichkeit fand, und vom Herzog von Lüneburg treulos behandelt ward; daß seine zwei erfahrnen Feinde, Tilly und Wallenstein, allzu mächtig waren, als daß er in seiner Verfassung, voraus da Mansfeld geschlagen ward, irgend etwas ausrichten können; daß dem allen ungeachtet Tilly nach der Schlacht bei Lutter und Barenberg ihm anrühmte: (was, wenn ich mich recht erinnere, selbst Khevenhüller in seinen Annal. Ferdinand. anführt:) daß er in den vielen gewonnenen Schlachten nie einen Feldherrn getroffen, der seine Armee besser zu ordnen und mit mehr Muth anzuführen verstanden, als Christian IV., den er zu überwinden die Ehre gehabt. — Der Friede ward zu Lübeck 1629 geschlossen, und das Jahr darauf kam Gustav Adolph. In der Zwischenzeit trat Wallenstein vom Schauplatz ab. Von einer 100,000 Mann starken Armee blieben unter Tilly's Kommando nur 40,000 übrig, die wie ihr tyrannischer General überall in Deutschland verhaßt waren. Gustav Adolph war nun die einzige Hoffnung. Die protestantischen Fürsten waren durch Erfahrung belehrt, das einzige, was sie retten könne, sey Einigkeit. Gustav stieg an der Spitze von 15000 Schwedischen Soldaten zu Pommern

mern ans Land; nur 15000? es waren aber Landeskinder, die mit der Nahrung Liebe für ihn eingesogen hatten; und Liebe überwindet alles. Schweden, Frankreich und die protestantischen Fürsten schickten Mannschaft und Geld. Gustav Adolphs Lorbeer welkte nie; auch der Lorbeer Christians IV. welkt in deren Augen nie, die sich unsre Geschichte zu studiren Mühe geben, und nicht bloß bei dem Glücke das Verdienst suchen wollen. — Galletti ist mehr ein bekannter als ein verdienstvoller Geschichtschreiber; er arbeitet zu schnell; seine Statistik von Europa ist eine von Fehlern wimmelnde Kompilation; seine Statistik von Deutschland wird man ganz vergessen haben, wenn Grellmanns Werk über dieselbe, dessen erster Theil eine reife Arbeit ist, vollendet seyn wird.

In Gotha hörte ich zuerst, daß der König von Frankreich entflohen sey; er sey, hieß es hier, bis Mons gekommen, welches ich glaubte, bis ich nach Göttingen kam, wo ich das Wahre über die Sache erfuhr. — Das Schicksal von Frankreich und ganz Europa beruhte hier auf zwei Meilen; zwei Meilen weiter, und der König von Frankreich war auf freiem Fuß, und der schrecklichste bürgerliche Krieg war die Folge: ein Blutbad, in welchem, wie zu vermuthen stand, die stolzen und glühenden Französischen Bürger ihren eignen und einen Theil des Deutschen Adels würden haben ersaufen lassen. In Hessen war eine augenscheinliche Gährung; 15000 Hessen und 15000 Hannoveraner, hieß es, sollten bis an die Französischen Gränzen mar-

marschiren — alle Chefs in Hessen hatten Ordre marschfertig zu seyn —; ja! der Schweden König, sagte man, sey dem König der Franzosen entgegen gegangen. Nun, hoffe ich, wird alles fürs erste ruhig bleiben; zu welchem Glauben mir die wenigen Unruhen, die des Königs Rückkunft veranlaßt, und der feine Name, Enlevement, womit die Nationalversammlung seine Flucht benennt, Grund geben.

Von Gotha machte ich eine Exkursion nach dem anderthalb Meilen von da liegenden Schnepfenthal. Um acht Uhr des Morgens kam ich dort an, und ließ mich beim Professor Salzmann melden, bei welchem ich eine höfliche Aufnahme fand. Er war gerade mit einer Vorlesung über Naturgeschichte beschäftigt, welcher ich auf sein Erbieten mit beiwohnte. Auf einem Tische stand ein großer Vogel: die Trappe. Durch Fragen verstand Salzmann ungemein gut die Aufmerksamkeit der Knaben auf das Thier zu reitzen; alles was er sagte, war so liebreich, so munter und zugleich so unterhaltend, daß ich, was ich dachte, herauszusagen mich nicht enthalten konnte: glückselig ist, wer in seiner Jugend mit der Natur bekannt wird. Sie schärft unsern Verstand, und bessert unser Herz. Die uns zu ihr hinführen, sind unsre Wohlthäter. Nach Ablauf einer halben Stunde führte er mich in ein andres Zimmer, wo auch Naturgeschichte für ältre Lehrlinge vorgetragen ward. Hier gab Salzmanns Tochter, Madame Lenz, ein junges wackres Weib, die mit einem der Lehrer verheirathet ist, Unterricht. Als die Stunde zu En-

de war, ward ich in Hr. Lenzens Lehrzimmer geführt; dieser hielt einen Vortrag über Virgil, und erklärte alles in Lateinischer Sprache. Wir kannten einander gleich. Er ward wegen seiner Fertigkeit im Lateinreden an Basedow empfohlen. Er begleitete diesen auf seinen Reisen, und sollte mit ihm nach Ungarn, wo Basedow die Verfassung der Sozinianer untersuchen wollte. Ich sah ihn und Basedow vor sechs Jahren, als ich in Leipzig war. Er besitzt wirklich im Lateinreden eine seltne Fertigkeit, und sein Vortrag war sehr unterhaltend. — Darauf hörte ich eine Französische Stunde, wo ein Franzose, der kein Wort Deutsch verstand, etwa zwanzig Deutsche Knaben im Französischen unterrichtete. Die Methode war einfach und gut. Er hielt ihnen einen Kupferstich aus Basedows Elementarwerke vor, auf welchem ein maßnehmender Schneider abgebildet stand; und viel andre Dinge, die er ihnen benannte, oder über welche er sie ausfragte. Die Knaben plauderten Französisch, und er verbesserte. — Von eilf bis zwölf wurden auf einem großen Rasenplatz unterm Schatten der Bäume gymnastische Uebungen gehalten. Ich kann dir nicht beschreiben, was mir dieß Knabenspiel für Vergnügen machte, mit welcher Geschicklichkeit sie, gleich einem unsrer besten Matrosen, sich an einem Seil in den Baum hinaufschlangen und wieder niederließen, und eine Menge andrer Künste immer unter Aufsicht und auf den Wink der Lehrer machten. Bei keinem der Knaben bemerkte ich eine Miene, welche Unwillen oder Gezwungenheit verrieth. Um zwölf ward gespeist. Auf Salzmanns

Ein-

Einladung setzte ich mich mit hin, und ihm zur Seite. Am Tische waren Lehrer und Zöglinge, in allem 40 Personen. Wir aßen Kalteschale und Braten mit grünen Erbsen, dazu Rockenbrod, und ein Glas Wasser. Das war alles; weder Salzmann selbst, noch ich als Fremder, noch einer der Lehrer erhielt mehr. Ich fragte Salzmann unter andern: ob sie nicht einen Arzt dort hätten? „Nein, sagte er, hier wird niemand krank.“ Ich glaube dieß gern; und wenn gleich jemand krank hieher kommt: so muß die einfache gesunde Speise, die tägliche Bewegung, und der freundliche Ton des Umgangs ihn gesund machen. Auch im Zeichnen, in der Geschichte und Mathematik erhalten die Zöglinge Unterricht. Die Religion wird für Lutheraner und Katholiken gleich passend vorgetragen. Auch handeln lernen sie hier. Einer kauft Lak, ein andrer Papier, ein dritter Bücher aus der nächsten Stadt ein, oder verschreibt sich dergleichen Sachen, und verkauft sie an die andern wieder. Einer hält über alles, was im Institut vorgeht, ein Journal, welches, nachdem Salzmann es durchgesehen, gedruckt wird. Das Institut hat nun sieben Jahr gedauert. Salzmann ließ ein ganz neues, vier Stockwerk hohes Gebäude aufrichten, und kaufte Land, wo die Jugend Begriffe vom Landwesen zu erhalten Gelegenheit hat. Der Herzog von Gotha gab 3000 Rthlr. dazu her. Das Gebäude ist itzt zu klein. Da in den letztern Jahren dem Direktor des Instituts eine Menge Anträge, unter andern von einem paar Prinzen, geschehen sind, die er aus Mangel an Raum abweisen

sen mußte: so hat er ein neues Gebäude, so groß wie das erste, aufzurichten beschlossen, an welchem schon gebaut wird. Jeder Zögling bezahlt jährlich, außer 250 Rthlr. seine Kleider, Schreibsachen und andre Kleinigkeiten selbst, worüber alle halbe Jahre Rechnung abgelegt wird. Ein Bett muß er mitbringen, oder Salzmann eines zu kaufen auftragen. Ohne Unterschied des Standes erhalten hier alle gleiche Erziehung. Um sie im Aeußern gleich zu machen, tragen sie eine Uniform, die sie artig kleidet: eine rothe Weste mit schwarzem Kragen und weiße Unterkleider. Jeder Däne wird, wenn er dieß Institut sieht, wünschen, daß sein Vaterland eins der Art besäße, oder daß die Vermögenden ihre Kinder hieher senden möchten; sie würden sie gesund und tugendhaft zurückerhalten. Unsre Schule für die Nachkommenschaft hat für mich nur den Einen Fehler, daß sie in Kopenhagen angelegt ist.

Von Gotha reiste ich um zwölf in der Nacht ab, und kam um sechs Uhr früh in Eisenach an. Von Eisenach bis Kassel sind acht Meilen; einen ganzen Tag brachte ich darauf hin. Ich erreichte Kassel zur Nachtzeit, besorgte am folgenden Vormittag einige Geschäfte, und fuhr um halb zwei in einer Kariole nach Göttingen. —

Heyne ist, trotz Vossens Uebersetzung der Georgica, jünger geworden; nun darf ich hoffen, daß die Musen, in deren Tempel er den Virgil krönte, ihren Liebling so lange gegen den Tod beschützen werden, bis er dem Homer den Kranz, an welchem er arbeitet,

wird geflochten haben. Michaelis fängt trotz seiner sichern Unsterblichkeit an, sich selbst zu überleben. Sein Katheder ist in Eichhorns Händen; nur ein Kollegium, und zwar ein Publikum, ist ihm übrig gelassen. Das Schicksal der Wissenschaften ist so veränderlich, wie das der Menschen. Es war eine Zeit, da Michaelis über Arabische Sprache vor 60 Zuhörern las; itzt hört man in keinem Göttingischen Hörsaal ein solches Kollegium. Die theologische Fakultät ist nicht mehr in dem Ansehn, wie zu Walchs, Less und Koppe's Zeiten. Du weißt, daß Michaelis, Eichhorn und Tychsen alle drei in der philosophischen Fakultät sind. Die Anzahl der Juristen ist zu allen Zeiten beinah doppelt so stark als die der Theologen gewesen; ja in gewissen Jahren noch darüber; seit 1784 hat die Zahl der Theologen sich mit jedem Jahre verringert. In diesem Jahre starb Walch, und Koppe ward Generalsuperintendent in Gotha. —

Muray's Stelle ist noch unbesetzt; er hat den botanischen Garten in trefflichem Stande hinterlassen; man wünscht einen Mann nach ihm, der ihn wenigstens in dem Stande zu erhalten versteht.

Zwei Ausgaben für die Zweibrückische Gesellschaft sind in Göttingen unter der Arbeit; die eine des Pausanias besorgt Heyne, und die andre des Aristoteles Prof. Buhle, einer der würdigsten Schüler Heynens; ich habe hier den ersten, noch nicht ganz fertigen Theil vor mir liegen. Hier findet man Aristotelis vita von verschiedenen Alten, und auch

vom Herausgeber selbst per annos digesta; darauf folgt eine schöne Abhandlung über die Eintheilung der Aristotelischen Schriften in akroamatische und exoterische, und ein Verzeichniß der Kodizes und Ausgaben, wie in den übrigen Zweibrückischen Ausgaben. Das Werk wird zwölf bis funfzehn Bände stark werden, und das Honorarium des Herausgebers ist 1500 Rthlr. welches ungefähr zwei Rthlr. für den Bogen ausmacht. Glücklicher ist es ihm mit dem Aratus gegangen, den er gleichfalls herausgiebt. Die Weidmannische Buchhandlung, die raisonabelste in ganz Deutschland, zahlt ihm fünf Rthlr. für den Bogen.

Noch ein andres, für die neuere Geschichte wichtiges Werk, welches in diesem Jahre in Göttingen herausgekommen, ist: Recueil des principaux Traités, d' alliances de Treve, de Neutralité de Commerce, de limites etc. conclus par les Puissances de l' Europe tant entre elles qu' avec les Puisfances & Etats dans d' autres Parties du Monde. Depuis 1761 jusqu' au present. Tiré des copies publiées par autorité, des meilleures collections particulieres de Traités, & des autres les plus estimés par Mr. de Martens. Tom. I 1761—78 incluf. T. II. 1779—86. incluf. T. III. 1787—90. incluf. Alle drei Bände sind 1790 gedruckt. Dieß Werk ist als eine Fortsetzung von des Leipziger Prof. Wenks Codex juris gentium recentissimi anzusehen, wovon zwei Theile, die von 1735—54 gehn, erschienen sind, und wozu er den dritten zu liefern versprochen hat. Hier finden sich alle

Akten-

Aktenstücke, welche zu dem Holsteinischen Ländertausch, zur bewaffneten Neutralität, und zu unserm Freundschaft- und Handelstraktat mit Rußland v. J. 1782 gehören. In Absicht auf diese will ich nur bemerken: während des Drucks erhielt die Göttingische Bibliothek aus Petersburg eine Sammlung der zwischen Rußland und fremden Mächten geschlossenen Traktaten, welche in der kaiserlichen Druckerei, doch bloß zum Gebrauch der Regierungen und einzelner Kollegien, herausgekommen ist. Aus dieser hat der Herausgeber in der Vorrede zum dritten Theil verschiedene wichtige Beilagen zu diesem Traktat beigebracht. Beim Justizrath Malling sah ich eine Dänische und zugleich seltne Ausgabe dieses Traktats in verschiedenen Sprachen. Ich bin nicht gewiß, ob er mit dem Russischen gleichlautend ist. Im dritten Theile finden sich die drei Waffenstillstandsverträge zwischen dem König von Schweden und dem Prinzen von Hessen vom 9. Oktobr. 16. Oktbr. und 5. Novbr. — die Konvention zu Reichenbach — (Das allgemeine Mißvergnügen in Berlin mit dieser Konvention wird nun, da der Kongreß in Czistove aufgehoben ist, wohl lauter werden. Es müßte öffentlich bekannt gemacht werden, wie sehr Herzberg gegen dieselbe protestirte, und daß sein Name und Siegel unter einem: auf Befehl steht.) Das Werk wird mit Supplementen, welche theils künftig zu schließende, theils schon geschlossene aber nicht bekannte Traktaten enthalten werden, fortgesetzt. Unter den letztern wünschte der Herausgeber, wie er mir mündlich sagt,

auch den zwischen Dännemark und Rußland 1765 den 28. Fbr. geschlossenen Alianztraktat und den neuen zwischen Schweden und den Türken geschlossenen Allianztraktat zu erhalten. Die Covention explicatoire entre l'empire de Rufsie et la Porte Ottomane, conclue a Conſtantinople le 10. Mart. 1779. welche vorher unbekannt war, und die er selbst (Vorrede zum zweiten Theile) liefern zu können zweifelte, ward ihm während des Drucks gesandt, und macht den letzten 189. Traktat dieser interessanten Sammlung aus. Der Herausgeber dieses Werks war i. J. 1789 Professor extraordinarius; ward im selben Jahre ordinarius, Hofrath, ward geadelt, mit einem reichen liebenswürdigen Mädchen vermählt, und gewann 6000 Rthlr. in der Zahlenlotterie. Zu all diesem Glücke besitzt er auch noch das, daß das Gerücht sagt: er verdiene dasselbe.

Ich komme eben von Heynen, vielleicht zum letztenmal in diesem Leben, bereichert, ja wahrlich! bereichert mit Briefen, die mir in Genf zur Empfehlung dienen sollen. Das unglaublich große Ansehn, in welchem Heyne in Deutschland, ich dürfte wohl sagen, in Europa steht, giebt seinem Namen Gewicht; und ich bin stolz darauf, den in meiner Tasche zu haben. Ich würde eine große Unwahrheit sagen, wenn ich als etwas Ungewöhnliches erzählte: daß mir, sowohl da ich ihn zuerst wiedersah, als da ich eben Abschied von ihm nahm, die Thränen in meinen Augen standen. Diese Liebe zu ihm habe ich mit allen seinen Schülern gemein, die nur einiges Gefühl und nur etwas Gutes gelernt haben. —

Mit

Mit meinem Abschied von Kassel beginnt eine neue Epoche meiner Reise. Eine neue Welt dehnt sich vor mir aus, wo ich nie vorher war, und wo alles ein zwiefaches Interesse für mich hat. Der Weg zieht sich durch Staaten, die, wenn man sie auf der Karte sieht, das Auge ermüden, die aber durch Verschiedenheit der Fürsten und Einwohner, der Kultur und Religion, die Aufmerksamkeit beständig anspannen. Selbst in den kleinsten Staaten, von welchen Risbeck sagt: man beweist ihnen zu viel Ehre, wenn man bloß von ihnen sagt, daß sie existiren, selbst in diesen findet sich oft manches, das die Achtsamkeit dessen verdient, welcher nicht bloß den Werth der Staaten und Menschen nach ihrer Größe abwägt. Die beiden Fürsten von Hohenzollern, deren jeder nur 40,000 Gulden jährliche Einkünfte besitzt, gehören unstreitig zu den kleinsten in Deutschland; sie gehören aber zu einem Hause, aus welchem die Brandenburgischen Fürsten und Preußens unsterblicher Friedrich abstammten; sie verdienen vielleicht Väter ihrer Unterthanen zu heißen. Ludwig XIV. hätte hier vielleicht lernen können, daß Regieren so leicht nicht ist. —

Die Geschichte des Rath Kühn in Kassel macht Aufsehen. Er hält sich itzt in Göttingen auf, wo ich ihn sah, und wo seine Geschichte oft, aber immer mit Umständen, die ihn verdächtig machen, erzählt wird. Daß er ohne des Landgrafen Erlaubniß Papiere aus dem Archiv nach Braunschweig geschickt hat, erzählt

er selbst zwar nicht, es erzählens aber andre. Sein äußeres Benehmen verräth einen nach Abentheuer jagenden Mann.

---

## 7.

Mainz, den 16. Jul. 1791.

Ich reiste durch Marburg und Gießen. Jenes gehört Hessen-Kassel, liegt in einer anmuthigen Gegend, ist aber eine der häßlichsten Städte, die ich sah. Ich fand hier nicht ein einziges Haus, in welchem ein Professor, viel weniger ein Erbprinz von Hessen, welcher hier nebst noch ungefähr 300 Burschen studirt, anständig wohnen könnte. Ich besuchte den Prof Bering, der, wie mich der Lektionskatalog belehrte, Bibliothekar war, und brachte die kurze Zeit meines Aufenthalts in Marburg auf der Bibliothek zu. Sie besteht aus ungefähr 20,000 Bänden, und ist gar nicht von Bedeutung. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts war sie viel ansehnlicher; da aber Hessenkassel und Hessendarmstadt im dreißigjährigen Kriege uneins wurden, theilten sie die Universität Marburg, welche sie vorher gemeinschaftlich besaßen; und Hessendarmstadt ließ seinen Antheil an der Bibliothek nach Gießen bringen. An Dänischen Büchern fand ich

nichts

nichts als Holbergs Dänische Geschichte und den Vitruvius. Prof. Bering erzählte mir, es lägen 1300 Gärten um Marburg.

Frankfurt hat für einen Reisenden nichts merkwürdiges, außer die goldne Bulle und das rothe Haus, welches der beste Gasthof in Deutschland ist. Da aber jene zu besehn einen Holländischen Dukaten kostet, so ließ ich mich an der Beschreibung, die ich gelesen, und die mir nichts kostete, begnügen. Auch ist mir ein Gasthof, wo ich gutes Essen und reinliche Betten erhalte, eben so lieb, als einer, wo der Wirth wie ein regierender Bürgermeister, und seine Töchter wie Baronessen aussehn. Da Frankfurt keine Fabriken von Bedeutung hat, so sah ich mich bloß in der Stadt um, ging am Abend in die Komödie, und reiste am folgenden Morgen nach Mainz, welches drei Meilen von Frankfurt liegt.

Die wichtigen Verbesserungen, welche hier in einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung gemacht sind; das Licht, welches sich von den Lehrstühlen einiger katholischen Geistlichen verbreitet; der Einfluß dieses Reichs, dessen Regent Reichskanzler und erster Churfürst ist, auf das übrige Deutschland; die vielen hier versammelten Aristokraten: dieß alles, wie auch so manche noch vorhandne Ueberreste von Aberglauben und Unduldsamkeit, trieben mich von Franfurt hieher, um so viel Zeit als möglich auf die Betrachtung zu wenden: wie dieses Licht und Dunkel hier durch einander gemischt sey. Als

ich in den Gasthof trat, fiel mir zuerst ein an die Thüre geheftetes Plakat in die Augen, welches so lautete:

„Fügen hiemit zu wissen, verordnen und gebieten ernstlich, daß alle Reden und Gespräche gegen Religion, Sitten, Staat und Landesherrliche Verordnungen unterbleiben, und zwar um so mehr, da einem jeden unbenommen ist, seine Klagen und Anstande bei der Behörde, oder auch allenfalls bei Sr. Churf. Gnaden anzubringen. Im Nichtbeobachtungsfalle werden wir die Wirthe, Hauseigenthümer, und Herbergsväter zur scharfen Verantwortung ziehen u. s. w.“

Wie ist es möglich, daß ein solches Plakat in einem Lande gedruckt wird, wo der aufgeklärte Geschichtschreiber der Schweiz, Müller, im Ministerium ist, und des Churfürsten volles Vertrauen besitzen soll; wo ein Kanzler Albini als ein arbeitsamer und aufgeklärter Mann allgemein gerühmt wird? Dieß mögen die Exjesuiten und die Damen Goudenhoven und Ferret zu erklären wissen!!

Unter den aufgeklärten Katholiken sind hier zwei, die von allen vorurtheilfreien Menschen geschätzt werden: Blau, Prof. der Theol. und Dorsch, Prof. der Philosophie. Beide sind Geistliche, von deren Lehrstühlen sich gesunde Philosophie und ächte historische Kritik, trotz Kabalen und Verfolgungen, in zahlreichen Versammlungen von Zuhörern verbreiten. Der erste dieser zwei würdigen Männer besitzt, nach dem Urtheile aller aufgeklärten Katholiken und Protestanten, einen starken Geist, eine ausgebreitete wohlverdaute Gelehr-

samkeit, verbunden mit einem ernsthaften Charakter und männlichen Muth, die Wahrheiten, welche er mit der größten Feinheit einzukleiden weiß, auszubreiten. Ich war einen Mittag bei ihm zum Essen; dieß war eine der angenehmsten Mahlzeiten auf meiner Reise. Unter seinem Namen ist nichts herausgekommen; man schreibt ihm aber zwei Schriften zu: Beiträge zur Verbesserung des äußern Gottesdienstes in der kathol. Kirche 1789. 8. und Kritische Geschichte der kirchlichen Unfehlbarkeit zur Beförderung einer freiern Prüfung des Katholizismus 1791. 8. Sein Kollege, Kirchenrath Jung, hatte einen Prozeß gegen ihn anhängig gemacht, und ein Heft eines seiner Zuhörer als das Corpus delicti bei Gericht vorgelegt; die Richter waren doch so vernünftig gewesen, diese Abschrift nicht als seine Diktata anzusehn noch ihn zu verurtheilen, da man keine Meinung und also nichts Ketzerisches darin fand. Außer diesen beiden kontrastirenden theologischen Professoren giebt es noch neun; und, was sehr passend ist, einer derselben heißt Nimis (D. Joh. Ge. Nimis.) — Prof. Dorsch hat wegen seiner Vorlesungen über die Kantische Philosophie gleiche Verdrießlichkeit gehabt, wie Blau. Es ward eine Kommission angestellt, zur Untersuchung: ob die Kantische Philosophie mit der katholischen Dogmatik übereinstimme. Er hatte einen sonderbaren Vorfall, der mir von zu vielen erzählt wurde, als daß man ihn bezweifeln dürfte. Vor, ich weiß nicht wie langer? Zeit besuchte er einen seiner Freunde, einen auf dem Lande, eine halbe Meile von Heidelberg wohnenden Prediger. Nach

Verlauf einiger Tage kommt eine churfürstliche Ordre, die ihn schnell zurückfodert. Schnell reist er zurück, und hört bei seiner Heimkunft: es sey mit der Post von Straßburg ein Brief an ihn gekommen, welcher der Regierung verdächtig gewesen; man habe den Brief zu sehen verlangt, und da man in seinem Hause (Prof. Blau und er wohnen beisammen) denselben vor seiner Rückkunft nicht ausliefern wollen, habe man Soldaten gesandt, um den Brief abzulangen, auch sey er vor Gericht geladen. — — Voll Verlangen und nicht ohne Furcht, was der Inhalt des Briefes seyn möge, erscheint er zur Stelle, und findet mit der größten Freude, daß der Brief nichts als Grüße und die Bitte, einen Reisenden, welcher in einigen Tagen nach Mainz kommen würde, wohl aufzunehmen, enthalte. So sehr er und jeder nun überzeugt war, daß der Brief weiter nichts, als was die Buchstaben und Worte andeuteten, enthalte, wollte doch das Gericht behaupten, diese Worte seyn Chiffern, allegorische Ausdrücke, die einen geheimen Sinn hätten, diesen verlangte man von ihm zu wissen — weder er noch irgendwer konnte ihn geben, und — die Regierung machte sich lächerlich. Winkopp ist unter den hier befindlichen aufgeklärten Katholiken in Mainz am meisten bekannt, und am wenigsten geachtet. Der Churfürst giebt ihm eine Pension von 800 Gulden; diese hat er sich durch eine Handlung erkauft, die seinem Charakter nicht wenig Schande macht. Er hatte sich durch einen Eid verpflichtet, niemand zu nennen, der ihm statistische Beiträge zum Deutschen Zuschauer senden würde.

Hof-

Hofrath Benzel in Mainz, ein Mann, der durch Publizität seinem Lande nützlich zu werden hoffte, hatte ihm wichtige Nachrichten von der Beschaffenheit des Landes eingesandt. Da dieß Heft des Zuschauers erschien, stutzte man in Mainz gewaltig, diese Nachrichten in Deutscher Sprache zu lesen. Die Regierung, welche einen ihrer Beamteten in Verdacht zog, gab sich alle Mühe, den Winkopp zur Nennung des Einsenders zu vermögen. Er verstand sich unter folgenden Bedingungen dazu: 1) daß man ihn zum Schein aus der Schweiz, wo er sich aufhielt, wegführe; 2) daß man ihn in Mainz verhafte, und einen Prozeß gegen ihn anstelle; 3) daß er die erwähnte Pension von 800 Gulden erhalte; 4) daß man ihn von der Wiedereintretung in den Orden, den er verlassen, entfreie. Dieß alles ward ihm zugestanden. Benzel ward als Einsender angegeben, anderthalb Jahr lang in Verhaft genommen, und dann aus dem Lande verwiesen. Der Charakter eines Mannes, welcher die Laster der Großen aufzudecken und bekannt zu machen sucht, muß fleckenlos seyn; eine niedrige Handlung, wie diese, bringt ihn um seine Glaubwürdigkeit, man sollte nicht dulden, daß er öffentlich rede. — Hier in diesem Mainz gehen unbegreifliche Dinge vor. Von einem Fürsten, dessen Thron drei Mätressen umringen, wird in diesen Tagen eine Preisaufgabe, auf den Beweis der Vortrefflichkeit des Cölibats ausgesetzt.

---

## 8.

Mainz, den 20. Jul. 1791.

Es wimmelt hier von Aristokraten. Am Tage meiner Ankunft in Mainz zogen 50 Französische Offiziere aus diesem Gasthofe aus, um in der Stadt eigne Wohnungen zu beziehen. Täglich kommen neue an, und hier im Gasthofe ist eine unbeschreibliche Gährung. So sehr ich mich der Menschheit wegen über eine Revolution freue, welche das aristokratische System in Europa an seiner fühlbarsten Seite angegriffen hat; eben so sehr hat mich das Schicksal einiger dieser Flüchtlinge gedauert, und dauert mich täglich. Ich läugne nicht, daß man bei einigen einen so hohen Grad von Leichtsinn bemerkt, daß man glauben sollte, es sey ihnen gleich, wie es in Frankreich zugehe, und ob sie dort wären oder nicht, wenn sie nur irgendwo ohne Furcht vor dem Pöbel singen dürften. Andre rufen beständig: les Canailles des Democrats! wünschen Fayette's Herz gebraten zu sehn, und wollen in kurzer Zeit à coups des Pieds und à coups des Poings in Frankreich eindringen. An dieser Menschen Schicksal kann man nicht theilnehmen; denn jene fühlen es nicht, und diese bieten demselben ohne Nachdenken Trotz. Es giebt aber auch Männer unter ihnen,

die

die Achtung erwecken, und deren Mißvergnügen über die Nationalversammlung man in verschiednen Punkten billigen muß. Zwei Aristokraten, beide Offiziere, kamen gestern bei Tafel über Barnave in Wortstreit. Der eine vertheidigte ihn mit Wahrheit und Verstande; der andre, ein Graf Montjuan (einer der schönsten Männer, dessen Knebelbart, kohlschwarzes Haar und ansehnliche Länge eine Art von Achtung einprägte, ob er gleich nicht viel über 20 Jahr alt seyn mochte,) nannte ihn unaufhörlich: le plus grand scelerat du Royaume, und stand, da der andre nicht nachgab, mit unglaublicher Heftigkeit vom Tisch auf, und sagte: Vous me mettez en colere; je m'en va. Barnave est un scelerat, le Roi est mon Maitre et je suis Soldat. Vor einigen Tagen trat ein alter Mann mit Frau und einem Sohne herein, und setzte sich an die Table d' Hote. Der Anstand des Frauenzimmers verkündete eine Dame aus der großen Welt, die der Kummer niedergebeugt hatte. Sie war stark geschminkt, und zitterte am ganzen Leibe. Er sprach mit einer Anmuth und Ruhe, die ich noch bei keinem der sogenannten Aristokraten bemerkt hatte. Ich ward neugierig, zu wissen, wer er sey, und hörte: es sey der Kanzler Seguier, der nämliche, welcher Raynals Schriften verbrennen ließ. — Man behauptet: die Französischen Flüchtlinge hätten 60 Millionen Livres bei einem Frankfurter Hause niedergelegt, und dieß ist nicht unglaublich. Der Prinz von Conde', welcher auf dem Schlosse zu Worms wohnt, war vor einigen Tagen in Schwalbach, welches drei Meilen von Mainz liegt.

Sein

Sein Gefolge bestand aus 20 Personen; er kam Abends, speiste, was ein voran geschickter Koch zubereitet hatte, blieb über Nacht, und fuhr am nächsten Morgen wieder weg. Aus Neugier fragte ich den Wirth, was die Rechnung betragen habe. Sie betrug 61 Rthlr. Freilich versetzen manche unter ihnen Uhren und andre Kostbarkeiten, um Geld zu erhalten: eben so viele aber leben, als ob sie große Summen in Frankfurt belegt hätten. Die Gegenrevolutionisten haben itzt ihr Komtoir oder ihre Kanzellei in Worms, wo der Prinz von Conde' sich befindet, und man spricht viel von einem Kongreß, den die Europäischen Mächte entweder in Aachen, Koblenz oder Brüssel auf Veranlassung der Franz. Revolution zu halten denken. Dieß Gerücht hat neulich die Erscheinung einer kleinen aber wichtigen Schrift zur Folge gehabt: Der Kreuzzug gegen die Franken; eine patriotische Rede, welche in der Deutschen Reichsversammlung gehalten werden konnte. Germanien, 1791, im zweiten Jahr der Freiheit. Der Verfasser ist Hr. von Klauer; ein Preußischer Edelmann, welcher in Straßburg lebt. —

In jedem Gasthofe, wohin ich komme, klagt man über die Franzosen. Daß sie nicht bezahlen, kann ihre unglückliche Lage einigermaßen entschuldigen; daß sie aber in einem fremden Lande grob sind, ist, aufs gelindeste gesagt, sehr unvorsichtig. Die Grausamkeiten, womit die Franzosen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zweimal, zuerst unter Turenne, und vierzehn Jahr später unter

dem

dem Grafen von Melak die schöne Pfalz verwüsteten, sind noch in aller Andenken. Unter Schwertern und Flammen ward alles verzehrt, vom Korn auf den Feldern bis zu den volkreichen Städten Mannheim, Worms, Heidelberg u. s. w. Es waren nicht Soldaten, sondern königlich authorisirte Mordbrenner, deren Nachkommen itzt in diesen Gegenden Schutz suchen.

Hier sind in allen Kollegien, im Civiletat, bei der Armee, bei der der Universität, Protestanten angesetzt; man möchte aber fragen: zu welchem Nutzen? Die meisten der Angesetzten sind Männer von Verdiensten, welche die ansehnlichen Gehalte nach Mainz lockten, denen man aber so viele Hindernisse in den Weg wirft, daß sie nicht mehr als jeder andre ausrichten können. Bei niemand fällt dieß mehr in die Augen, als bei Forster. Er erhält als Bibliothekar 1700 Gulden und freie Wohnung, und die Bibliothek, derentwegen er dort ist, hat nur 600 Gulden jährlich. Wer Forster kennt, wird ihm dieß Gehalt nicht mißgönnen; aber das Verhältniß muß jedem lächerlich scheinen. Die Bibliothek ist elend; sie besteht zwar aus 70 — 80,000 Bänden, ein großer Theil derselben aber sind Doubletten, ein großer Theil, der sich aus einem aufgehobnen Jesuiter- und Karthäuserkloster herschreibt, besteht aus Legenden, Breviarien, Diphtychen u. s. w. Das Gute, was da ist, kann man nicht finden; denn die Bücher sind ganz barbarisch nach dem Alphabet gestellt. Von Dänischen Büchern fand ich hier Hvitfelds und Holbergs Geschichte,

Worms Monumenta, und mehrere, sie standen aber von einander getrennt. Forster hat sich viel Mühe gegeben, eine bessere Einrichtung zu treffen, einen bessern Platz zu erhalten, und die Doubletten zu verkaufen: er kann aber nicht damit zu Stande kommen. Sein Amt und Umstände lassen ihm Zeit genug für sich selbst zu arbeiten. Er verdient jährlich ein paar tausend Gulden mit Uebersetzungen, und hat neulich seine Reise längs dem Rhein durch Holland und Frankreich nach England 1. Thl. unter dem Titel: Ansichten herausgegeben, die sehr gerühmt wird. Forster ist ein schöner Mann, hat Kenntniß und Welt, und ist den Engländern und ihrer Konstitution sehr ergeben. Seine Frau ist eine Tochter Heynens und voll Geist. Sie ward für das gescheuteste Frauenzimmer in Göttingen gehalten, und wird, wo sie hinkommt, immer unter den ersten ihres Geschlechts ihre Stelle finden.

---

## 9.

Heidelberg.

Es ist eine unläugbare Wahrheit, daß keiner der itztlebenden Europäischen Fürsten größere Summen auf Künste und Wissenschaften gewandt hat, als der itztregierende Churfürst von Pfalz-Baiern, Karl Theodor. Er hat ungefähr 50 Jahr regiert. In dieser Zeit hat er den ersten Grund zu einer Bibliothek gelegt, die 70,000 Bände umfaßt; sie hat äußere und innre Schönheit, und steht zum öffentlichen Gebrauche frei. Auch hat er eine Sammlung von physikalischen Instrumenten, Naturseltenheiten und Antiquitäten angeschafft, die bedeutend ist; eine Gallerie von zwischen 6 und 700 Gemählden der besten Künstler; ein Kabinett von Kupferstichen, welches eins der besten in Europa ist; und eine Sammlung von Statuen, die nach dem Urtheile der Kenner wenige ihres Gleichen hat. 1763 stiftete er eine Akademie der Wissenschaften, welche, vornehmlich in der Geschichte, schätzbare Sachen lieferte *); 1775 eine Gesellschaft für die

*) Mit dieser Akademie ward 1779 eine sogenannte Witterungsgesellschaft verbunden, die außer zwei inländischen Mitgliedern lauter fremde Beobachter zählt, wie in Kopen-

die Deutsche Sprache, (Deutsche gelehrte Gesellschaft) die auch einige Oktavbände herausgegeben hat, worin sich Hottingers berühmte Abhandlung: Vergleichung zwischen den Deutschen, Römischen und Griechischen Dichtern befindet. Auch stiftete er ein chirurchisches Kollegium, eine Hebammenschule, ein Observatorium, welches ohngefähr 300,000 Gulden kostete, auch eine Mahler- und Bildhauerakademie, u. s. f. Der Reisende staunt darüber, daß alles dieses Eines Fürsten Werk ist; eines Fürsten, der bis zur Vereinigung Baierns kaum eine Million Menschen zu beherrschen hatte; doch — meine Absicht ist weder irgend einen Fürsten unnöthig zu tadeln, noch ihm zu schmeicheln — doch kann niemand diese kostbaren Einrichtungen erheben, der überall klagen hört, daß die Verfassung der Schulen schlecht ist, und der es weiß, daß die Universität in Heidelberg aus Mangel an Unterstützung in völliger Agonie liegt. Dieß erweckt den Verdacht, daß es dem Stifter all jener Herrlichkeiten mehr um Aufsehen und Glanz, als um wahren Nutzen zu thun war. Was können alle jene Kabinette, Gallerien und Museums für Nutzen bringen, wenn die Jugend nicht verbessert und angewiesen wird, um von jenen Gebrauch machen zu können?

penhagen Justizrath Bugge, in Norwegen Prof. Wilse, in Stockholm Nikander. Es ist vor kurzem ein Band ihrer Beobachtungen erschienen. Ein Mann, der selbst verschiedene Jahre lang beobachtendes Mitglied der Gesellsch. war, versicherte mich, das Ganze sey von wenig oder gar keinem Nutzen.

können? Ist nicht eine Schule, die dem Staate jährlich zehn gute und brauchbare Bürger liefert, weit mehr werth, als eine Sammlung kostbarer Kupferstiche, die zehnmal im Jahr einen Reisenden unterhalten, oder alle zehn Jahr einmal einen Künstler bilden? Wenn man einen Professor zehn bis zwölf Jahr für 100 Gulden jährlichen Gehalts dienen läßt, wie das der Fall mit mehrern der Heidelberger Professoren ist: so muß man vorausſehen, daß seine Vorlesungen danach seyn werden, voraus auf einer Universität, wo so wenig Studirende sind, deren Beifall ihn ernähren kann. Heidelberg ist die einzige Universität in der Pfalz; und doch ist nicht Ein Professor dort, der von seiner Professur mit Anstand leben könnte: die meisten müssen andre Aemter mit verwalten, woraus folgt, daß sie ihren Unterricht versäumen. Professor Schwab, ein Mann, der ungefähr 30 Jahr Prof. der Theologie gewesen ist, hat einen Jahrgehalt von 250 Gulden, und das zu einer Zeit, da man in Mannheim drei Theater *), am Hofe 51 Lakaien zählte, und da die Kapelle aus 125 Personen bestand. Im Pfälzischen Staatskalender las ich, daß bei der Düsseldorfer Kunstakademie drei gegenwärtige und zwölf abwesende Lehrer seyn. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, und die Sache war mir unbegreiflich, bis ich erfuhr,



*) Jetzt ist nur noch in Mannheim das Deutsche Theater übrig; die Französische Truppe ist abgeschafft, und die Italienische ist in München.

daß man auch hier in Heidelberg dergleichen Lehrer habe. Hubert von Harrer, Professor der Medizin in Heidelberg, ist erster Leibmedikus des Churfürsten, hält sich in München auf, und hat noch nie ein Kollegium gelesen. Reichart, Professor der Rechte, ist beständig in Manheim, wo er Oberappellationsrath ist, und so mehrere.

Der Churfürst residirt gegenwärtig in München, wo der bekannte Exjesuit, Pater Frank, sein Beichtvater, nebst dem erwähnten Harrer, und ein Kammerdiener, Rogister, großen Einfluß haben. Sein natürlicher Sohn, Fürst Bretzenheim, dessen Mutter Aktrize war, lebt weit von Manheim entfernt, hat große Privilegien, wie das Recht Münzen zu schlagen, und eine Pension, welche größer ist, als der ganze Betrag der Einkünfte der Universität zu Heidelberg. Die Churfürstin hält sich im Sommer eine halbe Meile von Manheim, in Angersheim, auf, und kömmt ihren Gemahl gar nicht mehr zu Gesicht.

Ludwig XIV. welcher ungern sah, daß eine seiner Thaten vergessen ward, hatte, so viel ich weiß, nur Einen Geschichtschreiber. Der Churfürst von Pfalz-Baiern hat ihrer drei: Colini, Necker und Traiteur. Ihrer würden schon zu wenig seyn, wenn sie nur die Lebensbeschreibungen seiner Generale und Geheimeräthe liefern sollten; denn er hat 53 Generale, 98 wirkliche und 31 titulâre Geheimeräthe. Scheint dir diese Anzahl unglaublich, so gieb dir die Mühe, die ich mir gab, und zähle sie im Churpfälzischen Hof-

und Staatskalender für das Jahr 1790 nach. In der Vikariatszeit erhielt man für 200 Gulden ein Adelspatent; und doch hieß es jedesmal: aus höchsteigner Bewegung. O ihr Fürsten! wie sehr würdigt ihr eure Ehrenerweisungen herab durch dergleichen Verschleudrung und Verhandlung! Ein gekaufter Titel ist eine gekaufte Schelle, die ein Kind oder einen Krämer ankündigt. Wenn eure Schatzkammern leer sind, und eure Titel keinen Werth mehr haben, womit wollt ihr dann Männer von Verdiensten belohnen?

Nach unsrer königlichen Bibliothek, die ich ihrer Schönheit wegen über alle setze, die ich sah, halte ich die Manheimer für die schönste. Sie steht in einem 100 Fuß langen und 36 Fuß hohen Saal, hat zwei Gallerien über einander, und fällt schön ins Auge. Unter den Handschriften befindet sich eine Menge Originalbriefe, unter welchen ich einige las, die der unglückliche Friedrich V. an Madame Rackenitz schrieb. In einem, einige Tage vor der Bataille bei Prag geschriebnen Briefe, giebt er ihr die treuherzige Versichrung: er möchte lieber die Nacht bei ihr zubringen, als im Lager, wo es gar sehr kalt sey.

Ich hatte zwei Addreßbriefe nach Heidelberg; einen an den Kirchenrath Mieg, welcher für den Verf. des Buchs: die neueste Verfassung der Religionsstreitigkeiten in der Unterpfalz (1780) gehalten wird; er war aber gerade verreist. Mit dem andern Briefe ging ich zum Professor Gatterer, einem Sohne des Vaters unserer mehrsten itzleben-

den Geschichtschreiber: ein junger, liebenswürdiger, kenntnißreicher Mann. Er ist Prof. der Oekonomie und Bergwissenschaft bei der hohen Schule für Staatswissenschaften, welche vorher in Lautern war, nun aber mit der Heidelberger Universität verbunden ist. Er machte mich mit den Professoren Wundt, Schwab und mit mehrern braven Männern bekannt. Ich kam um fünf Uhr nach Heidelberg, und stand um halb sieben mit Prof. Gatterer oben auf dem Berge, wo die Trümmer des alten Heidelberger Schlosses einen schreckenden Begriff von den Verheerungen der Franzosen geben, die ein nachheriger Gewittereinschlag noch vervielfältigt hat. So gespannt gleich meine Phantasie schon im voraus auf alles, was ich von der Schönheit dieser Gegend gehört hatte, war, so verringerte doch die prachtvolle Majestät, die sich vor meinem Blick hindehnte, auf keine Weise meine Erwartung. Unten fließt der Neckarfluß hin, über welchen eine Brücke gezogen ist, die 170,000 Gulden kostete. Kastanienbäume grünen längs den Berg hinauf. Heidelberg hebt sich mit seinen Kirchen, Klöstern und andern schönen Gebäuden am Fuß des Berges empor, und erstreckt sich weit hin. Ueber diese Stadt und über zahllose Felder und Dörfer, sieht man bis über den Rheinstrom bis in Elsaß hin, wo der Himmel auf den Vogesischen Bergen ruht, die das Auge begränzen. Nicht war Freund! der Gedanke an alle die Verwüstungen, womit man itzt diese paradiesischen Gegenden von verschiednen Seiten bedroht, und der Anblick

blick niedergestürzter Mauern, zwischen welchen ich stand, bot reichen Stoff zu Betrachtungen. Auf Heidelberg kann man mit Fug das: quantum mutatus ab illo! anwenden; da dessen Fürsten hier residirten, da die Bibliothek der Stadt eine der besten in Europa war, da ihre großen Männer, Puffendorf, Spanheim, Cocceji, Hackenberg, die Fremden, um Weisheit zu suchen, hieher lockten. Itzt sind kaum 150 Studenten hier; den Professoren fehlt es, ungeachtet ihrer Verdienste, an Aufmunterung; die Bibliothek besteht aus 15000 Bänden, und das Schloß zeigt nur noch die Trümmer! Dagegen ist alles, was man in Heidelberg vermißt, zwei Meilen von da in Manheim, und — wird von Reisenden bewundert.

---

## 10.

Stuttgard, den 3. August 1791.

Nach dreitägigem Aufenthalte verließ ich Heidelberg, und ging über Bruchsal und Durlach nach Karlsruhe. Die Hitze war unleidlich, ich hatte Mühe mich Mittags nach der Residenz des Bischofs von Speier in Bruchsal hinzuschleppen. Man sollte kaum schließen, daß dieß Land nur 24 Quadratmeilen groß ist, wenn man das prächtige Residenzgebäude, die Menge betreßter Bedienten und wachthabender Soldaten zu Pferd und zu Fuß ansichtig wird. Der Fürst ist ein alter Mann, und der letzte der von Styrum. Er wird von jedermann für einen Fürsten, der Kenntnisse mit unaufhörlicher, bis in die kleinsten Vorfallenheiten seines Landes dringender Wirksamkeit verbindet, gehalten.

Von Durlach bis Karlsruhe zieht sich, eine halbe Meile lang, eine geradlinige Allee von Pappelbäumen. Hier hat man eine der schönsten Ansichten, ein Perspektiv ohne Gleichen. An der andern Seite von Karlsruhe zieht sich gleichfalls eine Allee bis Rastadt, zwei und eine halbe Meile lang. In Karlsruhe war ich mit meinen Addressen, ob ich ihrer gleich drei

hatte,

hatte, nicht glücklich. Ich kann dir also nur das Allgemeinbekannte erzählen: daß der Markgraf gut ist, und es mit seinen Unterthanen gut meint; daß er gute Rathgeber zu wählen wußte, deren Einrichtungen einen Glanz auf seine Regierung geworfen haben. Ich blieb nur einen Tag dort, und reiste über Pforsheim nach Ludwigsberg, welches anderthalb Meilen von Stuttgard liegt. Pforsheim ist eine kleine hübsche Stadt, wo der Markgraf von Baden verschiedne Fabriken, vornehmlich von Uhren und Bijouterien, die der Stadt gute Nahrung bringen, angelegt hat. Der Aufseher über die Uhrfabrik erzählte mir: man habe von Kopenhagen verschiedene Bestellungen gehabt; da man sie aber zu allzu geringen Preisen verlangt, sey noch nichts dahin gesandt. Ich sagte ihm, man verfertige bei uns so gute Uhren, daß ich es für uns unnöthig hielte, sie von andern Orten her zu verschreiben, und zeigte ihm eine Uhr von Charlows Arbeit, die vortrefflich geht. Er gestand, sie sey fein gearbeitet, möchte aber wohl in Genf verfertigt seyn. Charlows Arbeiten, behauptete ich, seyn zu bekannt, als daß er andre für die seinigen auszugeben nöthig haben sollte.

Der Weizen war überall schon eingeerntet, und die Felder, wo er gestanden, waren wieder gepflügt und mit Rüben besät, die schon aus der Erde hervorzuschießen begannen. Die Dörfer sind in diesen Gegenden größer als manche Handelsstädte. In einigen wohnen 300 Familien und drüber; eine Größe, über die ich vieler Oekonomen Klagen hörte, und die nothwendig auf den

Ackerbau schädlichen Einfluß hat. Ludwigsburg ist eine ansehnliche, aber wenig bewohnte Stadt, mit einem prächtigen Schlosse, in welchem der Herzog während des Sommers zu residiren pflegte, bis er größeres Vergnügen in dem weit kleinern Hohenheim fand. Hier ist das merkwürdigste ein Zuchthaus, womit ein Waisenhaus für 120 Kinder und ein Hospital für Tolle verbunden ist. Das letzte ist in seiner Art ein vollkommenes Muster. Hier ist für diese Unglücklichen auf alle Weise so sehr gesorgt, daß die Einrichtung der Menschlichkeit des Stifters große Ehre macht, und daß die Vorstellung von ihrem Zustande die Rasenden in den Augenblicken, in welchen sie ihren Verstand brauchen können, weder beschämen, noch ihre Raserei vergrößern kann. Ihre Zimmer sind geräumig und luftig; jeder hat ein eignes mit einem besondern Bette und Matrazen; und in jeder Tollkiste (ein sehr unpassendes Wort für diese zellengleiche Kammern,) steht ein Kachelofen, welcher von jeder Kammer durch ein Stakett so geschieden ist, daß sie sich keinen Schaden zufügen können. Es waren hier 38 Tolle beides Geschlechts, unter welchen, welches merkwürdig ist, sieben Magister, die durch übertriebnen Fleiß in diesen Zustand gerathen waren. Eine Folge der Menschlichkeit, womit man diese Menschen hier behandelt, ist, daß ich sie alle weit ruhiger als an andern Orten fand, (ich sprach fast mit allen) wo sie wie Unvernünftige behandelt werden.

Sonntag nach Mittag, den 31. Julius, kam ich in Stuttgard an. Eine Addresse an den Professor Peter-

tersen machte mich eine Stunde nach meiner Ankunft mit einem der gründlichsten Gelehrten und edelsten Männer bekannt. Ich bin so glücklich gewesen, den größten Theil der drei Tage, die ich mich hier aufhielt, seines Umgangs zu genießen, und durch ihn verschiedne würdige Männer kennen zu lernen. Unter diesen bemerke ich den Hofprediger Werkmeister, einen der seltnen katholischen Geistlichen, der an Blaus Seite zu stehen verdient, und wie dieser durch anonyme Schriften, wie: über die Reform des Klerus u. a. zum allgemeinen Nutzen thätig gewesen ist; ferner den Hofrath Schott, Professor bei der Militärakademie, der ungewöhnliche Gaben die Geschichte vorzutragen besitzt. Ich hörte ihn den Tag nach meiner Ankunft von 8 — 9 über Philipps II. Geschichte reden, und bin der Meinung, wem solch ein Vortrag nicht Lust zur Geschichte giebt, der muß sich nie mit dieser Wissenschaft befassen. Sein Vortrag war deutlich, kraftvoll, zusammenhängend, munter; er hielt ihn aus dem Kopfe, und doch lag Gewicht in jedem Worte. —

Keine der öffentlichen Stiftungen, die ich sah, hat mich mehr in Verwunderung gesetzt, als die Militärakademie, oder, wie sie genannt wird: die hohe Karlsschule in Stuttgard. Laß meine schwache Feder deine Einbildungskraft in dem prächtigen Gebäude herumführen, das mit einer gleichen Bestimmung wohl kaum seines Gleichen hat. Zuerst in eine niedliche Rotonda, in welcher die Büchersammlung der Akademie mit viel Geschmack aufgestellt ist. Von dort aus siehst du eine lange

Reihe

Reihe von Sälen, deren einer mit Mineralien, ein andrer mit physikalischen Instrumenten, ein dritter mit Modellen, ein vierter mit ausgestopften Vögeln, ein fünfter mit so vortrefflich als jene ausgestopften vierfüßigen Thieren, wilden Schweinen, Wölfen, Hunden u. a. angefüllt ist. Mitten im Saal des Mineralienkabinetts ist eine Sammlung nordischer Mineralien aufgereiht, welche der Herzog von unserm regierenden Könige zum Geschenk erhielt, und aus Achtung gegen den hohen Geber von den übrigen Sachen geschieden hat. Von da in den Lehrsaal, dessen Größe, Lehrstuhl, Sitze, und die Wände rings zierende Gemählde, der Musen würdig sind. Von da geht es in fünf Schlafsäle, in jedem 50 Betten, durch Säulenreihen, die ihnen ein prächtiges Ansehn geben, von einander abgesondert. Jeder hat sein Bette, seinen Schrank, sein Büchergestell, und seinen, genau unter das Bett passenden Koffer. Die Luft ist in jedem Saal so frisch wie unter freiem Himmel. Von da aus in den Speisesaal. Besser kann ich dir diesen prächtigen Saal nicht schildern, als wenn ich dir sage, daß er mit dem königlichen Bibliothekſaal in Kopenhagen viel Gleichheit hat. Hier sah ich 260 junge Leute an zwei Tischreihen speisen; sie waren alle in blaue Uniform mit schwarzmanchesternen Aufschlägen und Rabatten und silbernen Achselbändern gekleidet. Obenan im Saale, an jedem Ende der Tischreihe, standen zwei abgesonderte Tische. An dem einen saßen fünf hier studirende Prinzen; an dem andern acht Chevaliers; so heißen diejenigen, welche durch Fleiß und ausgezeichnete

Kennt-

Kenntnisse sich die Belohnung eines Ordens errungen haben, welcher in einem Kreuz besteht, das sie am gelben Bande im Knopfloche tragen. Unter diesen war ein Bäckersohn und ein Bauernsohn. Auf der Akademie wohnen und speisen 260 junge Leute; außer diesen nehmen itzt noch 200 aus der Stadt, entweder unentgeldlich oder für eine billige Bezahlung, an dem Unterrichte, gleich jenen, Theil. Die Professoren an der Akademie sind in sechs Fakultäten getheilt; in der juristischen sind sechs, in der medizinischen acht, in der philosophischen sechzehn Professoren angestellt, in der militärischen fünf Artilleorieoffiziere, in der ökonomischen sieben, und in der Fakultät der freien Künste vier Professoren, welche in der Landschafts- und Geschichtsmahlerei, in der bürgerlichen Baukunst und im Kupferstechen Unterricht geben. Das Personale besteht sonach aus 46 Professoren, deren einige auch andre civil- oder militärische Aemter bekleiden, wie von Norrmann, welcher Kammerherr und Regierungsrath ist, und in der juristischen Fakultät sitzt; diese erhalten für ihr Unterrichtgeben bei der Akademie eine unbedeutende Zulage zu ihrem Gehalt. Außer diesen in Fakultäten getheilten Lehrern giebt es noch andre, welche in der Religion und in neuern Sprachen, fünf welche Anfängern in den alten Sprachen, neun, welche Anfängern in der Musik und im Komponiren Unterricht ertheilen. Zudem noch ein Gärtner, ein Fecht- und sechs Tanzmeister. Die Akademie wird durch einen Intendanten, den Obersten von Seeger, welcher von der Stiftung an bei der Akademie war, und kein Ansehn der

Person

Person kennt, verwaltet. Außer ihm führen vierzehn Offiziere und zehn sogenannte Hofmeister die Aufsicht. Jeder hat eine gewisse Anzahl junger Leute unter seiner besondern Aufsicht, giebt auf ihre Sachen Acht, und hält darüber ein Journal. Das höchste, was diejenigen, welche in der Stiftung wohnen, bezahlen, ist 500 Gulden oder ungefähr 250 Rthlr. Dän. viele bezahlen weniger, und einige gar nichts. Die Stiftung kostet dem Herzog jährlich zwischen 70—80,000 Gulden. Im Jahr 1783 kam eine Beschreibung der hohen Karlsschule in Stuttgard heraus; man findet darin, daß sie 1770 den 5. Februar auf Solitude (einem Lustschlosse eine Meile von Stuttgard gelegen,) für vierzehn Soldatensöhne gestiftet ward. Die Anzahl wuchs in demselben Jahre bis auf 50, und erhielt den 14. Dzbr. den Namen des militärischen Waisenhauses. Nun schickten Offiziere und andre Beamte ihre Kinder dorthin, und sie erhielt ein Jahr darnach den Namen: militärische Pflanzschule. Im J. 1773 hatte sie 300 Eleven, und erhielt den Namen militärische Akademie. 1777 erhielt sie vom Kaiser Joseph einen Besuch, welcher alle Vorlesungen der Professoren hörte, und die Einrichtung sehr nach seinem Geschmack fand. Er bat den Herzog um Erlaubniß, den Grafen Franz Kinzly schicken zu dürfen, daß dieser beim nächsten Examen gegenwärtig sey. 1781 kam er dem Wunsche des Herzogs zuvor, und erhöhte die Akademie zur Universität. Dieß war der Tübinger Universität sehr nachtheilig. Sie muß hoffen, daß ein folgender Herzog

minder

minder Neigung zu einer Stiftung habe, die sein Werk nicht ist, und die Staatsschuld jährlich vergrößert. Ich konnte mich nicht enthalten, gegen den würdigen Intendanten der Stiftung eine Besorgniß zu äußern, die nämlich: daß durch die Pracht, mit welcher so viele junge Menschen von so verschiedener künftiger Bestimmung hier erzogen werden, manche von ihnen verwöhnt werden möchten. —

---

## II.

Wie froh war ich am 5. August! Mit beinahe gleichen Gefühlen, als da ich zuerst in Norwegen ans Land stieg, betrat ich die Schweiz. Ich beschloß, wo ich könnte, diese zwei Staaten mit einander, die Menschen mit Menschen, die politische Freiheit der Schweizer mit der bürgerlichen Freiheit der Normannen, und die Natur in beiden zu vergleichen, in so weit nämlich diese sich von einem jeden Menschen, der seine fünf Sinne hat, beurtheilen läßt. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine geringen Bemerkungen hierüber aus Genf mittheile, ehe ich auf die Französische Schaubühne übergehe. Ich unterredete mich mit M** in Göttingen über Norwegen, und suchte ihn zu einer Reise in die

Nor-

nordische Schweiz, und zu einer Beschreibung derselben in dem Geschmacke, in welchem er die südliche Schweiz beschrieben hat, zu überreden. Anfangs war er dazu nicht abgeneigt; als ich ihm aber erzählte, daß von Christiania bis Trondheim ungefähr 80 Deutsche Meilen sich streckten, und daß man auf dem ganzen Wege durch keine Handelsstadt komme, da ward er abgeschreckt. Doch glaube ich fast, daß er ehestens eine Reise über Kopenhagen durch Schweden bis Christiania und in das südliche Norwegen unternehmen wird. In der Schweiz ist der Reisende sicher, jeden Tag ein schmackhaftes Essen und bequeme Gelegenheit zum Schlafen zu treffen; auch macht es uns, der Mode nach, größere Ehre, auf der Spitze des St. Gothards-Berges gestanden zu haben, als in Dover gewesen zu seyn. Deshalb strömen die Fremden und alle Engelländer, welche nicht wissen, was sie mit ihren Guineen anfangen sollen, gegenwärtig der Schweiz zu. Der Gelehrte, der Naturkundige, der wißbegierige Philosoph, alle suchen in einer Schweizerreise Erholung von ihren Arbeiten — und Norwegen, wo man 80 Meilen von Christiania bis Trondheim zu machen hat, bleibt — unbesucht. Ich sah den Fall des Rhein stroms bei Schafhausen, ich sah aber auch Leerfossen *) und ich möchte wünschen, daß einige von denen, welche bei jenem entzückte Zuschauer

*) Leerfossen, ein berühmter Wasserfall in Norwegen.
Anm. d. Ueb.

schauer sind, auch diesen, wie ich, bewundert haben möchten. Ich sprach mit verschiedenen sehr angesehenen Schweizer Bauern, aber keiner flößte mir so viel Ehrerbietung ein, als Ole Evenstad. Kein Sterblicher, kein Mahler noch Dichter kann die Darstellung der Schweizerischen Natur übertreiben. Wer hier nicht den Schöpfer und dessen Allmacht erblickt, der muß — Ader lassen. Die Aussicht, die man aus einem Gasthofe in Zürch, das Schwert, genießt, ist bezaubernd romantisch. Unterweg fließt der Limmot, und bespült die Mauer des Hauses; aus diesem geht der Blick über Zürch, den Zürcher See, bis zu den schneebedeckten Alpen hin; ja hier ist unendlich viel Leben in der Natur der Schweiz, doch finde ich weniger Natur an den Menschen, als ich geglaubt hatte. Man speist hier zu viel und zu gut. — Die Frauenzimmer sind gefährlich. Ich sah auf einem öffentlichen Spazierwege in Zürch auf einmal mehr schöne weibliche Geschöpfe, als ich mein ganzes Leben hindurch gesehn habe. In dem Gasthofe in Basel, wo ich mich jetzt befinde, logirt des Herzogs von W** s Bruder aus M**, von wo er, wie es heißt, seiner Unterthanen wegen hat flüchten müssen. Einer aus der Regierung hier in der Stadt erzählt mir, der Prinz habe gesagt: es würden 15,000 Schweden und 15,000 Russen nächstens bei Ostende landen. Hier erwarten alle den Ausbruch eines allgemeinen Kriegs gegen Frankreich. Ich kann Sie aber versichern, daß von Frankfurt an bis durch Mainz, Manheim, Stuttgard, Zürch und

Basel inklusive sich immer zehn eifrige Demokraten gegen Einen finden. Meine Addressen sind gut, und ich bin in öffentliche Versammlungen gekommen, wo ich dieß erfuhr. Die mehrsten denkenden Männer sind Illuminaten; dieser Orden ist tief und weit verbreitet. Ich sprach mit vielen Reisenden, die vor kurzem aus Paris kamen, mit Engelländern, Deutschen, Schweizern, bejahrten Männern, deren Verstand so gesund ist als ihr Blut: alle rühmten mir einstimmig die Sicherheit, Lebendigkeit und Ordnung, die sowohl in als um Paris herrschen. Nie sind in Paris so viel Schaubühnen gewesen als itzt. Die Flucht einiger 100 Aristokraten hat der Volksmenge so wenig geschadet, daß man sie in dieser kleinen Welt kaum bemerkt; durch die Ankunft vieler Reisenden wird sie im Gegentheil vermehrt. Keiner klagt über die geringste in den kleinern Städten ihm erwiesene Unhöflichkeit. An der Grenze wird der Reisende durchsucht, und dann geht er frei; beim Wiederwegreisen muß er einen Paß haben. Dieß ist der Natur der Sache gemäß. — Von dieser Episode nach Zürch zurück.

Ich hatte eine Addresse an Lavater. Am Morgen nach meiner Ankunft ging ich in seine Kirche, um ihn predigen zu hören; schon unterwegs aber erfuhr ich, er sey nach Basel gereist. So sehr unangenehm mir dieß war, ging ich doch hinein, und hörte seinen Herzensfreund Pfenninger predigen. Die Kirche war gedrängt voll, und was man hörte, war Sprache des Herzens. Heyne hatte mir einen Brief an Hottinger gegeben, den ich diesem auf seinem Landsitze über-

gab.

gab. In der schönsten Gegend (die Schweizer der übrigen Kantons räumen Zürch die schönste Lage in der Schweiz ein,) nahm dieser gelehrte und scharfsinnige Mann mich sehr freundschaftlich auf. Ich bestieg in seiner und seiner Gemahlin Gesellschaft die nächsten Berge; die Beschreibung der göttlichen Aussichten überlasse ich dem Professor Baggesen *) der sich auf Mahlerei besser als ich versteht. Am folgenden Tage kam Hottinger in die Stadt, und führte mich zu der Gemahlin des unsterblichen Gessner. Hier sah ich eine Sammlung von Gessners selbsterfundnen Landschaftsgemählden. Es herrscht in denselben eben die Leichtigkeit und Anmuth wie in seinen Idyllen. Er war beides: Mahler und Dichter der Natur. Er hat zwei Söhne und eine Tochter nachgelassen. Einer der Söhne ist bei einer Buchhandlung in Leipzig. Der andre hat des Vaters Genie für Mahlerei geerbt, hat in Rom studirt, und lebt jetzt in Zürch. Ich sah hier auch die Französische Uebersetzung der Gessnerschen Idyllen, welche Diderot besorgt und zwei seiner eignen Erzählungen denselben beigefügt hat: Les deux amis de Bourbonne, und: Entretien d' un pere avec ses enfans. Diese Erzählung wird durch folgende Anekdote merkwürdig. Diderot beschreibt darin in Form eines Dialogs eine seinen Vater betroffne Begebenheit. In der Nähe



*) Dieser bekannte Dänische Dichter hat vor kurzem eine Darstellung seiner Reise durch die Schweiz ꝛc. angekündigt.

Anm. d. Ueb.

des alten Diderot wohnte ein Priester, welcher in einem Alter von 100 Jahren starb, und ein ansehnliches Vermögen nachließ. Seine Familie bestand aus Bettlern. Sobald diese des Alten Tod erfuhren, schickten sie eine Vollmacht an Diderot, mit der Bitte: er möge auf den Nachlaß Acht haben, sie würden sobald sie könnten, zehn bis zwölf an der Zahl, selbst eintreffen. Diderot machte ein Inventarium, und es fand sich, daß ein jeder Erbe auf 10,000 Livres Rechnung machen könne. Es ward Nacht; die Erben verließen ihn eben, Diderot war allein. Unter einem Schreibpult stand ein Koffer mit allerlei alten Papieren. Beim Durchsuchen derselben fand er eine weitläuftige Schrift, und diese enthielt — ein Testament, welches 20 Jahr alt war. In diesem schloß der Prediger seine ganze Familie von der Erbschaft aus, und setzte einige reiche Buchhändler, les Fremins in Paris, zu Erben ein. Dieß stürzte den alten Diderot in die peinlichste Ungewißheit: ob er das Testament bekannt machen, oder verbrennen solle? Zu jenem rieth ihm Vernunft, zu diesem sein Herz. Mit jedem Augenblick änderte sich sein Entschluß; er ging zu einem geistlichen Kasuisten, welcher ihm, was Rechtens sey, vorschwatzte. Bei der Rückkehr schrieb er den Fremins über das Testament, und ward bleich wie der Tod, als die unglücklichen Betrognen riefen: was ist das? — „Ein Testament, das euch enterbt.“ — In dreißig Stunden reiste Fremin sechzig französische Meilen, und sah dieß liebe Testament. „Ich beobachtete ihn genau (sagt der alte Diderot:)

„und

„und fand eine harte, nichts Gutes versprechende Ge„sichtsbildung. Ich begann damit, ihm die Unglückli„chen, deren Fürsprecher ich war, zu zeigen, wie sie „im stummen Schmerz, die Weiber weinend, die „Männer mit entblößten Häuptern, auf ihre Knüp„pel sich stützend, vor ihm da standen. Fremin „saß und kniff die Augen zu. Ich sprach so nach„drücklich ich konnte zu ihrem Besten. Ach! welch ein „Mensch ist dieser Fremin. Keinen Heller konnt' ich „von ihm herauszwingen." — Gessner hat diese Szene vollkommen so, wie sie hier beschrieben ist, und so psychologischphysiognomisch richtig gestochen, daß Diderot, nachdem er den Kupferstich gesehen, an Gessner schrieb: er habe sich außerordentlich wundern müssen, wie genau er seinen Vater, den er nie gesehn, getroffen habe. —

Die Stadt Zürch ist nichts weniger als schön, hat enge und krumme Gassen, und wenig nur einigermaßen bedeutende Häuser. Am schönsten ist das Waisenhaus, das von jedem gesehn zu werden verdient, gebaut. Hier werden 90 Kinder, Knaben und Mädchen ernährt und erzogen, die alle gesund und munter und einige so niedlich aussehen, daß man nicht ohne wahres Vergnügen sie sieht, und mit ihnen spricht.

Niemand hat, so viel ich weiß, eine so große Sammlung Handschriften hinterlassen, als ein gewisser Sinner. Auf der Zürcher Bibliothek stehn 175 von ihm beschriebne Folianten; ich sage: von ihm beschrieben, denn einen großen Theil derselben hat er eigenhändig voll-

geschrieben. Ein Theil besteht aus gedruckten, mit weißen Blättern, worauf hin und wieder manches beigezeichnet ist, durchschossenen Büchern; ein Theil enthält Dokumente. Alle schlagen vornehmlich in die Geschichte der Reformation ein, das Ganze soll aber von nicht sehr großer Bedeutung seyn. Eben das kann man auch von der Bibliothek sagen, doch muß ich eine vollständige Sammlung von Jesuiticis ausnehmen.

Ich speiste gestern zu Mittag mit einem Benediktinermönch aus dem reichen Kloster Ettenheim-Münster im Brisgau, welches unter dem Bisthum Straßburg liegt. Wir kamen, da wir neben einander saßen, und er ein muntrer Mann war, bald ins Gespräch. Er erzählte mir: der Kardinal Rohan habe sich sechs Monat lang in diesem Kloster aufgehalten, jetzt aber residire er in der Stadt Ettenheim, welche eine halbe Meile von da liegt. Es wimmle dort von Aristokraten, welche auf Russen, Schweden und Kaiserliche warteten. Dazu schien es ihm schon etwas zu spät. Er fragte: ob auch Dännemark Parthie nähme? Ich erwiederte: das wisse ich nicht; ich glaube aber nicht, daß wir durch einen Friedensbruch mit einem Volke, das uns nie beleidigt habe, unsern Handel schwächen würden. Vikomte Mirabeau hielt sich einige Monate mit seiner Familie in Karlsruhe auf, machte sich dann unsichtbar, und ging nach Manheim. Seine Gläubiger erregten einen Prozeß gegen ihn, und verlangten, sich aus seiner nachgelassenen Habseligkeit bezahlt zu machen. Das Regierungskollegium

stand

stand ihnen dieses Verlangen zu, und gestattete ihnen sich der Sachen zu bemächtigen; Mirabeaus Gemahlin hatte aber vorher einen Gegenbefehl vom Markgrafen ausgewirkt. Die Regierungsräthe, welche sowohl sich als die Gerechtigkeit dadurch beleidigt fanden, traten zusammen, und suchten bei dem Markgrafen an, entweder ihren Urtheilsspruch zu bestätigen, oder ihnen den Abschied zu geben. Die Sache machte Aufsehen. Der Markgraf besann sich, wählte das erste, und die Gläubiger erhielten ihren Zweck.

---

## 12.

Kunst und Fleiß haben sich mit der nie genug gepriesenen Schönheit der Natur in der Schweiz schwesterlich verbunden; nicht zwar jene Kunst, welche sich in prächtigen Pallästen, in kostbaren Gärten und in weitläuftigen Fabriken hervorthut; auch Schlösser läßt die Freiheit nicht zu. Es sind Gothische Alterthümer aus dem Mittelalter, die man hier sieht, und selbst von diesen ist nur so viel übrig, daß man ihre Urgestalt erkennen könne, und daß durch sie die Gegenden romantischer werden. In Graubündten allein zählt man 122 alte zerstörte Schlösser. Der größte Theil der Schweiz besteht aus einem Englischen Garten, wo die Kunst mit

mehr Fleiß als Kosten der Natur zu Hülfe kam. Selbst im Garten bei Arlesheim, eine kleine Meile von Basel, wo man hübsche und kostbare Anlagen findet, macht Natur die Kunst vergessen. Hier sind wenig Fabrikanten, wie auch wenig Adliche. In Republiken, wo Ueppigkeit weit gefährlicher als in Monarchien ist, und wo Bürger und Bauer ihr Eigenthum zu vertheidigen haben, vermißt man jene nicht. „Adelschaft, sagt Franklin, ist eine Waare, die in Europa viel gilt, die man aber in Nordamerika nicht brauchen kann;“ — viel weniger noch in der Schweiz. Der beste alte Adel hat hier keine Privilegien, und schämt sich nicht Bürger zu seyn. Mancher Adlicher in Pays de Vaud wünscht in einer Zunft in Bern eingezeichnet zu seyn. Dieß bringt Vortheile, jenes nicht. Hier lernt man: Adlich könne auch ein Bauer seyn, wenn es ihm nur erlaubt ist, ein Mensch zu seyn; und es gebe viel Dinge, welche Nothwendigkeiten heißen und es nicht sind.

Zu den merkwürdigsten und bekanntesten Fabriken in der Schweiz gehören die in Chaux de Fond und Locle, zwei Thäler im Fürstenthum Neufchatel an der Bergkette Jura, welche die Schweiz von Frankreich scheidet. In jedem dieser Thäler liegt ein Dorf gleiches Namens, welches 3000 Einwohner zählt. In jedem der schönen und hübsch möblirten Häuser wohnt entweder ein Uhrmacher, oder Goldschmid, oder Spitzenfabrikant. Doch haben diese Thalbewohner sich vorzüglich

lich durch Uhren aller Art in ganz Europa berühmt gemacht. Außer den 40,000 Uhren, welche jährlich von hier aus weit und breit herum verführt werden, haben verschiedne der Künstler sich durch ihr Genie und ihre theoretischen Kenntnisse in der Mechanik sehr ausgezeichnet. Jaques Droz machte sich unter jenen vorzüglich durch seine Automaten und durch eine Uhr berühmt, die er vor vielen Jahren dem König Ferdinand von Spanien für 450 Louisd'ors verkaufte. Vor etwa hundert Jahren waren diese Thäler meist mit Gehölz bewachsen. Einer der wenigen Bewohner brachte eine Uhr aus London mit. Ein Bauer, Franz Richard, sah sie, und bekam Lust, sie nachzumachen. Er verfertigte zuerst die nothwendigen Instrumente, und war nach Ablauf eines Jahrs mit einer Uhr zu Stande. Eine Arbeit, die bloß Wirkung seines Genies war, machte ihm viel Freude, und nun reiste er nach Genf, um die Uhrmacherkunst von Profession zu lernen. Er kam zurück, setzte sich in Locle, und lehrte auch andre seine Kunst. Er starb 1741, und hinterließ fünf Söhne, die alle Uhrmacher waren. Die Kunst breitete sich hernach aus, und bringt nun diesem Thale Ehre und Reichthum. Die Luft ist hier ausnehmend gesund. Hier werden geistvolle Menschen, deren natürliche Anlagen keine Hindernisse hemmen, genährt. Zunftartikel kennt man nicht. Nichts ist hier kontraband, denn kein Einwohner bezahlt Zoll. Der König von Preußen wird Souverän des Landes genannt; dieß ist aber ein Titel, welcher nicht irre führen darf. Unverändert sind die alten Ge-

setze, Abgaben und Formalitäten bei Prozessen. Der König von Preußen hat hier einen Gouvernur, welcher in der Regierung den Vorsitz aber keine Stimme hat, außer wenn die Stimmen gleich sind; und weder er noch der König selbst hat in civil noch kriminellen Rechtssachen ein anderes, als das Recht zu begnadigen. Der König zieht an Grundsteuer und Zehnten aus Neufchatel und Valleugue, welche 40,000 Einwohner enthalten, jährlich 20,000 Rthlr. (100,000 Franz. Livres.) So gesund gleich die Luft ist, so ist doch das Thal unfruchtbar. Der Winter dauert hier über sieben Monate. Es fällt viel Schnee; Hafer und Gerste sind die einzigen hier wachsenden Kornarten. Fabriken, welche die Volksmenge vermehren und Wohlstand verbreiten, sind in einer Gegend, wo, wie hier, die Natur dem Fleiße zum Trotz nicht mehr als den achten Theil dessen hervorbringt, was die Einwohner zu ihrer Nahrung brauchen, kein wahrer Segen. Das Gegentheil sind sie aber gewiß da, wo sie dem Ackerbau und der Fischerei, oder andern natürlichen und nothwendigen Beschäftigungen nicht schaden. In der Schweiz liegen noch manche ganz unbebaute Landstrecken und zwar angebaute Gegenden, die es aber noch weit mehr seyn könnten. So lange dieß ist, so lange reden alle Patrioten mit Grund gegen Fabriken, welche die nothwendigen Hände dem Pfluge entziehen, der Gesundheit schaden, und die Sitten des Landmanns verderben. Die größere oder geringere Nothwendigkeit der Fabriken wird durch die Sitten bestimmt; in einem Lande aber wie die Schweiz, wo die Sitten

noch

noch unverderbter sind, als im übrigen Europa, wo die allgemeine Gleichheit die Verbreitung des Stolzes, der sich durch Pracht auszuzeichnen sucht, verhinderte, da ist ein großer Theil der Fabriken minder nothwendig, als an andern Stellen, und es ist Pflicht verständiger Patrioten, daß sie die überflüssigen einzuziehen suchen. Da nach der Speise Kleidung das Unentbehrlichste ist, so werden Tuch- und Leinenmanufakturen unter allen die nothwendigsten seyn, und doch wird in der Schweiz bei weitem nicht so viel Gewand fabrizirt, als man bedarf, da man doch Mousselin und Seidenstoffe in Menge ausführt. Dieß kömmt beinah so heraus, als wenn man in einer Seestadt, zur Zeit wo man keine Segeltuchsfabriken hätte, zu Anlegung von Seidenfabriken aufmuntern wollte. Die wichtigsten Fabriken sind außerdem noch in Zürch, Basel, St. Gallen und Genf. Mit eben der Freude, wie in Chaux de Fond, wird der Patriot die Ausbreitung der Fabriken in Zürch im Blühen sehen, wo das Land in die möglichst kleinsten Theile gesondert, wo der Landbau zur höchsten Vollkommenheit gediehen ist, und wo Ackerbau und Viehzucht das Recht der Erstgeburt erhalten haben. Ueber Gesundheit und Sitten, welche bei der Lebensweise in Fabriken mehr Gefahr ausgesetzt sind, müssen gute Erziehungsanstalten wachen. Aus dem Kanton Basel werden jährlich für zwei Millionen Gulden Seidenbänder ausgeführt. Sie werden in den mehrsten Bauerhäusern verfertigt, schaden aber dem Ackerbau eben so sehr, und verdienen den Namen Fabriken eben so wenig, als die Weberstühle

und Strickwerke, die man bei uns auf dem Lande sieht. In Bern sind keine Fabriken, und man lebt an wenig Orten der Schweiz, außer den erwähnten, vom Ackerbau und der Viehzucht.

Eine kurze statistische Beschreibung der Verfassung in Zürch, und dem Verhältniß dieser zu der übrigen Schweiz, wird dir, wie ich hoffe, nicht unangenehm seyn. In keinem Lande ist das Staatsrecht so verschieden und so weitläuftig als in der Schweiz. Man findet hier alle mögliche Arten Regierungsformen. Hier Aristokratie, wo die Regierung auf einzelne Familien und Bürgerstände eingeschränkt ist; dort Demokratie, wo jeder Bürger oder Bauer, er mag in Städten oder auf dem Lande wohnen, sobald er sechzehn Jahr alt ist, Theil an der Regierung hat, und auf den allgemeinen alljährlichen Landtagen seine Stimme zu neuen Gesetzen, Abgaben, zu Amtsbesetzungen giebt; dort wieder eine Mischung von beiden. Und eine solche Mischung findet man in Zürch. Hier ist die kleinste Monarchie, und die kleinste Republik in Europa. Jene heißt Haldenstein, eine Baronie in Graubündten, deren Regent, ein Hr. von Salis, die vollkommenste Souveränität über 3 — 400 Menschen, die in seinem Lande wohnen, besitzt, und weder innerhalb seines Landes, noch von außen eingeschränkt ist, als allein durch die Privilegien, die sein Großvater den Einwohnern, die vor der Zeit Leibeigne waren, ertheilte. Diese ist Gersau, im Kanton Schweiz, am Waldstädter See; sie hat 1000 Einwohner, eine demokratische Verfassung, und

ist

ist vollkommen unabhängig. Man kann, ohngeachtet sie auf dem festen Lande liegt, doch nicht anders als zu Wasser in die Stadt kommen; denn rund umher liegen steile Felsklippen, über welche zwar ein Steig führt, den man indeß, auch zu Fuße, nicht ohne Gefahr und Beschwerde überschreiten kann.

Zürch ist nach Bern der größte unter den dreizehn Kantons, hat aber, im Verhältniß zur Größe seines Landes, die ansehnlichste Volksmenge. Auf 42 ½ Quadratmeilen 175,000 Menschen, also auf eine Quadratm. 4112. Einer gleichen Volksmenge kann sich kein Kanton rühmen. Er erzeugt verhältnißmäßig mehr Korn als die übrigen Kantons, (Solothurn und Luzern ausgenommen, die in guten Jahren den übrigen davon zuführen können,) hat aber dennoch Mangel, und muß in Schwaben ankaufen. Wein, der in der Schweiz und im südlichen Deutschlande so allgemeines Getränk als bei uns das Bier ist, hat er im Ueberflusse, und die Ausfuhr ist in manchen Jahren sehr einträglich. So auch die Viehzucht. Ich habe schon erwähnt, daß er die letztere mit dem Kanton Basel gemein hat, daß er die wichtigsten Fabriken hat, und einen wichtigen Handel mit Seidenzeugen, Kattun, Mousselinen, u. s. w. Außerhalb seiner Grenzen hat der Kanton Zürch Besitzungen mit mehrern Kantonen in Gemeinschaft, diese heißen: die gemeinschaftlichen Provinzen und Städte. Es giebt solcher 24 in der Schweiz, und Zürch hat an eilf derselben Theil. So wird z. B. die Grafschaft Baden von Zürch,

gemein-

gemeinschaftlich mit Bern und Glarus regiert. Die beiden ersten wechseln alle sieben Jahre mit der Bestimmung eines Landvogts. Bern setzt gewöhnlich einen Landvogt auf sieben Jahr, Zürch darauf zwei nach einander, einen aus seinem kleinen Rathe auf vier, und einen aus dem großen Rathe auf drei Jahr. Dieser Landvogt spricht in der letzten Instanz in allen Sachen, in welchen von dem Unterrichter appellirt wird, und hat das Begnadigungsrecht. Die Landgrafschaft Thurgau wird von Zürch zugleich mit sieben andern Kantonen regiert; diese sind: Uri, Schweiz, Unterwalden (diese drei legten durch ihren Bund 1315 zu dem Helvetischen Bündnisse den ersten Grund) Bern, Luzern, Zug, und Glarus. Diese sieben werden nebst Zürch die acht alten Orte genannt; denn von 1353, da Bern, der letzte von ihnen, dem Bunde beitrat, dauerte es 128 Jahr, (bis 1481) ehe einer der übrigen fünf Kantone dazu trat. Appenzell war der letzte (1513.) Diese acht alten Orte haben in dem ganzen Helvetischen System einige Vorrechte vor den übrigen, die aber nicht von Bedeutung sind. Diese regieren Thurgau vermittelst eines Landvogts, der auf zwei Jahr von jedem Kanton nach der Reihe angesetzt wird.

Als Zürch 1351 zu den vier schon vereinten Kantonen ins Bündniß trat, erhielt es, als eine alte Reichsstadt, den Rang über sie, welchen es seitdem über alle übrigen behalten hat. Dieser Rang besteht darin, daß es den Reichstag, oder wie es heißt: die Tagsatzung

zung der Schweizerischen Staaten ausschreibt. Diese wird alle Jahre im Juliusmonat zu Frauenfeld in Thurgau, auch außerdem bei ungewöhnlichen Feierlichkeiten, gehalten. Jeder Kanton sendet gewöhnlich zwei Deputirte; wenn sie aber auch mehrere senden, haben alle doch nur Eine Stimme. Drei oder vier Wochen lang sind sie versammelt; Zürchs Deputirte haben Vorsitz und Direktorium, und verzeichnen die Beschlüsse. Alles was fremde Mächte oder einzelne Kantone mit der ganzen Schweiz zu verhandeln haben, wird in die Kanzellei in Zürch geschickt. Man kann daher an keinem Orte das verwickelte Staatsrecht der Schweiz besser studiren, als in Zürch, und jeder, der Theil an der Regierung hat, findet hier die beste Gelegenheit, die Quellen zu benutzen. Als ich nach Schafhausen kam, welches in der Nähe von Frauenfeld liegt, hörte ich, die Deputirten hätten kürzlich ihre Versammlung dort gehabt. Dieß war mir sehr unangenehm. Höchst wahrscheinlich ist dort viel über die Französischen Angelegenheiten verhandelt, und die Meinungen sind getheilt gewesen. Doch hörte ich, daß seit vielen Jahren keine so große Einigkeit in den Versammlungen geherrscht habe, als dasmal. Da jeder Kanton für sich souverän ist, und folglich ein Privatinteresse hat, das nicht immer mit dem Interesse des Ganzen übereinstimmt; so müssen oft Kollisionen in einer Versammlung entstehen, wo jeder Deputirter von Amts wegen das Interesse seines Kantons mit sich bringt, und, von diesem eingenommen, das Ganze aus den Augen verliert. Es folgt

hieraus, daß allgemeine Eintracht, welche einer der Zwecke dieser Versammlungen ist, nicht immer, oder zum mindesten nicht in dem Grade, den man davon erwartete, erreicht wird. Dieß bewog einige Patrioten zur Errichtung einer Gesellschaft, die aus den aufgeklärtesten Männern aus allen Staaten der Schweiz bestand, sich jährlich freiwillig an einem gewissen Orte versammelte, und durch keine andre Pflichten noch Interesse, als die mit der Liebe zu ihrem gemeinsamen Vaterlande bestehn kann, gebunden seyn sollte. Hier sollten diese Männer sich einander kennen und lieben, alle Religions- und Staatsvorurtheile ablegen lernen, sich einer den andern mit den Mängeln und Vorzügen ihrer Gegend bekannt machen, Pläne zum allgemeinen Nutzen mittheilen, und den public Spirit (Gemeingeist) auszubreiten suchen. Die vornehmsten Stifter dieser Gesellschaft waren Iselin, Salomon Gessner, Hirzel (Verf. des philosophischen Bauern) und mehrere. Sie versammelten sich zum erstenmal 1761, und nun alljährlich in Alten, im Kanton Solothurn. Bei ihren Zusammenkünften ist folgende Zeremonie eingeführt: Unter allen Schlachten, welche die Tapferkeit der Schweizer verewigten und ihre Freiheit beschützten, ist die merkwürdigste, die auf St. Jakobs Felde bei Basel 1444 geliefert wurde. Hier fochten 1400 Schweizer gegen 30,000 Franzosen, die Ludwig XI. als Dauphin anführte. Nachdem sie 8000 derselben erschlagen hatten, fielen alle bis auf sechzehn, welche, da sie zurück kamen, für Ehrlose erklärt

wurden.

wurden. Auf diesem Lande wächst ein rother Wein, hier unter dem Namen Schweizerblut bekannt; mit diesem Weine füllen sie einen Becher, den sie den Becher Helvetischer Brüderschaft nennen. Dieser geht in der Versammlung herum, und — jeder segnet die Freiheit, und seine Väter, die für Freiheit starben.

Noch will ich kürzlich erwähnen, daß es außer den dreizehn Kantonen noch eilf Staaten giebt, welche mit mehrern Kantonen, und durch diese mit allen in Verbindung stehen, ohne doch, wie die gemeinschaftlichen Provinzen und Städte, von ihnen irgend auf eine Art abzuhängen. Dieß sind die zugewandten Oerter. Nur drei derselben, die Abtei St. Gallen, die Stadt St. Gallen, und die Stadt Biel haben das Recht, jeder Einen Deputirten nach Frauenfeld zu senden. Sie werden Socii Helvetiorum genannt; die andern, als Graubündten, die Republ. Wallis, Genf, werden nur bei außerordentlichen Gelegenheiten berufen. Sie heißen Confoederati.

Die souveräne Macht ist im Kanton Zürch, so wie in den übrigen aristokratischen Kantonen, bloß in den Händen der Bürger, welche in der Hauptstadt wohnen. Zwar haben einige Handelsstädte, sowohl in Zürch als in Bern und in andern Kantonen, ein Recht, ihre Magistratspersonen selbst zu wählen, ja auch in der letzten Instanz zu sprechen; die meisten stehen aber doch, so wie die Landbewohner, unter Landvögten, welche ihnen

von den regierenden Bürgern in den Hauptstädten gesandt werden. In allen aristokratischen Kantonen besteht die Regierung aus einem kleinen und großen Rath. Auf beiden zusammengenommen ruht die Souveränität, die gesetzgebende Macht, das Recht Allianzen zu schließen; kurz, dieß ist die höchste gesetzgebende und ausübende Macht. Der kleine Rath macht für sich die ausübende Macht aus, rathschlagt über alles, ehe es dem großen Rath vorgebracht wird, und spricht über einige Dinge ohne Zuziehung jenes Raths ab. Er versammelt sich täglich, und macht strictissime die eigentliche Regierung aus. Der Unterschied der Regierung aristokratischer Kantone beruht eigentlich auf der Weise, wie ihre Mitglieder gewählt werden. In Zürch ist die Aristokratie dadurch gemäßigt, daß zu dem, aus 50 Personen bestehenden kleinen Rath, alle Bürger wählen, welche in dreizehn Gemeinden getheilt sind, und 28 Mitglieder wählen; die übrigen 22 werden vom großen Rath gewählt, und auf diese Weise ist kein Bürger vom Sitz in der Regierung ausgeschlossen. In Bern hingegen, wo der kleine Rath aus 27 Personen besteht, und dieser mit dem großen Rathe zusammengenommen aus 299, (da er den Namen der Zweihunderter führt, so darf man nicht Einen mehr dazu nehmen,) wartet man gewöhnlich so lange, bis ungefähr achtzig Plätze ledig sind, und dann besetzt man sie auf einmal folgendermaßen: Die Bürger sind in zwölf Gemeinden getheilt; von den vier wichtigsten werden zwei und von den acht andern wird Einer gewählt. Diese heißen die Sechzehner. Die Gemein-

meinden wählen sie zwar, sie sind aber genöthigt, sie aus dem großen Rathe zu wählen. Diese Sechzehner vereinigen sich mit dem kleinen Rath, und besetzen die ledigen Plätze, und sie wählen (was ist natürlicher?) ihre Söhne, die nächsten aus ihren Familien. Daher kommt es, daß von 268 Familien, welche konstitutionsmäßig das Wahlrecht haben, man selten außerhalb 72 Familien geht, die im Besitz der Regierung sind. Die Mitglieder des großen Raths haben entweder gar keinen, oder einen sehr unbedeutenden Gehalt als Rathsherrn; aber als Landvögte (denn alle Landvögte sitzen zugleich im Rath,) haben sie gute Einkünfte; doch in Zürch bei weitem nicht so viel als in Bern. Die Landvögte treiben die Abgaben ein, sprechen in der ersten und zweiten Instanz, und sind Polizeimeister. Sie müssen nach Verlauf von sechs Jahren Rechenschaft ablegen, und dürfen nicht eher, als nach Ablauf von sechs Jahren um eine Landvogtei wieder ansuchen. In Zürch hat ein Landvogt höchstens eine Einnahme von 1000 Gulden, in Bern hingegen jährlich von 8000 bis 2000 Rthlr. Der Ruf mißbrauchter Macht, worin die Schweizerischen Landvögte selbst noch im vorigen Jahrhundert standen, ist ganz verschwunden.

Der Schweizerische Bauer lebt im Allgemeinen im Wohlstande, und kennt seine Gerechtsame. Er wagt oft einen Prozeß mit seinem Landvogt, und gewinnt ihn oft. Der Kanton Zürch steht unter allen Kantonen wegen der Klugheit und Billigkeit seiner Regierung, wegen der Reinheit seiner Sitten, seines Fleißes, seiner

gelehrten Männer *), kurz: wegen alles dessen, worauf ein Staat auf Erden mit Recht stolz seyn kann, in größerm Ansehen als alle übrige Kantone. Dieß ist allgemein anerkannt. Ueber die Verfassung von Bern kenne ich nichts Richtigeres und Vollständigeres, als was Meiners im ersten und vierten Theile seiner Briefe über die Schweiz angeführt hat. Einige rühmen, andre lästern ihn. Dieß ist das Schicksal eines Jeden, der wie er, wahr und unpartheiisch zu seyn sucht.

Schneller als mein Plan war, verließ ich Zürch, in Hoffnung, Lavater in Basel zu treffen; mein Schicksal aber wollte, daß er gerade an dem nämlichen Tage, an welchem ich Zürch verließ, von Basel abgereist war, und daß ich ihn unterwegs nicht treffen sollte. Drei Meilen von Zürch, auf der Landstraße nach Basel, liegt ein berühmtes Zisterzienser-Kloster, Bettingen. Meine Hoffnung, in ein oder anderm Kloster von Bedeutung alte Schriften über Geschichte unsers Mittelalters zu treffen, trieb mich in alle Klöster, wohin ich ohne zu großen Umweg kommen konnte. Der Schade, welchen die Mönche der, durch die Reformation aufgehobnen Klöster, unserer Geschichte des Mittelalters zugefügt haben, ist allzu bedeutend, ungeachtet er sich nicht bestimmen läßt, noch näher untersucht ist. So viel

*) Bodmer, Gessner, Breitinger, Hottinger, Lavater, Hirzel, und der unsterbliche Bauer Kleinjogg — er starb 1785 — sind Namen, welche in neuern Zeiten Zürch Ehre machten.

viel ist sicher, daß aus Mangel an Quellen über unsre Kirchenhistorie eine große Dunkelheit verbreitet liegt; daß die mißvergnügten Mönche sich an einem Lande, das sie verließ, oder sie vielmehr fremden Klöstern, wo sie aufgenommen zu werden suchten, anbefahl, nicht ärger rächen konnten, als daß sie diese gelehrten Schätze mit sich nahmen; daß die historischen Wissenschaften zur Zeit der Reformation in Dännemark in sehr geringem Ansehn waren, und daß man sich zu sehr mit andern Dingen beschäftigte, um hierauf ein Augenmerk richten zu können; daß Slange, oder wer Verf. der Geschichte der Kanzellei ist, welche der Kammerherr Suhm in seinen Sammlungen hat abdrucken lassen, sagt: er habe in Löwen und Kölln mehr Dänische Handschriften gesehen, als er wünschte; so daß es wohl nicht unmöglich ist, daß Ansgars Tagebuch noch da sey, da man dasselbe im dreizehnten Jahrhundert gesehen hat. Noch ist leider mein Forschen vergebens gewesen; entweder sie haben in den Klöstern wirklich nichts, oder sie wissen nicht, was sie haben: und ohne Katalog oder Anweisung ist es ohne einen Glücksfall unmöglich, aus einem Chaos das, was man sucht, herauszufinden, wenn man nicht mehr Zeit darauf zu wenden hat, als ich auf dieser Reise hatte. Die Zisterzienser sind ein Zweig des Benediktinerordens, dessen Regeln sie folgen, und sie gehören, wie diese, zu den edlern Mönchen. Sie haben sowohl in der Civil- als Literärgeschichte eine große Rolle gespielt, ihr Abt ist Prälat, und erhält den Titel: gnädiger Herr. Ich sah ein Beispiel der Ehrerbietung, wel-

che die geringern Mönche gegen ihn zeigen. Zwei Kapuziner (diejenigen unter den Bettelmönchen, welche zur strengsten Armuth verpflichtet sind,) näherten sich ihm mit langsamer Ehrfurchtsbeugung, fielen aufs Knie und küßten sein Oberkleid. Als ich die Kirche und einen Kreuzgang, wo man eine treffliche Sammlung von Glasmahlereien auf den Fensterscheiben bemerkt, gesehn hatte, eilte ich in die Bibliothek; ein muntrer und sehr zuvorkommender Mönch führte mich dahin, und stellte mir hier einen Mann von mittlern Jahren vor, welcher saß und las: „Dieß ist Professer Bruun, sagte er; unser Bibliothekar; er wird sich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen das Wenige, was wir haben, zu zeigen. Ich gab mich mit ihm ins Gespräch, und wünschte nichts mehr, als daß seine Bibliothek so reich an Sachen für die Dänische Geschichte gewesen wäre, als er selbst an Lebensart und Artigkeit war. Er war so gelehrt und so frei von den am Klosterleben gewöhnlich haftenden Vorurtheilen, der Ton, welcher zwischen ihm und meinem Führer herrschte, war so überaus gut, daß mir beides sogleich einen vortheilhaften Begriff von diesem Kloster und dessen Abte beibrachte. Er versicherte mich, sie hätten nicht was ich suchte, dieß wüßte er sicher; die merkwürdigsten unter ihren Handschriften wären einige über die Geschichte der Schweiz, die ein gelehrter und fleißiger Mönch dieses Klosters, von Biberegg, im sechzehnten Jahrhundert aufgezeichnet, nämlich eine Chronik von 1305 — 66 in zwölf Foliobänden, eine Historia unionis Helveticae, und ein Folioband voll adlicher,

von demselben Mönch gezeichneter Wapen. Nach einer sehr angenehmen Unterhaltung fragte er mich: ob er mich in ihre Abtei führen dürfe? und bat mich, zu Mittag mit ihnen zu speisen. Für Kutscher und Pferde wolle er sorgen. Ich nahm das Erbieten an. Am Tische unterhielt ich mich unbeschreiblich gut. Die Gesellschaft bestand aus 30 Personen, die Hälfte derselben waren Mönche des Klosters, (im Kloster befanden sich 38, aber der größere und minder angesehene Theil derselben aßen für sich allein,) die übrigen waren der sehr artige Kanzler des Klosters, einige Fremde aus Baden und Mönche aus andern Klöstern. Mir zur Seite saß Professor Bruun, und mir gegenüber der Pater Kellner, der Mönch, welcher die Aufsicht über die Oekonomie des Klosters hat. Dieser war ein Mann von viel Kenntnissen, ein Politikus, und sehr mißvergnügt mit der Nazionalversammlung. — In den Gesprächen herrschte viel Leben. Wir hatten zehn bis zwölf Essen, wurden von vier Aufwärtern bedient, und ich fand, daß man in diesem Kloster zu leben wisse.

Nach Mittag ging ich nach Baden, wo ich mich einige Stunden aufhielt, um die warmen Bäder, die zur Zeit der Römer unter dem Namen aquae Helveticae berühmt waren, zu besehen. Hier hatte ich einen Anblick menschlichen Elendes, der mich stärker rührte, als alles, was ich noch in Hospitälern und Tollkisten gesehen hatte. Unter freiem Himmel waren zwei große warme Bäder. In dem einen saßen etwa 20 Menschen, welche zitternd ihre abgezehrten, gerippartigen, mit Wun-

den bedeckten Leichname von einer Stelle zur andern schleppten. Bitterkeit des Todes und Kummer des Lebens stand auf aller Antlitz abgemahlt. O! nicht aus Büchern lernt man das in der Welt herrschende Elend kennen; beschreiben läßt es sich nicht. Väter sollten ihre erwachsenen Söhne an solche Stellen, in Hospitäler hinführen. Der Anblick dieser Züchtigungen der Natur würde die Leidenschaften derselben besser im Zaum halten, als alle Moralsysteme.

Auf dem Wege von Baden nach Brügg sieht man das Schloß Habsburg. Dieß hat bei weitem kein so stolzes Ansehn, als das Schloß Hohenzollern; es besteht in Ruinen, die itzt von einer Bauernfamilie angebaut werden. Der Anblick dieses Schlosses mußte mir natürlich den Gedanken an die mächtige Familie herbeiführen, deren Vorväter hier wohnten, wie auch an die Freiheit der Schweiz, deren erster Funke aus diesem Schlosse hervorsprang. Ich will mich nur kurz fassen. Die älteste Schrift, worauf man den Titel: Graf von Habsburg findet, ist vom J. 1114. Dieses Haus kam in den Besitz von Thurgau, Kyburg, eines großen Theils des dermaligen Bern und Zürch. Die Schweiz machte einen Theil von Deutschland aus, und Graf Rudolph von Habsburg war einer der angesehensten Edelleute in der Schweiz. Unter dem großen Interregnum, während dem in Deutschland alles in Verwirrung war, drang man auf einen Kaiser, welcher Muth und Ansehn besaß, und Graf Rudolph, welcher Klugheit mit jenen beiden Vorzügen verband,

ward

ward Stammvater des Oestreichischen Hauses. Schweiz war bei seiner Thronbesteigung in der schrecklichsten Verwirrung. Das Land war voll von Klöstern, Edelleuten, auch hatte es einige Städte. Die Klöster regierten ihre Güter nach dem jure canonico, die Edelleute nach dem Recht des Stärkern, die Städte suchten durch Muth, durch Zusammenhalten, und durch Geld ihre Freiheit zu erkaufen, und zu sichern. Sehr verschieden war der Zustand des Landmanns: einige waren Leibeigne, andre, vornehmlich die in den bergigen Kantonen, Uri, Schweiz und Unterwalden, waren trotzig wie ihre Berge, und frei wie ihr Vieh *). Um sich gegen die Klöster und den geringern Adel, der aus nichts anders als Straßenräubern bestand, die in verschanzten Burgen wohnten, Schutz zu verschaffen, wandten sich die Bauern und Städte an die mächtigern Familien in der Schweiz, und das Haus Habsburg wurde solchergestalt zum Beschützer der mehresten Lande und Städte gewählt. Mit diesem großen Einflusse in der Schweiz bestieg Rudolph den Kaiserthron. Er erfüllte die Hoffnung, die man sich von ihm machte, stiftete in Deutschland Ruhe, und wurde sehr lange Zeit hindurch in der Schweiz geliebt; kurz vor seinem Tode aber begann er einen Plan zu machen, den sein Sohn Albert mit minder Klugheit und weit mehr Stolz auszuführen suchte. Albert, welcher nicht sicher war, daß



*) So heißt es in einer sehr guten Schrift: Versuch einer besondern Gesch. des Freistaats Unterwalden, im 2. Bd. Luzern 1791. vom Abbe' Buestinger und Lieutenant Zelger.

der Kaiserthron bei seiner Familie bleiben würde, suchte während er lebte, seinem Erbhause Habsburg das möglichstgrößte Ansehn zu verschaffen. Durch Güte und Ernst suchte er die Klöster und den Adel zum Verkauf ihrer Güter, und die Städte zur Unterwerfung unter seinen Schutz zu vermögen. Auch verlangte er, sie sollten sich vom Kaiser und Deutschen Reiche trennen. Seine Absicht war, in der Schweiz ein Fürstenthum zu errichten, welches einer seiner Söhne, im Fall die Kaiserwürde nicht bei seiner Familie bliebe, unabhängig vom Kaiser und Reiche regieren könnte. In der Schweiz mißfiel dieser Plan ganz und gar. Das gemeinsame Intresse brachte die streitigen Partheien zusammen, eine Menge Edelleute verbanden sich mit den Städten und Bauern, die sie zuvor mißhandelt hatten. Unter den Landvögten, welche der Kaiser, um die sogenannten Rebellen zu zähmen, absandte, befand sich auch der berüchtigte Gesler von Bruneck; er hatte die berühmte Geschichte mit Wilhelm Tell, über welche ich bald nachher eine Anmerkung machen werde. Außer dieser trug sich unter mehrern aufrührerischen Begebenheiten auch folgende zu: Ein Vogt, Landenberg, ritt eines Abends, begleitet von einigen Bedienten, durch ein Thal in Unterwalden: eine junge hübsche Frau stand dort vor ihrer Hütte. Ihr Mann, Konrad Baumgarten, war nicht daheim. Landenberg, der dieß wußte, machte einen Angriff auf ihre Unschuld; sie war allein, und nur durch weibliche List konnte sie den Räuber hinhalten, bis der Mann plötzlich

zurück kam. Sie klagt, der stolze Bergbewohner ergreift seine Axt, und Landenberg liegt todt zu seinen Füßen. Solche Szenen, und die auf vielfache Weise gekränkte Freiheit und Eigenthum erweckten den unterdrückten Geist der Freiheit. Drei berühmt gewordne Männer, Fürst von Uri, Stackstach von Schweiz, beide bejahrte Männer, und ein junger Mann, Arnold von Melchthal aus Unterwalden, kamen in der Nacht im GrütliThal am Waldstädter See zusammen, und schwuren einander unter dem Siegel der Freundschaft: ihr unterdrücktes Vaterland zu retten. Dieß legte den Grund zur Freihei der Schweiz. Einige Tage nachher, 1307 den 17. Febr. kamen sie wieder zusammen, und erneuerten den Eid. Man entwarf einen Plan, welcher am nächsten Neujahrstage ausgeführt werden sollte. Man pflegte an diesem Tage den Tyrannen dieser Kantone Geschenke zu bringen. Unter diesem Vorwande begaben sie sich aufs Schloß, banden sie, führten sie an die Grenzen, unter dem Beding, daß sie nie wieder zurück kämen, und zerstörten ihr Schloß. Kaiser Albert entbrannte vor Zorn, und marschirte mit einer Armee nach der Schweiz zu. Er kam bis Baden. — Hier in dieser Gegend, wo man mit Cicero sagen kann: quocunque ingredimur, in aliquam historiam vestigium ponimus, fühlte ich's lebhaft, wie interessant es für einen Reisenden sey, an einzelnen Orten merkwürdiger Geschichtsbegebnisse sich zu erinnern, und wie weit leichter man sich in die Zeit hin versetzen kann, wo sie geschahen, wenn man sich auf

dem

dem Platze selbst befindet. So reiste ich nun wirklich mit Kaiser Alberts Armee von Baden ab, hörte, wie die Schweizer in den bergigen Kantonen einander Treue schwuren, und ihre Schwerter wetzten. Unter den vielen mißvergnügten Edelleuten befand sich auch Alberts eigner Brudersohn. Er besaß Erbgüter in der Schweiz, deren der Kaiser unter dem Namen Vormund sich bemächtiget hatte, und die jener vergebens zurück foderte. In Baden über der Tafel erneuerte Graf Johann seine Fodrung; der Kaiser aber machte einen Spaß daraus, nahm einen Blumenkranz, und setzte ihm den aufs Haupt: Du bist zu jung, sagte er, dieser Kranz schickt sich besser für dich als eine Krone. Dieß erbitterte den jungen Mann noch mehr; er rottete sich mit mehrern Mißvergnügten zusammen, und die Reise ging nach Mittag weiter. Bei Windisch (das alte berühmte Vindonissa) sollte man über den Fluß Reuß setzen. Die Verschwornen vermochten den Kaiser, mit ihnen in einem Bote überzufahren; sie kamen früher als die übrigen ans Land, und kaum hatten sie den Fuß aufs Land gesetzt, als der Brudersohn des Kaisers ihm den ersten Stoß gab, und ein andrer Edelmann ihm den Kopf spaltete. Alberts Gemahlin und sein Sohn Leopold waren, wie die übrige Begleitung, mitten auf dem Flusse Zeugen dieser blutigen Szene. Die Familie des Kaisers verfolgte die Mörder mit schrecklicher Grausamkeit, und ließ auf der Stelle, wo die Mordthat geschehen war, ein Nonnen- und Franziskanerkloster bauen, welchem sie alle

Klö-

Klöster der Mörder zum Geschenk gab. Dieß Kloster ist jetzt in ein Kornmagazin und in eine Tollkiste verwandelt; doch zeigt man noch eine Kapelle, und die Zelle, in welcher Alberts Tochter, Agnese, Königin in Ungarn, ihr Leben beschloß. Alberts Tod gab den drei Kantonen Zeit; und da Herzog Leopold die Ansprüche seines Vaters fortsetzte, fiel die Schlacht bei Morgarten 1315 vor, worin 1300 Schweizer 20000 Oestreicher schlugen, und in welcher mehr als 1000 Edelleute ums Leben kamen. Hier wurden die Szenen in den Schlachten der Griechen bei Thermopylae und Marathon erneuert; mehrere Kantone vereinten sich zu einem Bündnisse. Die furchtbaren Schlachten bei Sempart, St. Jaques, bei Murten und Dornach im vierzehnten und funfzehnten Jahrh. brachten alle ihre Feinde in Schrecken, setzten ihre Einigkeit und Tapferkeit in das größte Ansehen, und drückten endlich auf ihre Freiheit das Siegel.

Keiner unter allen berühmten Schweizern wird mehr verehrt, als Wilhelm Tell. Sein Bildniß trifft man überall in Stein gehauen, und in Kupfer gestochen; niemand spricht von ihm ohne Enthusiasmus. Welchen Grund giebt die Geschichte zu dieser ausgebreiteten Hochachtung des Mannes? Ich nehme als erwiesen an: daß sein Stolz dem Oestreichischen Hute, den Gesler zum Zeichen der Partheinahme aufgesetzt hatte, keine Ehre erweisen wollte; daß er ferner die Geschicklichkeit hatte, auf Geslers Befehl den Apfel von seines Sohnes Kopfe glücklich herabzuschießen; daß er in Ketten ge-

mie-

schmiedet, und von Gesler selbst über den Waldstädter See geführt wurde. Unterwegs macht ein heftiger Sturm Gesler für sein Leben besorgt, daher er, weil Tell ein gurer Seemann war, dessen Ketten zu seinem eignen Vortheile löste. Tell steuert längs den Klippen hin, und springt, da er eine Oeffnung sieht, ans Land *), besteigt die Klippen, und überläßt Gesler den Wellen. Tell erhält einen Bogen, und stößt Geslern, der an einer andern Stelle ansteigen will, damit vom Lande ab. Er lebt nachher noch 47 Jahr, und die Geschichte erwähnt seiner nicht mehr. Ich kann nicht bergen, daß ich in Niels Ebbesens, welcher den Grafen Geert erschlug, Geschichte mehr finde, das einen großen Mann anzeigt, als in dem, was man von Tell weiß, und daß aus der Art, wie jener Dännemark von diesem Tyrannen befreite, mehr Muth und Ehre hervorgeht, als aus der, wodurch Tell sich rächte. Ob sich die Geschichte wirklich so verhalte, daran haben mehrere Schriftsteller gezweifelt. Ein Prediger hier in der Schweiz, Freudenberger, schrieb 1760 eine eigne Abhandlung, Guillaume Tell, Fable Danoise, worin er zu beweisen sucht, die Geschichte mit dem Apfel sey eine Fabel, wozu Saxos Erzählung von Harald Blauzahn und Toko Anlaß gegeben, und macht überhaupt Tells Geschichte sehr verdächtig. Die Regierung im Kanton Uri (wo Tell geboren ist, und wo er sich mit Walther Fürsts Tochter verheirathete,) nahm

*) Man hat auf der Stelle, wo Tell ans Land sprang, eine Kapelle zu seinem Andenken erbaut, welche Tells Kapelle heißt.

nahm diese Schrift so übel auf, daß sie dieselbe öffentlich verbrennen ließ. „Vielleicht, sagt Haller in seiner Schweizerischen Bibliothek, würde eine frühere Nachricht oder gültige Urkunde über das Daseyn dieses Mannes mehr bewiesen haben, als eine gerichtliche Verdammung.“ Unter den verschiednen zeither über W. Tell erschienenen Schriften, zeichnet sich als merkwürdig aus: Balthasars defension de Guillaume Tell, worin der Verf. den Tell in aller Hinsicht, so wie es der Kanton Uri wünschte, rechtfertigte, wofür er auch von der Regierung ein Danksagungsschreiben, und zwei goldne Medaillen erhielt. — Das Gründlichste in dieser Sache hat der Verf. der Schweiz. Bibl. ein Sohn des unsterblichen Haller, in der Schrift: Willhelm Tell, eine Vorlesung 1772, geliefert.

So schielend der Nationalstolz war, den der Kanton Uri in Hinsicht auf Tell zeigte, so edel war dieser, den er vor einigen Jahren bewies. Raynal, von der Freiheit, wozu die drey Schweizer im Grütli-Thal den Grund legten, begeistert, suchte bei der Regierung in Uri um Erlaubniß an, auf der Stelle, wo sie den ersten Eid schwuren, auf seine Kosten ihnen ein Denkmahl errichten zu dürfen. In der Antwort, in welcher die Regierung ihm sein Gesuch abschlug, hieß es:

„So lange die Schweizer wie vorhin dächten, da jeder Rechtschaffene, wenn er zuerst Grütli vorbei segelte, ausstieg, und mit Ehrfurcht die Stelle ansah, wo der Bund, welcher zu Helvetiens Freiheit den Grund

legte,

legte, beschworen wurde, und dann jedesmal, wenn er vorbeischiffte, seine Vorväter segnete, Gott dankte, und sich frei fühlte, so lange bedürfte es keines Denkmahls — und wenn, wider Erwartung, ihre Söhne oder Enkel auch einmal diese Gefühle verlieren sollten; auch dann würde ein solches Erinnerungszeichen der Schweiz eben so wenig nützen, als in den letzten Zeiten der Republik die häufigen Monumente der in Sklaverei Versunknen Rom nützlich wurden." —

Diese Antwort war edel, auch halte ich es für sehr recht, daß sie es abschlugen. Ein solches Denkmahl mußte entweder gar nicht, oder es mußte auf Kosten des Staats errichtet dastehn. Ein, von einem Fremden errichtetes Denkmahl enthält einen bleibenden Vorwurf für den Staat und seine Bürger. — Doch hat Raynal hernach vom Kanton Luzern die Erlaubniß zur Errichtung des Monuments erhalten. Es kostet ihm hundert Louisdo'r, und steht auf Altstadt, einer kleinen Insel im Waldstädter See. Es besteht aus einem Obelisk mit Inschriften auf allen vier Seiten, die eben so wenig als die ganze Idee in der Schweiz Beifall gefunden haben.

Ich übernachtete in Brügg, einer kleinen, schönen, mit großen Privilegien versehenen Munizipalstadt, und kam Tags darauf in Basel an. Ich stieg hier bei einem trefflichen Gasthofe ab, wo ich aus meinem Zimmer die herrlichste Aussicht über den Rheinstrom und Basel bis an den stolzen Jura genieße. Eh ich zu Bette ging, bat ich den Aufwärter, mich früh um fünf

Uhr

Uhr zu wecken. „Nach hiesiger Uhr?“ fragte er. Dieß war mir unverständlich, bis er mir erklärte: alle Baseler Uhren wiesen eine Stunde früher als auf dem Lande, und als sie nach der Sonne weisen müßten. Wenn die Uhr in Basel fünf schlägt, ist es wirklich erst vier. Man giebt zwei Gründe für diese Sonderbarkeit an. Die eine verdient kaum angeführt zu werden: daß man während des Konziliums zu Basel die Uhren vorausstellte, um die trägen Väter zum Frühaufstehen zu vermögen. Der zweite Grund ist: daß man einst durch Vorausstellen der Uhren den Ausbruch einer bedeutenden Zusammenrottung verhindert habe. Eben so sonderbar ist es, daß die Bürger der Regierung nie haben verstatten wollen, diesen unnatürlichen Brauch aufzuheben, und daß dessen Ursprung die Geschichte nicht sicher anzugeben weiß.

Ich speiste täglich mit einer Menge Aristokraten beides Geschlechts, die sich aber hier stiller als in Mainz und Manheim verhielten; denn die Französische Festung Hüningen liegt nur eine halbe Meile entfernt, und sowohl die, obwohl aristokratische, Regierung, als der größte Theil der Bürger besteht aus eifrigen Demokraten.

Hier lebten zwei unsterbliche Männer, der eine ein Gelehrter, der andre ein Künstler, beide Freunde, beide Männer vom ersten Range: Erasmus von Rotterdam und Holbein. Daß sie Freunde waren, sieht man aus einem Exemplar von Erasmi Laus Moriae, welches sich auf der Bibliothek befindet. Hol-

bein hat auf jeder Seite kleine Sinnbilder, welche sich auf den sinnreichen Inhalt der Schrift beziehen, hingezeichnet. So mahlte er bei den Worten: Epicuri de grege porcus einen Trunkenbold, der ein Mädchen karessirte. Erasmus kam drüber zu, und schrieb zu porcus: Holbein. Auf der Bibliothek befindet sich eine treffliche Sammlung Holbeinscher Gemählde, unter welchen Christi Leidensgeschichte in acht verschiedenen Stücken vortrefflich auf Holz gemahlt ist. Noch nie weilte mein Auge mit größerm Vergnügen auf einem Gemählde, als auf diesen, in einem hohen Grade niedlichen Kunstwerken. Der erste Grund zu der aus 15000 Bänden bestehenden Bibliothek ward mit den Büchern gelegt, welche die Väter des Baselschen Konzilium hinterließen. Ihr Werth wird durch Holbeins Gemählde, und durch eine zahlreiche Sammlung Handschriften bestimmt. So unansehnlich aber auch die Bibliothek ist, so ist es doch die Universität noch mehr. Dieß sey im mindesten nicht zum Nachtheil irgend eines der Professoren gesagt. Diejenigen, deren Bekanntschaft ich machte, wie die beiden Brüder le Grand, sind gelehrte und achtungswerthe Männer, und die übrigen mir unbekannten kann ich nicht beurtheilen. Aber — da die Professoren unter den Bewerbern durchs Loos ausgewählt werden, so ist wohl oft zu befürchten, daß das Loos nicht den Geschicktesten treffe. Den ganzen Sommer hindurch werden keine Kollegia gelesen, und im Winter liest man nach Gelegenheit. Da hier nur 40 Studenten und 19 Professoren sind, so lesen diese oft vor

zwei

zwei oder drei Zuhörern, derentwegen sie sich nicht geniren. Ich sah ein Kollegium, welches den Namen Erasmianum führt, für 17 Studenten eingerichtet, welches sie den Fremden nicht ohne Scham zeigen dürften. Es sah darin aus, wie in einem Gefangenhause, im Speisetisch waren so große Löcher, daß die Teller vor dem Hineinfallen nicht sicher waren.

Fast über allen Häusern stehn Inschriften; eine derselben erinnere ich mich sonst schon gelesen zu haben:

Auf Gott du deine Hoffnung bau,
Denn dieses heißt zur schwarzen Sau.

Ich sah auch den Saal, worin das Dekret abgefaßt wurde, daß der Papst unter dem Konzilium stehe, wo Eugen IV. abgesetzt wurde, wo der gelehrte und muthige Kardinal Aeneas Sylvius (nachher Papst Pius II.) präsidirte; kurz, wo eins der berühmtesten Konzilien von 1431 — 48, 17 Jahre lang, gehalten wurde. Der Saal ist klein und häßlich.

---

## Bern.

Nach siebentägigem Aufenthalte verließ ich Basel, um durch's Münster Thal über Biel nach Bern zu reisen. Ich hatte Bridels (Predigers bei der Franz. Kirche in Basel,) Buch: Tour de Basle à Bienne, bei mir. Die Gegenden und deren Merkwürdigkeiten von Basel bis Biel werden darin sehr umständ-

lich beschrieben. Die Natur kann nirgend schauderhaft-schöner gedacht und gefunden werden, als sie durchaus auf diesem Weg ist; Bridel nennt's: le vestibule de l'enfer. Hiezu kommt der Glanz, welchen die Thaten der Schweizer auf immer über diese Gegenden geworfen haben. Eben außerhalb Basel kommt man nach St. Jakob. Nicht weit davon liegt Dornöch, wo 1499 eine große Schlacht geliefert wurde, und wo Maupertuis, welcher 1759 zu Basel starb, begraben liegt. Sein Freund, Johann Bernoulli, hat ihm eine Denkschrift gesetzt, worin nichts sich vom Gewöhnlichen auszeichnet. Abends kam ich nach Meilleraye, einem Dorfe mit einem Wirthshause, und einer Bewirthung darin, wie man sie oft in den größten Städten vermißt. Ich speiste den Abend mit einem Aristokraten, welcher sagte: Fayette verstände nichts, que vuider un pot de chambre, und versicherte: 15000 Russen und eben so viel Schweden wären unter Segel gegangen, um bey Ostende zu landen. Diese dürften sich kaum zeigen, so hätte Frankreich Friede; die Nationalgarden wären keine Leute, die man in Reihen und Glieder gestellt sehen müsse. Den Tag danach sprach ich mit einem Demokraten, der ganz entgegengesetzter Meinung war. Eine Meile von der Stadt Basel kommt man in das Gebiet des Bischofs von Basel, das sich ungefähr zwölf Dänische Meilen, bis Biel hin, erstreckt. Obgleich der Bischof ein Deutscher Reichsfürst ist, der gar keinen Einfluß in den Kanton Basel hat, so steht er doch in fast eben so großer Verbindung mit der

Schweiz

Schweiz, als mit dem Deutschen Reiche; denn theils steht er im Bündnisse mit den sieben katholischen Kantonen (seit 1579,) theils ist sein Bisthum in zwei Theile zerlegt, dessen größter und nördlicher Theil bis an Pierre Pertois zum Deutschen Reiche, der südliche aber zu den zugewandten Oertern gehört. Ich ging bei Zeiten von Meilleraye weg, und kam nach einigen Stunden zu Pierre Pertois, einem Denkmahle aus der Römer Zeiten, an. Dieß besteht in einem durch einen Fels gehauenen Thore, welches vordem den Weg gesperrt, vermuthlich um den Armeen der Römer einen Weg zu öffnen bis Augusta Rauricorum, Vindonissa, und bis zu den übrigen Orten, wo sie ihre Garnisonen in der nördlichen Schweiz hatten. Oben über diesem Thore oder Gewölbe steht eine Römische Inschrift, die, theils weil die Buchstaben verschlissen sind, theils weil sie zu hoch stehn, schwer zu entziffern ist. Es ist nicht die mindste Eleganz, noch irgend ein Gewinn für Geschichte darin. Bridel hat sie in seinem Buche abdrucken lassen. Im Münster Thal ist nicht bloß die Natur, sondern auch die Verfassung der Einwohner merkwürdig. Das Thal ist fünf Meilen lang, und zwei und eine halbe Meile breit, und umfaßt eine Volksmenge von 7000 Menschen. Sie sind Unterfassen des Bischofs von Basel, haben aber wichtige Privilegien, derentwegen der Kanton Bern ihnen Schutz leistet. Sie wählen z. B. einen Ammann, der Wenner heißt, welcher mit der Römer Tribuno plebis viel Gleichheit hat. Dieser soll ihre Privilegien kennen

und dafür sprechen; er behält sein Amt so lang er lebt. 1787 ward ein solcher Ammann gewählt, wobei viel Fremde gegenwärtig waren. Alle einheimische Hausbesitzer, 1100 an der Zahl, versammelten sich bewaffnet, bei Mouniers, einer Stadt, die mitten im Thale liegt, und ordneten sich zu einer Art Lager. Am bestimmten Tage hielt ein bischöflicher Beamteter, oder Landvogt, eine Rede an die Versammlung, worin er ihnen eine gute Wahl zu treffen anräth, und setzt sich danach auf einen erhabenen Stuhl hin. Man zählt die laut ausgerufenen Stimmen, und wer die mehresten hat, ist erwählt. Nun wird aber noch seine Zustimmung erfordert. Man sendet einige Männer mit Musik hin, um ihn aufzusuchen, und fragt ihn, ob er die Ehre, welche das Volk ihm durch die Wahl erwiesen, annehmen will? Nimmt er sie an, so wird ein Korps von 150 Mann abgeschickt, um die große, unter fünf Schlössern verwahrt gehaltne Fahne zu holen. Diese wird mitten in ein Bataillon quarré des Volks gesetzt, und der neue Wenner legt nach einer gewissen Formel seinen Eid dem Volk und dem Bischof ab, danach muß das Volk nach einem andern Formular dem Bischof und seinem Wenner den Eid leisten. —

Die Sprache im Münster Thal ist ein Gemisch von Französisch, Deutsch und Zeltischer Sprache. In der Französischen Schweiz ist die Sprache, welche der gemeine Mann redet, von der verschieden, welche in der feinern Welt gesprochen wird; in der Deutschen Schweiz hingegen reden alle Eine Sprache. So unange-

angenehm dieser Deutsche Dialekt gleich klingt, und so schwer ihn ein geborner Deutscher versteht, so ist es doch als eine Folge der allgemeinen Gleichheit und des größern republikanischen Stolzes in diesem Theile der Schweiz anzusehen, daß alle, von der Regierung bis zu dem Geringsten im Volke herab, diese Sprache reden. Die Verschiedenheit, welche sich auf eine Geringachtung der Landessprache gründet, ist überall, vornehmlich aber in Republiken schädlicher, als manche glauben.

Von Pierre Pertois setzte ich meine Reise weiter fort, und kam um Mittag auf die Spitze eines Arms des Jura-Gebirges, an dessen Fuße Biel liegt. Gott! welch ein Anblick! Es war ein heller herrlicher Sommertag, der ganze Horizont unbewölkt. Vor meinem Blick lagen Thäler, Gehölze, erhabne Städte und Dörfer, Flüsse und Seen; in unermeßlichen Strecken übersah ich das Ganze. Mein Auge verlor sich an den Alpen, die in einem Halbzirkel von beinah 40 Dänischen Meilen den Himmel zu tragen schienen. Von Luzern ab zog sich's St. Gothard vorbei, bis zu dem Montblanc und Genf. — Die Stadt Biel liegt, wie gesagt, unten am Berge bei dem gleich benannten See. Biel ist eine vollkommen unabhängige Republik; zwar muß sie dem Bischof von Basel huldigen, und einen Präsidenten, den er sendet, annehmen: da aber dieser Präsident nur Stimmen sammelt, ohne selbst eine zu haben; da der Bischof bei jedesmaliger Huldigung ihr ihre Gerechtsame zusichern muß, und es einer der Orte ist, die unter dem Schutze gewisser Kantone stehen; so ist

ihre Souveränität unbeeinträchtiget. Außer der Lage der Stadt Biel lockt auch die im Bieler See liegende Insel St. Pierre die meisten Fremden hieher. Rousseau's Aufenthalt auf derselben im Jahr 1765 hat diese Insel unsterblich gemacht. Diese niedliche Insel hat ungefähr eine halbe Dänische Meile im Umkreise, und enthält alles, was zur Annehmlichkeit des Landlebens dienet. Drei Jahre lang hatte sich Rousseau in Motiers Travers im Fürstenthum Neufchatel aufgehalten, wo er seine Lettres de la Montagne schrieb; diese Briefe brachten einen Priester in Motiers gegen ihn auf, so wie ein Jahr früher sein Emil die Geistlichkeit und das Parlement in Paris gegen ihn in Bewegung gesetzt hatte. Dieser Priester predigte gegen ihn, und der Pöbel schlug seine Fenster ein. Er sah sich hier nicht sicher, und mußte von Motiers wie von Paris entfliehen. So erzählen einige; andre, die der Neufchateller Ehre zu retten suchen, versichern: niemand anders, als Rousseau's eigne Haushälterin, eine Demoiselle le Vasseur, die er nachher geheirathet hat *), habe seine Fenster eingeschla-

*) Rousseau's Verheirathung mit der le Vasseur war, wie alles was seinen Lebenswandel betraf, sonderbar. Fünf und zwanzig Jahre lang hatte sie ihn und sein Haus regiert, er hatte mit ihr verschiedne Kinder gezeugt, die er, ohne sich um sie zu bekümmern, in einem Findelhause erziehen ließ. Sie bat ihn oft, sich zu verheirathen, und — endlich — er wohnte damals in Bourgoins, einer klei-

schlagen. Sie war mit dem Orte unzufrieden, und kannte Rousseau's hypochondrisches Mißtrauen zu dem Menschengeschlechte zu gut, um irgend etwas anders als dieses Mittel nöthig zu haben, ihn von Motiers zu entfernen. Nun nahm er seine Zuflucht auf die St. Peters Insel, welche zum Kanton Bern gehört, ward aber nach zwei Monaten, auf Befehl der Berner Regierung, (welches ihr wenig Ehre macht,) auch von da verjagt. Nicht ohne Rührung kann man seine Beschreibung über diesen Vorfall in seiner fünften Promenade lesen:

„Nur zwei Monate ließ man mich auf dieser Insel; ich hätte zwei Jahre, zwei Jahrhunderte, ja eine ganze Ewigkeit dort zubringen mögen, ohne mich einen Augenblick zu langweilen. Ich hatte zwar, außer meiner Ge-

 fähr-

nen Stadt in Dauphine', unter dem Namen Renou, hat er einen Freund, den einzigen, mit welchem er umging. ihm auf einem Spaziergange mit der le Vasseur Gesellschaft zu leisten. Sie kamen tief in ein Gehölz, R. stand still und sagte zur le Vasseur: Sie wünschten, daß ich Ihr Mann würde; wohl! ich schwöre hier vor dem Himmel: ich erkenne Sie für meine Frau; M. Monteizet ist meines Eides Zeuge; er soll mich so stark binden, als wenn unsre Heirath durch die Kirche oder durch eine öffentliche Handlung geheiligt wäre. Als Monteizet nachher seine Verwundrung ihm bezeigte, daß er sich mit einem, seiner so unwürdigen Frauenzimmer verbände, sagte er: Ich weiß wohl, daß sie meiner Moral nicht nothwendig ist, aber sie kocht mir eine gute Suppe, wenn ich krank bin.

fährtin, keine andre Gesellschaft dort, als die des Einnehmers, seiner Frau und Bedienten, welche nichts mehr als ein guter Schlag Leute war; das war es aber gerade was ich bedurfte. Diese zwei Monate halte ich für die glücklichste Zeit meines Lebens, für so glücklich, daß ich, ohne in meiner Seele das Verlangen nach einem andern Zustande aufkommen zu lassen, daran Zeitlebens genug gehabt hätte." —

Er reiste nach Straßburg, wo Hume ihn zu sich nach Paris, und zur Begleitung auf einer Reise nach England lud. Er folgte der Einladung, blieb über ein Jahr in London, als seine Freundschaft mit Hume sich in die tödtlichste Feindschaft verwandelte, und er nach Bourgoins in der Dauphine' ging. Rousseau's Wohnzimmer auf der St. Peters Insel ist sehr unansehnlich, und wegen der häufigen Wallfahrten dahin so sehr mit Namen und Inschriften bemahlt, daß man's zum Besten der folgenden Geschlechter bald wird überweißen müssen. Die Möblen hat man stehn lassen, wie er sie verließ; sie bestehn aus einem Bette, einem Tische, Schrank und einigen Stühlen. Hier lag, hier saß, hier schrieb Rousseau — dieß überzieht ihren Schmutz mit Vergoldung. Die feinste und passende unter allen Inschriften ist folgende:

Voici l' autel qu' encore son ame habite,
Voici l' autel de ton ami, du mien,
Et si ton coeur, en approchant, palpite,

Entre

Entre dedans et tu verras le sien;
Si pure curiosité t' invite,
Reste dehors, tu n'y verras rien *).

Nur eine halbe Tagreise hat man von Biel bis Bern, die schönste Stadt in der Schweiz, obwohl nicht die größte, denn sie enthält nur eine Volkszahl von 12000 Seelen. So wie Zug der kleinste Kanton ist (fünf und drey Viertel Quadratm.) so ist der Kanton Bern der größte. Er umgreift 240 Quadratm., also eben so viel, als die übrigen zwölf Kantone zusammengenommen. Die prächtigen Landwege, welche die Stadt Bern nach allen Seiten zu durchkreuzen, ihre prachtvollen Gebäude und kostbaren Kanäle, alles zeugt vom wohlangewandten Reichthum der Regierung, denn die Stadt ist auf Kosten des Staats erbaut. Dieß will nicht so viel heißen: der Staat habe das Geld dazu durch neue Auflagen den Unterthanen abgenöthiget; die Abgaben sind jetzt nicht höher, als vor 200 Jahren; sondern durch eine weise Oekonomie ist sowohl der Staat als das Volk vermögend geworden. Hier findet man den Reichthum zwischen Staat und Unterthanen gleich vertheilt, statt dessen ist im übrigen Europa entweder das

*) Diese schönen Verse schrieb ein Landsmann des Vers. dieser Briefe, der berühmteste unter den jetzt lebenden Dänischen Dichtern, Baggesen, in Rousseau's Zimmer. S. Halems Blicke auf einen Theil Deutschl. und der Schweiz, 1. Th. S. 146.

Anm. d. Ueb.

das Volk arm und die Regierung reich, oder die Regierung arm und das Volk reich, oder Regierung und Volk sind beide arm. In fast allen Kantonen hat die Regierung Kapitale, welche die meisten in ausländische Fonds gelegt haben. So hat Bern, (nach Meiners,) ein Kapital von sechs Millionen Rthlr.; ein Theil desselben steht in Englischen Fonds, ungefähr die Hälfte, und der andre halbe Theil in Dännemark, und bei Deutschen Fürsten. Diese Kapitale sichern das Eigenthum der Unterthanen selbst in außerordentlichen Fällen; und zu wie großem Nutzen können nicht die Zinsen verwandt werden! Was mag die Ursache dieses Wohlstandes in einem Lande seyn, wo so wenig Abgaben bezahlt werden? Wenn man das Verzeichniß der Abgaben, welche ein Unterthan in der Schweiz zu erlegen hat, und was in Frankreich vor der Revolution bezahlt wurde, übersieht, so hat man die beiden Extreme des Steuerwesens. Die Bürger bezahlen nichts, außer einem mäßigen Zoll; aber die Bauern außer einer geringen Grundsteuer auch Zehnten; doch dieß nicht einmal überall: im Kanton Appenzell wird an die Regierung gar nichts bezahlt; wenn die Regierung Ausgaben hat, so versammelt sich das ganze Volk, und bewilliget etwas Gewisses. Wie hat da die Regierung auflegen können? Hier giebt es keine stehenden Armeen und keine Festungen. Die einzige, die man Festung nennen kann, ist Arberg im Kanton Schweiz. Hier giebt es keine Hofhaltung und keine Pensionen, wenige Fälle ausgenommen. Alle Pläne werden genau vorher überlegt; nur wenig Staatsämter

sind

sind käuflich, und außerhalb des Kantons Bern sind die Besoldungen nur geringe. Man führt keine Kriege. Auf diese Weise sammelt man Geld, und wendet es zum Besten des Landes an. Ich sagte: es giebt keine stehenden Armeen in der Schweiz; dieß ist, bis auf eine kleine Garnison, welche die aristokratischen Kantone in ihren Hauptstädten unter dem Namen Stadtwache haben, und die in Bern mit den Offizieren auf 365, und in den übrigen Kantonen auf 50 Mann sich beläuft, sehr wahr. Doch haben sie stehende Armeen außerhalb der Schweiz, und selbst in der Schweiz eine Menge Soldaten, die auf den ersten Wink marschiren können. Ich will mich hierüber erklären: Ein jeder auf dem Lande oder in der Stadt wohnender Schweizer ist geborner Soldat, und wird, sobald er das sechzehnte Jahr erreicht hat, in Waffen geübt. Während drei oder vier Monate im Jahr wird er jeden Sonntag geübt, und dreimal im Jahr ist Revüe. Jeder muß seine Uniform, Gewehr und Pulver für den ersten Anfall hinreichend haben, ohne welche Sachen er nicht verheirathet werden darf. Diese Einrichtung kostet zwar, doch ein für allemal, dem gemeinen Soldaten 30 Rthlr. Er beschützt dagegen ein Eigenthum, welches der Staat so wenig als möglich beschneidet, und müssen nicht in andern Staaten Bürger und Bauern weit mehr für gemiethete Soldaten bezahlen? Auch erinnern diese Gewehre jeden an seine Freiheit und bestärken sie. Als unsern Vorvätern verboten ward, bewaffnet im Gericht zu erscheinen, da erhielt die Freiheit den ersten Stoß. Im Kanton

Bern

Bern bestehet solchemnach die Armee aus 65,000 Mann. Unter diesen sind gegenwärtig 26,214 Mann, welche die sogenannte ausgehobne Armee ausmachen. Diese sind aus den verschiednen Gegenden, und nach Beschaffenheit der Umstände so ausgewählt, daß sie bei entstehendem Kriege zuerst Marschordre erhalten, ohne daß doch durch diese Ordre ein Ort mehr Gefahr als ein andrer ausgesetzt sey, noch daß dadurch ein Ort mehr als ein andrer von Volk entblößt werde. In Friedenszeit dienen diese alle ohne Lohn. Jeder hat seinen bestimmten Sammelplatz. Auf den Bergen sind Warten errichtet. Durch Wartfeuer und Sturmglocken wird ein entstandner Einfall überall zur Kunde gebracht. Die Wahl der Anführer ist zugleich genau bestimmt. Gehen mehrere Armeen ins Feld, so senden Zürch und Luzern jedes einen General zur ersten Armee, Uri und Bern zur zweiten u. s. w. Außer dieser Einrichtung im Lande selbst, stehen ungefähr 50,000 Schweizer in fremden Sold. In der Histoire militaire de la Suisse dans les differens services de l' Europe par M. May 1788, im 8. Bde. S. 538 finde ich diese folgendermaßen bestimmt:

| | |
|---|---|
| In Französischen Diensten stehen . . | 14076 |
| — Spanischen — — — . . | 4868 |
| — Sardinischen — — — . . | 2951 |
| — Holländischen — — — . . | 9800 |
| — Neapolitanischen — — . . | 5834 |
| — Päpstlichen — — — . . | 345 |
| Summa | 37874. |

Diese

Diese Politik ist von einigen getadelt, von andern aber, deren Gründe wichtig sind, gelobt worden. Dort, sagen diese, lernen sie den wahren Kriegsdienst, den sie doch daheim nicht recht erlernen können. Dem Staat kostet diese Einrichtung nichts, und verschafft ihm doch gleichen Nutzen als stehende Armeen, da die Schweizer verpflichtet sind, wenn ihr Vaterland in Gefahr ist, und die Regierung sie fodert, zurückzukommen. Sie leben außerhalb Landes, und können folglich der Freiheit keinen Nachtheil bringen. Die Offiziere dienen für sehr hohen Sold, und sammeln sich gewöhnlich so viel, daß sie nachher im Vaterlande anständig leben können. Niemand wird zur fremden Dienstnahme genöthiget. Ein Angeworbner muß sofort seiner Obrigkeit vorgestellt werden, welche ihn befragt, ob er freiwillig oder gezwungen Dienst genommen habe; bejahet er das letzte, so wird er sogleich auf freien Fuß gesetzt. Hiezu kommt noch, daß die Staaten, in deren Diensten Schweizer stehen, weder die Ruhe in der Schweiz, noch durch Kabalen die Einigkeit zwischen den Kantonen zu stören suchen, aus Furcht, daß man seine Truppen zurückzuziehen genöthiget würde. Gegen das letzte kann man zwar die dermalige Politik der Nationalversammlung anführen. Wenn ihre heimlichen Kabalen in andern Ländern von der Art sind, wie sie hier von manchen beschrieben werden, so ist dieß etwas, was ihr am wenigsten Ehre macht. Was aber die Unruhen im Pays de Vaud betrifft, von welchen bisher so viel gesprochen wurde, die bestehen großentheils in einem

Hirn-

Hirngespinnste, und sind bloß Folgen einer unzeitigen Furcht der Regierung. Pays de Vaud ist eine zu Bern gehörige Provinz; die Einwohner sind bei einem, obwohl guten Leben doch mehr als andre Schweizer eingeschränkt und beschwert. Man hat hier das sogenannte Laudemium, welches darin besteht, daß, sobald einer sein Gut an einen andern verkauft, er den zehnten Theil des Werths desselben an die Regierung bezahlen muß; dieß hindert die Arrondirung des Landes, und hat andre schädliche Folgen. Man redet über alles frei, und die Regierung hält Spione, welches die Gemüther erbittert. Vor einigen Wochen sind Truppen an die Grenzen geschickt, zwei angesehne Männer in Lausanne sind verhaftet worden, und 180 junge Bürger haben sich zur Bewachung des Berner Rathhauses vereinigt. So ein kriegerisches Ansehn dieß gleich hat, so ist es doch weit mehr eine Folge argwöhnischer Furcht der Regierung, welche durch einige elende Spione vergrößert wurde, als einer wirklichen Gährung, viel weniger noch eines Aufstandes im Lande. Die Regierung ist zu argwöhnend und furchtsam; die Einwohner sind nicht zufrieden, und einige zu unvorsichtig, und im Reden zu frei. Die Sache ist noch nicht weiter gediehen; man befürchtet aber, daß das Betragen der Regierung dieselbe weiter treiben möchte. Morgen reise ich von hier über Lausanne nach Genf, von wo aus ich dir schreiben will, ehe ich nach Frankreich komme, und dort werde ich dir vielleicht genauere Nachrichten darüber zu geben haben.

Sobald ich nach Bern kam, machte ich den Plan zu einer Fußreise durch die kleinen Kantone, Unterwald, Uri, Schweiz, Zug über Luzern zurück nach Bern. Schon hatte ich mir Alpenschuhe verfertigen lassen, freute mich schon im voraus gewaltig auf diese Wanderung, als mich auf einmal ein Fieber mit Halsweh ergriff, welches mich dergestalt abmattete, daß ich zu meinem Verdrusse die Idee aufgeben mußte; doch habe ich inzwischen eine Reise von drei Tagen nach Grindelwalds Gletscher gemacht. Früh am Morgen nahm ich meinen Weg von Bern durch die bezaubernden Gegenden; die mit ewigem Schnee bedeckten Alpen lagen mir beständig vor Augen. Um neun Uhr kam ich in Thun, einer artigen kleinen Stadt, an; sie liegt drei Meilen von Bern. Hier nahm ich ein Boot, um über den drei Meilen langen Thun-See zu fahren. Nie habe ich eine angenehmere Seefahrt gemacht: nichts ist göttlicher als dieser See und die Gegend umher; wir hatten das schönste Wetter. Um zwei Uhr war ich in Unterseven, einer kleinen Stadt; dort nahm ich ein Pferd, und ritt drei Meilen nach Grindelwald, einem Dorfe, welches nahe bei den berühmten Glaciers liegt. Ich beorderte meinen Wirth, mich um vier Uhr zu wecken; ein schreckliches Unwetter brachte mich aber von selbst aus dem Schlafe. Regen, Sturm und Donnerschläge brachten die Natur zwischen den Alpen zum Aufruhr, alles umher stand in Wasser, und die Wege bis zu den Glaciers waren wie versperrt. Doch setzte ich mich um sechs Uhr auf mein Pferd, und



ritt

ritt so lang' ich konnte, stieg ab, und kletterte so lang' ich konnte. Denke dir himmelhohe Berge, mit Thälern dazwischen, welche, verglichen mit wieder andern Thälern, selbst Berge sind, in den obern Thälern Eisseen, welche von Zeit zu Zeit einige Stücke ihrer Masse in die niedern abhängigen Thäler auswerfen, so hast du ein Bild von den Glaciers. Sie bestehen aus einer gesammelten abstößigen Eismasse, die in einem abhängigen Thale liegt, und sich mit seinen vielen Erhöhungen nicht besser als mit einem unruhigen Meere, das mit seinen Wellen schnell zusammengefroren wäre, vergleichen läßt. Es ist ein großer und wohl einiger Mühseligkeiten werther Anblick. Wäre ich gesünder und der Weg besser gewesen, ich würde diese Herrlichkeit mehr benutzt haben. Um zwei Uhr ritt ich zurück, und kam um drei Uhr wieder in Unterseven an, wo ich mich, um auf den Thun-See zurück zu fahren, in ein Boot setzte. Hier war nicht mehr der reitzende See, wie Tags vorher; er war unruhig, und die Gegend rings umher lag in melancholisches Dunkel gehüllt. Wir ruderten beständig längs den Küsten hin, die aber an manchen Stellen breite, himmelhohe Berge waren. Die Seefahrt nahm kein Ende, es ward dunkel, und ich fürchtete mehr als einmal, hier mein Leben zu enden, doch kam ich Abends um zehn Uhr an's Land, unsäglich müde, und leicht um's Herz. Den Tag danach erreichte ich um die Mittagszeit Bern. — Ich habe mich hier vierzehn Tage aufgehalten, vortreffliche Bekanntschaften gemacht, und verlasse Bern am morgenden Tage nicht ohne Schmerzen.

## 13.

Genf, den 10. Septbr. 1791.

Heyne hatte mich dem Professor Ith empfohlen, und bei diesem fand ich den berühmten Dohm. Brauch' ich dir zu sagen, daß ein Abend in einer solchen Gesellschaft zugebracht, für mich in einem hohen Grade angenehm war? Ich fand an Dohm, den ich als Verfasser der Schrift von der bürgerlichen Verbesserung der Juden, u. a. Schriften schon so lange schätzte, einen Mann im Umgange, der so reich an Stoff zum Gespräche, so ungewöhnlich bestimmt im Ausdrucke war, daß dieser Abend meine Achtung für ihn um viel vermehrte. Um dich vollkommen für ihn einzunehmen, darf ich nur noch hinzu setzen, daß auch sein Aeußeres sehr einnehmend ist. Er war erst kürzlich von einer Fußreise, die er mit seiner jungen Gattin über den St. Gotthard durch die kleinen Schweizerkantone gemacht hatte, zurück gekommen. Er reiste ein paar Tage vor uns von Bern über Lausanne nach Genf, wo ich mich nun der Hoffnung freue, ihn wieder zu sehen, wenn er von Montblanc und Glacetern in Chamouny zurück kommt. Er ist, wie du weißt, Preußischer Resident in Aachen. Diese Reise durch die

Schweiz macht er seiner Gesundheit und seines Vergnügens wegen; nach dem beschwerlichen Posten, den er bei den neulichen Lüttichschen Unruhen einzunehmen hatte, bedarf er einer so angenehmen Aufheiterung. —

Ich habe bemerkt, daß, wo man auch reiset, und was man auch sieht, die Menschen, die man trifft, das Interessanteste von allem sind; und Menschen, die in jeder Hinsicht einem Dohm gleichen, findet man nicht auf jedem Flecke.

Ehe ich die Materie verlasse, wozu mich mein Aufenthalt führte, muß ich noch einiges anführen. Dieß sind einige Mißstimmungen in Helvetiens politischer Verfassung zur, wo nöthig, größeren Bestärkung des Satzes: daß eine Platonische Staatsvolkommenheit eben sowohl in der Schweiz, als in jedem andern Lande auf Erden, eine Chimäre ist; ferner: daß die Bürger in den freien Staaten nun auch dort sich mit Ketten schleppen müssen, welche Bürger in den sanft regierten monarchischen Staaten nicht kennen.

Kein Bürger in Bern kann sich mit einem katholischen Frauenzimmer verheirathen, wenn er nicht, im Amte stehend, dasselbe, ja alle seine bürgerlichen Gerechtsame, verlieren will. Dieß ist Folge eines Edikts, das nicht etwa in den finstern Zeiten, sondern im Anfang des jetzigen Jahrhunderts gemacht, und in spätern Zeiten erneuert ist.

Ferner; von Preßfreiheit trifft man hier in der freien Schweiz keine Spur. Ohne vorgängige Censur darf kein Bürger oder Unterthan etwas drucken lassen, oder

zum Druck in fremdes Land hinsenden. Deshalb herrscht auch in den politischen Blättern über alles, was die Schweiz betrifft, eine Verschwiegenheit, die jeden Fremden in äußerste Verwundrung setzen muß. Man machte vor einigen Jahren in Schwaben einen Prospektus zu einer wahren Darstellung der Schweizerischen Statistik bekannt. Man sah in der Schweiz diesen Prospekt nicht eher, bis es in Zürch und Bern verboten wurde, das Werk einzubringen. Aber es kam nie heraus; und man meint, es sey mit der Herausgabe gar kein Ernst gewesen. — Noch in diesen Tagen ist le Moniteur in Bern durch ein Dekret verboten worden. Daß die Censur in der freien Schweiz zu einer Zeit, in welcher die Unterthanen der meisten uneingeschränkten Monarchien die Preßfreiheit in ihrer vollen wohlthätigen Ausdehnung genießen, so strenge ist; daß le Moniteur im Kanton Bern zu einer Zeit verboten wird, da man in Kopenhagen ihn nicht allein nicht verbietet, sondern unbehindert Auszüge daraus macht; dieß ist eins der politischen Phänomene, das auf unsre Regierung einen schönen Glanz, auf jene einen Schatten wirft.

Niemand, der nicht in Bern geboren ist, oder zu gewissen Familien gehört, kann Mitglied der Regierung werden, oder ein bedeutendes Amt im Staat erhalten, auch nicht seine Kinder in die Berner öffentlichen Schulen und Gymnasien senden. Neverdil, welcher in Nyon Landvogts-Lieutenant ist, kann nie Landvogt werden, weil er im Pays de Vaud geboren ist; und

der große, unsterbliche Haller, der doch das Verdienst hatte, in Bern geboren zu seyn, konnte nie in die Regierung kommen, ob er gleich zwanzigmal mit auf der Wahl war.

Zum Beweise, wie die bürgerliche Freiheit beschaffen sey, kann folgende Anekdote dienen; Ein Prediger Martin bei Meudon im Pays de Vaud wurde in der Nacht von seinem Sohn aufgeweckt. Ein Offizier war mit einigen Soldaten da, ihn auf vorgezeigten Befehl der Regierung in Verhaft zu nehmen. Er wurde noch in derselben Nacht auf einem Wagen nach Basel in's Gefängniß gebracht. Erst ein paar Tage nachher wurde er vor Gericht abgehört. Hier erfuhr er, er solle zu einigen Bauern, welche wegen eines Kartoffelzehntens mit der Regierung in Streit waren, gesagt haben: Il faut faire des remontrances avec de la force et de violence; il en est precisement le tems. Sein Angeber war ein Bauer, bei welchem er ein falsches Testament entdeckt, und ihn dadurch zu seinem geschwornen Feinde gemacht hatte. Dieß Angeben war hinreichend, einen Mann in's Gefängniß zu bringen, der Frau und Kinder und ein festes Eigenthum hatte, dessen Entfliehen man also nicht leicht zu besorgen hatte; einen Mann übrigens, von dem es bewiesen wurde, daß er oft in Predigten zur Ruhe und Liebe gegen die Obrigkeit angemahnt habe. Da die Bauern, welche, wie der Angeber behauptete, die angeführten Worte des Predigers gehört hätten, vor Gericht gefodert wurden, läugneten diese irgend etwas der Art gehört zu haben. Inzwischen saß

der

der Prediger sechs bis sieben Wochen im Gefängnisse, und erhielt, als er frei kam, 100 Louisd'or zu Erstattung der Kosten und als einen Beweis seiner Unschuld.

In den demokratischen Kantonen der Schweiz scheint die meist uneingeschränkte politische Freiheit zu herrschen. Aber es ist die Frage: ob diese meist uneingeschränkte Freiheit nicht mehr uneingeschränkt zu seyn scheint, als sie's in der That ist; und ob sie, so wie sie beschaffen ist, eine wirkliche Glückseligkeit zu nennen sey? Im Kanton Appenzell, welcher für den vollkommensten der demokratischen Kantone gehalten wird, werden gar keine regulirte Abgaben bezahlt. Jeder sucht sich einen Nahrungsweg, welchen er will; und wer sechzehn Jahr alt ist, hat Theil an der Souveränität des Landes. So unbezweifelt diese Vortheile, die jeder für sich besitzt, auch sind, so könnte man doch fragen: sind dieß auch Vortheile für das Ganze? Daß man einem Sechzehnjährigen das Recht giebt, (im Kanton Uri erhält man dasselbe schon im vierzehnten Jahre,) seine Stimme zu Gesetzen zu geben, Beamtete *) zu wählen,



*) Der Landtag hat seine Versammlung in dem reformirten Theil, oder die äußere Rhode, welche ganz unabhängig von der innern Rhode, die katholisch ist, — im April, und sonst bei außerordentlichen Gelegenheiten, unter freiem Himmel, oder in der Kirche der Stadt Torgen, und besteht aus ungefähr 10000 Mann, alle Männer über sechzehn Jahr. Die äußere Rhode ist in neunzehn kleinere Rhoden abgetheilt, deren jede ihre Deputirten zu einem Land-

Urtheile in den wichtigsten Angelegenheiten zu fällen, ist eine Behaglichkeit — höchstens für ihn selbst; doch kann es der Regel nach unmöglich dem Ganzen Vortheil bringen. Oxenstierna schrieb an seinen Sohn: Croi moi, mon fils, que l' art de gouverner le monde est peu de chose; aber l' art de bien gouverner ist doch wohl nicht so sehr peu de chose, daß man sie bei jedem vierzehn- oder sechzehnjährigen Jungen vermuthen darf. Dieß wird auch wahrscheinlicher nach der Berechnung Meiners in seinen Briefen, wo er sagt: man habe ihm in Appenzell selbst erzählt, daß von den Hunderten, welche den Landrath ausmachen, bei weitem nicht die Hälfte lesen und schreiben kann. Die Geschichte des unglücklichen Suters giebt kein vortheilhaftes Zeugniß von der Weisheit der Appenzeller Regierung. Suter war Gastwirth, wurde zum Landvogt und Landammann in diesem Kanton erhoben. Als Gesandter wurde er nach Frauenfeld geschickt, da er aber zurück kam, verschwieg oder verdrehte er etwas vom Reichstagsbeschlusse, das seinem Wunsche entstimmend war. Unstreitig hatte er sich darin versehen; der Staat aber hatte sich darin auch versehen, daß er nicht vorsichtiger war, wen er zu solchen Geschäften wählte. Aber noch mehr versah

Landrathe wählt, der aus 131 Personen besteht, und sich zweimal im Jahr versammelt. Die eigentliche Regierung besteht aus zwei Konseils, deren jedes einen Theil des Landes unter sich hat, über welchen es in Civil- und Polizeisachen richtet. Der Präsident heißt Landammann.

versah er sich darin, daß er diesen Mann ungehört verurtheilte; vier seiner Freunde, die sich für ihn interessirten, auf die Folter brachte; und endlich darin, daß, da er ihn selbst festnehmen lassen, diesen siebenzigjährigen Mann dreimal auf einen Tag auf die Folter zwang, und, da er da noch nicht bekannte, ihm den Tod zuerkannte, und noch am nämlichen Tage des Urtheilsspruches (1784) ihn hinrichten ließ. Der noch vor einigen Jahren in Glarus geführte Hexenprozeß, und mehrere Beispiele der Art, geben von der Regierung kein vortheilhaftes Zeugniß.

Die Erziehungsanstalten in der Schweiz sind, nach Kenner Aussage, weit unter der Vollkommenheit, und in einigen Kantonen wirklich schlecht. Dieß hat in den demokratischen Kantonen, wo wenig oder gar nichts zur Staatskasse bezahlt wird, seinen natürlichen Grund; denn ohne Geld können keine Schulen gebaut, keine Lehrer besoldet werden. Das höchste Gehalt, was ein Prediger im Kanton Appenzell erhält, sind 200 Reichsthaler; kaum hinlänglich zum Auskommen an einem Orte, wo die wichtigsten Bedürfnisse theuer sind. Inzwischen hat die Schweiz manche große Männer und originale Genies hervorgebracht. Aber gerade große Männer bilden sich nicht selten selbst. Wo physische Gesundheit, allgemeiner Wohlstand und eine begeisternde Natur sind, da müssen auch diese Phänomene allgemeiner seyn als anderswo. Doch könnten Mangel an Unterweisung und Anführung wohl Schuld seyn, daß die weit größere Anzahl derer, die nur durch Erziehung und ge-

leiteten Fleiß sich über die Mittelmäßigkeit erheben, zurückbleibt; daß Geistliche, Richter, Regierungsmitglieder u. d. gl. nicht allein in den demokratischen, sondern auch in den aristokratischen Kantonen weit entblößter von Kenntnissen sind, als man glauben sollte.

In Bern, wo, nächst Zürch, am meisten auf Erziehungsanstalten gewandt ist, sind sie folgendermaßen beschaffen: Es ist dort eine sogenannte Litterärschule, (ungefähr das, was unsre Lateinischen Schulen sind.) Dorthin geht die Jugend vom siebenten bis vierzehnten Jahre, und lernt da etwas Latein, Geschichte, Religion ꝛc. Von da geht sie in's Gymnasium über, wo alle die, welche eine geistliche oder Civilbedienung haben wollen, gewesen seyn müssen. Es waren 25 dort. Wenn sie vier Jahr da gewesen, theilen sie sich; die, welche Geistliche werden wollen, besuchen die Akademie in Bern; für die Weltlichen ist ein eigenes Institut, welches für die politische Jugend genannt wird.

Ueber Kornmagazine und Zuchthäuser in Bern schreibe ich dir nichts. Du kannst eine genaue Beschreibung derselben in Meiners Briefen 1. Bd. S. 171 und 4. Bd. S. 37 lesen. Da sie in ihrer Art Muster sind, und Meiners einen so vollständigen als richtigen Begriff von denselben giebt, so wäre zu wünschen, daß seine Beschreibung dieser Gegenstände durch eine Uebersetzung ins Dänische bei uns allgemein bekannt würde. Diese Beschreibungen würden zu einer Zeit, da man in Norwegen Magazine zu errichten denkt, und da die Zucht- und Besserungshäuser, Verbesserung daraus erhalten

halten könnten, mit eben so großem praktischen Nutzen gelesen werden, als man sie zu jeder Zeit mit Interesse liest.

Unter vielen Dingen in Betreff der Schweiz, die ich dir nicht zu erzählen brauche, gehört auch: daß die Einwohner, welche ihr Vaterland sehr lieben, auf die Vorzüge desselben sehr stolz, und dem zu Folge nicht ungeneigt sind, uns, die wir im vierzehnten Jahre noch keine Stimme beim Regierungswesen haben, Fürstendiener zu schelten. Um das Verhöhnende, das in diesem Ausdrucke liegen soll, abzuwälzen, und diejenigen, welche sich desselben bedienen, mit Nachdruck zu belehren, daß sie nicht so sehr zu prahlen Ursache hätten, hielt ich die bürgerliche Verfassung der Schweizer mit der, worin ich geboren bin, zusammen. Ich fand bei dieser Gelegenheit den Bauer in der Schweiz so glücklich, als, wie ich glaube, ein Bauer auf Erden nur immer seyn kann. Hiezu konnte ich also nichts anders sagen, als daß man daran arbeitete, ihn in Dännemark auch so glücklich zu machen. Ich fand aber, und ich behaupte, daß Bürger und Bürger in den aristokratischen Kantonen mehr von einander getrennt sind, als Adel und Bürger in meinem Vaterlande; wo der Adel so wenige und unbedeutende Privilegien vor dem Bürger voraus hat; wo der Bürger weder vom Militärstand noch von den angesehensten Civilämtern ausgeschlossen ist; wo ein Titel Adelschaft giebt, und dieser Titel, oder dessen Rang und Kraft, mit dem Amte erfolgt; wo der Prozeß des armen Bauers mit seinem Eigenthumsherrn für Rechnung des

Staats geführt wird — da ist so wenig Aristokratie, als in einem monarchischen Staate nur möglich ist; da hat der Bürger zum mindsten nicht solchen Grund zur Klage, als in andern Europäischen Staaten.

Aus einer unendlichen Menge Reisebeschreibungen, historischen und topographischen Werken, kann man im Studirzimmer Kenntnisse von der Schweiz einsammeln. Vielleicht ist nur über das einzige England so viel geschrieben. Man darf nur Hallers Schweizerbibliothek durchblättern. Ein Fremder, der hier mit Nutzen reisen will, thut sehr wohl, wenn er sich mit Coxe's Reise bekannt macht. Coxe war zweimal in der Schweiz; daher hat die zweite Ausgabe seines Buchs große Vorzüge vor der ersten. Man sieht sowohl aus dieser seiner Reise, besonders aus der ersten Ausgabe, als aus seiner Reise in Rußland, Dännemark, Schweden u. s. w. daß er sich nicht genugsam mit Vorkenntnissen von den Ländern, die er zu bereisen dachte, versehen habe. Ein Beispiel unter vielen ist, daß er selbst in der letztern Ausgabe (ich habe die Französische Uebersetzung vor mir,) seiner Schweizerreise unsern Saxo einen wen bekannten Schriftsteller nennt. Dieß benimmt ihm aber seinen Werth als Führer nicht. Auf jeder Seite trifft man Spuren seines unermüdlichen Fleißes, sich von allem, was Geschichte, Staatsverfassung und Sitten angeht, zu unterrichten; und da er durch seine erste Reise, und die Beschreibung derselben, sich in der Schweiz sehr beliebt gemacht hatte, so fand er auf der zweiten viele Männer, welche sich ein Vergnü-

gnügen daraus machten, ihm von allem, was er verlangte, Auskunft zu geben. Dazu kommt noch, daß Coxe, nach aller Urtheil, ein guter, kluger und vorurtheilsfreier Mann war. Meiners Briefe muß man von einer ganz andern Seite ansehen. Sie sind vortrefflich; sie haben vielleicht ihre Vorzüge vor den Coxischen; aber dem Reisenden sind sie nicht so nützlich. Meiners hält sich viel bei Beschreibung der Natur und der Gegenden auf; und, wer so glücklich ist, diese selbst zu sehen, bedarf keiner Beschreibung. Ein ganz unentbehrliches Handbuch für einen hieher kommenden Fremden ist, unerachtet aller seiner Mängel, das Handbuch für Reisende durch die Schweiz, mit einem Anhange von einigen Merkwürdigkeiten. Zürch 1791. 8. Unentbehrlich in der kleinsten Bibliothek, die etwas über die Schweiz enthalten soll, ist Fäsis geographische Beschreibung der Schweiz, 8 Bd. 4. und das Dictionaire geographique historique de la Suisse auch 8 Bd. 4. — Eine Gesellschaft Gelehrter hat sich unter dem Namen Schweizer Gesellschaft in Bern zur Fortsetzung der Hallerschen Bibliothek vereinigt. Man hat ehestens einen Band von ihr zu erwarten, welcher Rezensionen über alle, die Schweiz angehende Werke enthält, die entweder Haller überging, oder die nach seinem Tode von 1786 bis 1790 herausgekommen sind. Von 1790 an wird dieß Werk nach einem eignen Plan periodisch unter dem Titel: Neue Schweizerische Bibliothek, worin alle neue Werke über die Schweiz rezensirt werden,

fortgesetzt. Ein Stück, 96 Seiten lang, ist bereits erschienen. Genug hievon. Ein andermal, wenn du willst, über die historischen die Schweiz betreffenden Schriften, unter welchen ich doch nicht umhin kann, dir Müllers Geschichte der Schweiz bloß zu nennen, da sie ohne Vergleich die erste von allen ist. Schade, daß der Verfasser itzt auf einen Posten gestellt ist, wo ihm die Fortsetzung derselben erschwert wird.

---

## 14.

Genf, den 13. Septbr.

Sechzehn Tage hatte ich mich in Bern aufgehalten. Am Abend des Tages meiner Abreise erreichte ich schon Payerne, die erste Stadt im Pays de Vaud. Kurz vor Sonnenuntergang kam ich an, und ging sogleich, das Lager zu besehen, und einen meiner akademischen Bekannten, welcher in Friedenszeit Doktor Juris in Bern, in Kriegszeit aber Lieutenant der Artillerie ist, u sprechen. Ich fand ihn nicht. Vom Lager, vom Exerziren, und was dahin gehört, findest du hier durchaus nichts; denn du weißt, daß dieß zu den vielen Dingen gehört, die ich nicht verstehe. Daß die Absicht des Lagers ist, dem Aufruhr im Lande zuvorzukommen,

habe

habe ich dir erzählt; mehr weiß ich dir auch noch nicht darüber zu sagen, als daß man fünf verdächtige Personen verhaftet hat. Pays de Vaud ist das Paradies der Schweiz. Das Furchtbare sieht man hier ohne Furcht; das Angenehme umzieht diese Gegend von allen Seiten. Rousseau hat dir dieses Paradies in seiner neuen Heloise gemahlt; nach einem solchen Gemählde, als er seinen St. Preux über diese Gegend, Vevay, Chatelus, Clarence, Meillerie aufstellen läßt, muß man kein zweites Gemählde derselben wagen.

Ueber Meudon kam ich am folgenden Tage nach Lausanne. Nach der Anweisung ließ ich mich sogleich zur Kathedralkirche führen, um von da aus die über alle Beschreibung herrliche Gegend zu überschauen; den schönen, spiegelklaren, über zehn Meilen langen Genfer See; dessen fruchtbare, mit Dörfern und Städten bestreute Küsten; die himmelhohen, mit ewigem Schnee bedeckten Berge in Savoyen, und am Ende dieses Perspektivs, die hinter Genf niedergehende Sonne. So wie die Aussicht vom Jura bei Biel die majestätischte, so war dieß die anmuthigste Landschaft, die ich auf Erden sah. Im siebzehnten Briefe der neuen Heloise beschreibt St. Preux seiner Julie diesen See. Die Beschreibung thut doppelte Wirkung, wenn man vor kurzem das Beschriebne sah, und es nun auf einmal in der Beschreibung und in der Erinnrung wiedersieht. Durchströmt mit inniger Freude über diesen Anblick, ward ich eines Menschen mir zur Seite gewahr, der ein Buch in der Hand

hielt. Es entspann sich zwischen uns ein Gespräch. Wir entdeckten einander, wer wir wären. Er war aus Paris, und gab sich aus, oder war ein homme de lettres. Hätte ich es nicht schon vorher sattsam gewußt, so hätte ich von diesem reisenden Franzmann lernen können, wie wenig die Französischen hommes de lettres sich um Kenntniß fremder Länder kümmern. Als ich ihn benachrichtigte, ich käme von Dännemark, fragte er mich: ob nicht alle Dänen katholisch seyen? und es nahm ihn Wunder zu hören: wir seyen in diesem Lande Lutheraner, da doch — die Hauptstadt Lissabon katholisch sey!!

Ein Wegweiser, mit Namen Paccard, bestieg zuerst den Montblanc den 7. Aug. 1785, und fand, daß er 15,662 Fuß über das Mittelländische Meer in die Höhe reichte. Eine halbe Stunde blieb er auf der Spitze desselben. Das Quecksilber in Fahrenheits Thermometer fiel 18½ Grad, und die Kälte war so stark, daß die Dinte fror. Mit viel Beschwerde kam er nach einer Reise von zwei Tagen wieder herab; seine Lippen waren geschwollen, der Schnee hatte ihn beinah blind gemacht, und noch lange nachher fühlte er Augenschwäche. Am 13. Aug. 1787 machte Saussure seine berühmte Reise bis auf den Gipfel des Montblanc.

Der sieben Meilen lange Weg von Lausanne bis Genf führte uns an dem bezaubernd schönen Ufer des Genfer Sees hin bis Nyon. Ich besuchte Reverdil, welcher mich mit viel Güte aufnahm. Es machte mir Freude, diesen alten Mann wieder zu kennen, ob ich gleich, da er Kopenhagen verließ, nur

noch

noch ein Kind war. Er sprach mit mir über unsre Landwesenssache, dessen neuere ehrenvolle Geschichte ihm sehr bekannt war, da er die wichtigsten der neuesten Schriften in Betreff der Angelegenheiten unsers Landwesens selbst besaß. So waren ihm auch unsers Colbiörnsens Handlungen und Schriften, deren beider Werth er erkannte, nicht fremd. Das ehrenvolle und erfreuliche Schicksal unsers Landwesens ist auch noch dem Manne nicht gleichgültig, welcher, als er noch Vorleser unsers Königs war, einen so warmen Antheil an den wichtigsten Angelegenheiten Dännemarks und seines Königs nahm. — Er lebt itzt hier, und hat sich vor einigen Jahren mit einer jungen Schweizerin verheirathet. Eine halbe Meile von Nyon liegt Coppet, eine kleine Stadt mit einem Schlosse, worin Necker sich itzt aufhält. Von da hat man wieder eine halbe Meile bis Versoi, eine Französische Stadt, welche man la folie de Choiseul nennt. Er ließ sie 1768 anlegen, um Genf zu schaden und den Handel desselben dorthin zu ziehen. Er ließ hier einen Hafen anlegen, Häuser und Kasernen bauen, legte auch eine Garnison hinein, und da dieß einige Millionen Livres gekostet hatte, gab man den Plan auf. Weit mehr hat Corouge, welches der König von Sardinien ein halb vierthelwegs auf der andern Seite von Genf anlegte, dieser Stadt geschadet. Corouge umfaßt itzt 5000 Menschen, und zieht viel an sich. Man nennt es in Genf, das Savoyische Altona.

Ich sah hier 1200 Genfische Bürger sich vor der Stadt in Waffen üben. Dieß gewährt einen stolzen Anblick. Jeder dieser Bürger war auf's schönste ausgerüstet. Ihre Uniform ist blau mit rothen Rabatten und weißen Unterkleidern. Um den Hut tragen sie eine schmale Goldtresse. Miene, Schwingung, Anstand, Feinheit der Montur, alles haben sie mit den Offiziers gemein. Zwischen diesen und den Gemeinen ist kein andrer Unterschied, als Kommando, Epaulet und Port d'Epee. Hast du Genfs Geschichte nicht gelesen, oder gelesen und vergessen, oder keins der Bücher zur Hand, worin du sie nachlesen kannst, oder keine Zeit Bücher nachzulesen, (einen dieser Fälle kann man ohne Beleidigung doch als möglich bey manchen voraussetzen) so darfst du, wenn du ein bißchen von der Freyheit, von der schönen Lage, von den großen Männern der Industrie, und von den vorzugreichen Sitten des merkwürdigen und berühmten Genfs wissen willst, in folgenden Schriften dich Raths holen:

Cäsar *) ist der erste Historienschreiber, welcher von Genf redet; vor seiner Zeit gehörte es den Allobrogen,

*) Der gelehrte Spon hat im ersten Thl. s. Hist. de Geneve 1730. 2 Vol. 4 p. 14. einen Prospekt von Genf, wie es zu der Römer Zeiten aussah, geliefert. Im 2. Th. S. 289 befindet sich eine Abhandlung von Rutini, mit einer Karte über den Wall, den Cäsar von Genf bis zum Berg Jura aufwerfen ließ, um der Helvetier Einfall abzuhalten, bis er seine Legionen gesammelt hatte, und gegen sie anmarschiren konnte.

brogen, einem mächtigen Gallischen Volke, welches das dermalige Savoyen und die Dauphine' bewohnte. Nichts konnte den Waffen der Römer widerstehen, und in Nyon wurde eine Colonia equestris gelegt. Dieß war eine Vormauer für Genf. Da die eindringenden Barbaren das Römische Reich zertheilten, mußte Genf, wie die übrigen südlichen Nationen, seine Herren oft wechseln. Unter den Nachfolgern Karls des Großen wurde Genf und die Landschaft Genevois mit dem Deutschen Reiche verbunden; es lag aber den Kaisern zu weit entfernt. Die Grafen von Genevois suchten sich unabhängig zu machen, während die Bürger in Genf ihre Freiheit zu befestigen und zu erweitern bedacht waren. Im J. 1401 begann eine neue Epoche in der Geschichte von Genf. In diesem Jahre verkaufte Kaiser Sigismund die Grafschaft Genevois an Amadeus VIII. einen der merkwürdigsten Fürsten in



konnte. Cäsar erzählt in seinen Kommentarien, dieser Wall sey 19000 Schritte lang, und sechzehn Fuß hoch gewesen, und in vierzehn Tagen fertig geworden. Die Inschriften, welche hier von der Römer Zeiten her gefunden, haben Spon und Abauzit (Newtons Freund und einer der gelehrtesten Männer, die zu Anfang dieses Jahrhunderts lebten) gesammelt; man findet sie im 2 Th. von Spons Geschichte. Die schönste ist mir die Grabschrift, welche ein gewisser Fulvius seinem Freunde Longinus, einem Libertus des Jul. Cäsar, setzte.

der Geschichte. Die Vorfahren desselben waren Anfangs bloße Herren von St. Maurice in der Republ. Wallis, die nach und nach Chablais, Faucigny, Pays de Vaud an sich gebracht, und in Piemont Fuß gefaßt hatten. Die Kaiser hatten sie zu Reichsgrafen, Reichsvikarien, und endlich diesen Amadeus zum Herzog von Savoyen erhoben. Dieser brachte es durch seine feine Politik dahin, daß das Baselsche Konzilium ihn zum Papst unter dem Namen Felix V. wählte. Auf seinen Kauf gründeten alle folgende Herzoge von Savoyen ihren Anspruch auf Genf. Dieser Anspruch war so sehr gefährlich, da Genf auf allen Seiten von dem Lande des Herzogs von Chablais, Gex und Pays de Vaud eingeschlossen war. Da aber der Kanton Bern im sechzehnten Jahrh. Pays de Vaud eroberte, da Karl Emanuel der Große Gex an Frankreich abstand, so erhielt Genf statt eines, drei Nachbarn, deren verschiedenes Interesse die Grundmauer zu seiner Freiheit ward. Im J. 1584 schloß es den Allianztraktat mit Zürch und Bern, worauf es seine dermalige Verbindung mit der Schweiz gründet. Doch Deputirte sendet es nicht nach Frauenfeld; dieß hat Savoyen beständig zu verhindern gesucht. Erst 1754 gab Savoyen seinen Anspruch an Genf auf, erklärte es für unabhängig, und legte Corouge an. Mit der Reformation im sechzehnten Jahrh. erhielt Genf die bürgerliche Verfassung, deren Hauptzüge unter häufigen Veränderungen noch itzt fortwähren. Calvin, welcher die Reformation ausbreitete, entwarf auch

die

die Grundgesetze, die noch itzt gelten. Der Religionskrieg in Frankreich und die Aufhebung des Edikts von Nantes trieben Schaaren von Huguenotten nach Genf, wo sie, wie überall in Europa, wo sie sich niederließen, Handel, Fabriken und Aufklärung mitführten. Nun nahm die Anzahl der Einwohner so sehr zu, daß man keine Bürger mehr bedurfte; man machte daher das Bürgerwerden schwerer als vorher. So entstanden die verschiedenen Klassen, in welche Genfs Einwohner getheilt sind, und dieß ist die Hauptursache zu den Unruhen gewesen, womit Genf verschiedenemal in diesem Jarhunderte heimgesucht wurde. Die wichtigste dieser Unruhen wurde 1762 durch Rousseau's Schriften veranlaßt. Die Regierung bestand damals wie itzt, aus einem kleinen und einem großen Rathe; die wichtigsten Staatsangelegenheiten, als Gesetze, Abgaben, wurden jährlich einem Conseil Souverain, d. i. allen versammelten Citoyens und Bourgeois, vorgelegt. Der kleine Rath ließ in dem angeführten Jahre Rousseau's Emile und Contrat Social vom Büttel verbrennen; denn in dem letztern hatte Rousseau die uneingeschränkte Demokratie vertheidiget. Rousseau befand sich gerade auf seiner Flucht von Paris, als er hörte, daß man auf diese Art ihn in seiner Vaterstadt behandelte, auch die Absicht habe, ihn, wenn er dahin käme, in Verhaft zu nehmen; er begab sich unter Friedrichs II. Schutz nach Neufchatel. Inzwischen versuchten seine Freunde in Genf, Vorstellung gegen dieß Edikt beim kleinen Rathe zu machen, und verlangten die

Zurücknahme desselben. Nun ward die Anfangs bloß Rousseau betreffende Frage zu einer allgemeinen; mehrere Bürger nahmen Theil an der Sache, und man behauptete: wenn man der Regierung über eine Sache Vorstellung thue, so sollte der Conseil Souverain die Sache abmachen. Die Regierung sprach dagegen, und behauptete: ihr stände ein droit negativ zu. Hiervon erhielten die von der Regierung den Namen Negatifs, und die Gegenpartei unter den Bürgern den Namen Represantans, welche Benennungen sie bis itzt beibehalten haben. Man schrieb Bücher, jeder für seine Partei. Zur Vertheidigung der Regierung erschienen die lettres ecrites de la campagne; Rousseau beantwortete diese in seinen lettres ecrites de la Montagne. Das Feuer und die Beredsamkeit, womit diese Briefe geschrieben waren, brachten die Bürger noch mehr auf, und die Regierung kam in die Enge. Der Französische Hof, die Kantone Bern und Zürich sandten Deputirte, welche einen Plan zur Vermittelung entwarfen, den aber die Bürger verwarfen. Choiseul sandte Truppen; da aber die Bürger sich nicht schrecken ließen, und Choiseul vielleicht fand, daß sie nicht so ganz Unrecht hätten, so wurden die Truppen zurück gezogen die Stadt ward sich selbst überlassen, und die Regierung mußte nachgeben. Durch ein Edikt von 1768 erhielten die Bürger das Vorrecht, die Hälfte der Mitglieder des großen Raths zu wählen, und jährlich vier Mitglieder, mit welchen sie mißvergnügt wären, aus dem kleinen Rathe herauszustoßen, (droit de Reflection) und von der

Na-

Natifs*) sollten jährlich fünf zu Bürgern aufgenommen werden. Dieß Edikt, besonders das droit de Reelection verdroß die Regierung; mit Vergennes Hülfe führte sie 1782 eine neue Veränderung ein, womit dieses droit aufgehoben wurde; es wurde ferner den Bürgern verboten, Vorstellung zu thun, Waffen zu tragen, ihre Zirkel (oder Klubbs, worin sie politische Gegenstände beredeten,) wurden aufgehoben; es wurde eine Garnison errichtet, nicht von Bürgern, sondern von gemietheten Soldaten, für die man Kasernen aufbaute. Zu gewaltsam war dieser Eingriff in die bürgerliche Freiheit, als daß man nicht eine neue Revolution zu befürchten haben sollte. Vergennes starb, und Neckers Zurückberufung in das Französische Ministerium gab den Gen-



*) Die Einwohner von Genf sind getheilt in Citoyens, Bourgeois, Habitans und Natifs. Citoyens heißen, die ein ausschließliches Recht zu allen Staatsämtern haben; ihre Väter müssen in Genf geboren seyn. Bourgeois heißen, die entweder selbst oder deren Väter das Bürgerrecht in Genf erhalten haben; diese können ihre Stimme im Conseil Souverain geben, können aber nicht in die Regierung kommen, noch Staatsämter erhalten. In Genf sind 24000 Einwohner, deren dritten Theil die Citoyens und Bourgeois ausmachen. Genfs herrliche Lage, die Annehmlichkeit des dasigen geselligen Lebens und die Industrie zieht manche Fremde hin, die sich gegen Benutzung gewisser Privilegien dort ansässig machen. Diese heißen Habitans, deren Kinder Natifs. Von diesen wird nun jährlich eine gewisse Zahl zu Bürgern aufgenommen.

fer Bürgern Hoffnung. Dazu kam folgender Anlaß, der 1789 alles in Flammen setzte.

Ein Herr der Regierung befürchtete, daß sein Sohn sich mit einer Schauspielerin verheirathen würde; er wirkte daher einen Befehl, Genf zu verlassen, gegen sie aus. Das Publikum schätzte diese Schauspielerin, auch hatte ihr Liebhaber seine Freunde. Einige Abende nach einander äußerte man im Parterre Mißvergnügen. Die Wache drang ein; die Fenster des Schauspielhauses wurden eingeschlagen, da es zum Handgemenge kam, und drei Personen, deren eine ein geborner Genfer und Offizier in Preußischen Diensten, wurden arretirt. — Während dieser Gährung und während des allgemeinen Mißvergnügens beging die Regierung die Unvorsichtigkeit, die Kornpreise zu erhöhen. Es entstand ein allgemeiner Auflauf; erfahrne Männer aus dem geistlichen und Civilstande ersuchten den kleinen Rath, das Edikt aufzuheben; man wollte das nicht, und befahl der Garnison Gewalt zu brauchen. — Der Pöbel bewaffnete sich, und ein Kapitän Fatis wurde erschossen. — Ein gleiches trauriges Schicksal traf eine Madame Richter, welche, ihr Kind säugend, am Fenster stand. Da man sah, daß die Garnison nichts ausrichten konnte, wurde das Edikt aufgehoben, und noch am nämlichen Abend ward alles ruhig. — Aber zwei Tage nachher, als die zwei getödteten Personen begraben werden sollten, brach alles wieder in Flammen aus. Die Regierung, welche einen Aufstand befürchtete, hatte die Garnison beordert, im Gewehr zu stehn, und völlig auf einen Angriff gefaßt

faßt zu seyn. Dieß erbitterte die Gemüther; man überfiel die Garnison, entwaffnete sie, und bemächtigte sich der angesehensten Personen in der Stadt. — Darauf kamen Deputirte von beiden Seiten; man entwarf ein neues Konstitutionsedikt, welches nach Verlauf von neun Tagen dem Konseil Souverain vorgelegt, und mit 1321 gegen 52 Stimen angenommen wurde. Man erhielt die Erlaubniß zu jenen Klubbs, und das Recht, Waffen zu tragen, und eine Bürgermiliz zu errichten, wieder — aber man erhielt keine Preßfreiheit, kein droit de Representation, kein droit de Reelection; und daher giebt es noch manche Mißvergnügte.

Genf hat in der gelehrten Welt eine weit größere Rolle gespielt als in der politischen. Zum Beweise dessen mußt du das vortreffliche Werk: Histoire litteraire de Geneve par Jean Sennebier, Ministre de St. Evangile et Bibliothecaire de la Republique 3 Vol. 8. 1786 lesen. Hier findest du Kalvin, Beza, Burlamaqui, Casaubonus, Scaliger, die gelehrten Männer in der Familie Godefroy, le Clerc, Turretin, Spanheim, Bonnet, Tissot, Saussure u. s. w. Keine Lebensbeschreibung wird dich mehr als Rousseau's interessiren; sie ist nach meinem Bedünken meisterhaft ausgearbeitet.

Mallet, welcher, so wie Roger und Reverdil, so viel dazu beitrug, unser Vatrland den Ausländern vortheilhaft bekannt zu machen, lebt frei von Geschäften auf seinem Landgute außerhalb Genf; er ist unvermählt und schwächlich. Seine letzte Arbeit ist eine

Ueberſetzung von Coxe's Reiſen in Norden, wozu er eine Reiſe in Norwegen, wo er 1755 war, gefügt hat.

Rouſſeau ſagt in ſeiner Heloiſe von Genf: Je ne crois pas, qu' il ait nulle part au monde des epoux plus unis et des meilleurs, que dans cette ville. La vie domeſtique y eſt agreable et douce; on y voit des maris complaiſans et presque d' autres Julies; les deux ſexes gagnent de toutes manieres à ſe donner des travaux et des amuſemens differens, qui les empechent de ſe raſſaſſier l' un de l' autre, et font, qu' ils ſe retrouvent avec plus de plaiſir. Ainſi s' aiguiſſe la volupté du ſage, s' abſtenir pour jouir, c' eſt la philoſophie, *c'eſt l' Epicureisme de la raiſon.*

In einigen Tagen gehe ich nach Frankreich, von wo aus ich, wie bisher, dir Nachrichten, und zwar von einem Lande, worauf meine ganze Aufmerkſamkeit geſpannt iſt, mittheilen will. Du wirſt ſagen: Nimm dich aber in Acht, daß deine Nachrichten und Urtheile nicht einſeitig noch parteiiſch ausfallen. Wohl, theuerſter Freund! Was ich auch itzt für eine Partie nehmen mag, ich reiſe nun nach Frankreich ſelbſt, um alles näher zu unterſuchen; um der rechtſchaffenen*) Ariſtokraten, Mou-

*) Rechtſchaffne Ariſtokraten! mancher eifrige Demokrat wird ſich überden Ausdruck wundern; dieß Wort hat aber eine ſehr verſchiedne Bedeutung. Es ſind diejenigen, welche dieſer Namen in der ſchlimmſten Bedeutung verdienen — die ſie ſowohl unter dem Bürger- als Adelſtande, und dieſe

Mouniers und Bally-Tolendals, Gründe mit denen ihrer Gegner zusammen zu halten, um besser, als man es nach den widersprechenden Zeitungsnachrichten und Parteisagn vermag, Fakta gegen Grundsätze und deren Folgen abzuwägen. Finde ich da mein Urtheil unrichtig, mit Freuden werde ich es umändern. Ueberzeugung ist die Führerin des Mannes: folgt er dieser, so hat er sich weder etwas vorzuwerfen, noch etwas zu befürchten. Daß die Französische Nation zwei Jahrhunderte hindurch von ihren Fürsten und Rathgebern so sehr mißhandelt ist, wie keine Kolonie auf Erden; daß nach dem Grundsatze. Könige und Beamtete aller Klassen sind des Volks wegen, nicht das Volk ihrentwegen da, eine Revolution in diesem Reiche nothwendig war; daß eine Revolution ohne Gewaltthätigkeiten ein Berg ohne Thal ist, nur dem denkbar, der die Geschichte nicht kennt, und keinen Begriff von Staaten und Menschen hat; daß, so sehr ein Bürger diese Unglücksfälle, wo sie nicht nothwendig sind, abzuwehren suchen muß, so wenig er sich, sie da zu finden, wundern darf, wo sie nothwendig sind, wo sie eine Hauptkur für eine gefährliche Seuche sind; daß, nachdem ein Nationalkongreß, das ist, Deputirte des Reichs vom Könige zusammenberufen und vom Grundgesetze berechtiget, sich versammelten, es deren Pflicht ist, nicht

bloß

diese sind oft weit ärger. — Es sind diejenigen welche bloß vom Pöbel, dem nur Extreme denkbar sind, so genannt werden.

bloß in die Taschen ihrer Konstituenten zu greifen, sondern alle wirkliche Mißbräuche, und wären sie auch noch so alt, auszurotten; daß, ungeachtet eine vollkommene Gleichheit in dieser Welt eine Chimäre ist und bleibt, es doch die Pflicht weiser Gesetzgeber ist, das Willkührliche darin so viel möglich aufzuheben; und endlich: daß, ungeachtet die Worte Freiheit, Aufklärung, Menschlichkeit, so wie die entgegengesetzten, Aristokratie, Despotism und Unduldsamkeit, in unsern Tagen sehr abgenutzte, schlecht verstandene, oft mißbrauchte Namen sind, sie deshalb nicht minder wichtig sind, um richtig verstanden und richtig gegen einander abgewogen zu werden — von allem diesem bin ich überzeugt, und dieß kann meine Reise in Frankreich nicht abändern. Doch es sind noch mannigfache wichtige Fragen übrig, die nur auf der Stelle selbst beantwortet werden können. Wie dem allen auch sey, so stimme ich vollkommen einem edlen Preußischen Adlichen bei, welcher in Berlin zu mir sagte: er hoffe, die Französische Revolution würde, wenn sie auch keinen andern Nutzen hätte, doch den haben: daß man sich Mühe geben würde, sie in andern Staaten unnöthig zu machen.

---

## 15.

Genf, den 20. Sept. 1791.

Zu einer Zeit, in welcher die meisten Europäischen Städte durch Verschwendung und Armuth, Reichthum und Eitelkeit, Freiheit und Sklaverei, die wie Lappen einer Narrenkappe sich durch einander mischen, verdorben sind, findet man nach Kennerausspruch, in Genf musterhafte Sittlichkeit. Das schöne Geschlecht ist, so weit meine Erfahrung reicht, nirgends liebenswürdiger als in der Schweiz, und in der Schweiz nirgends mehr als in Genf *). Freiheit, Anständigkeit, Bonton, mit

*) Von der berühmten Dem. Maria Huber aus Genf, welche 1753 in Lyon starb, und welche außer andern Schriften sich vornehmlich durch: Les systemes des Theologiens anciens et modernes sur l'etat des hommes separés des corps en XIV. Lettres 12. Lettres sur la Religion essentielle à l'homme 8. Londres 1739. bekannt machte, sagt Sennebier: „Wenn man ihre Schriften liest, sollte man sie nicht für ein Frauenzimmer — und wenn man sie reden hört, sie nie für eine Schriftstellerin halten.“ Ich habe in der Schweiz verschiedene Frauenzimmer kennen gelernt, die mit wirklicher Gelehrsamkeit Eigenschaften, die ihnen Liebe und Achtung erwarben, verbanden.

mit Einem Worte: Grazie, ist dort allgemein über dasselbe verbreitet, zum Beweise, daß diese Eigenschaften sich nicht auf einen einzelnen Stand beschränken, sondern Geschenke der Erziehung, so wie Zeichen guter Sitten und Belohnung edler Freiheit sind. Gewöhnlich geht die bürgerliche mit der moralischen Freiheit Hand in Hand; die letzte ist immer verdorben, wo die erste entweder uneingeschränkt oder unterdrückt ist. In Genf und in Zürch, wo die bürgerliche Freiheit beinah genau so groß ist, als sich's mit einer wohlthätigen Ordnung verträgt, hat die moralische einen Anstrich, eine Miene erhalten, die sie äußerst liebenswürdig macht. Nirgends fand ich ein edleres Freundschaftsband zwischen Gelehrten und Künstlern, hörte sie nirgends mit ungezierterer Freude ihre wechselseitigen Verdienste erheben, und unleidenschaftlicher mit einander streiten, als in Genf. Ich bin der Meinung, daß ein Moralist, der seine Sittenlehre aus der wirklichen Welt abstrahiren wollte, nichts besser thun könne, als sich hier eine Zeit lang niederzulassen; und wäre er so glücklich, eine treue Schilderung dieser liebenswürdigen Stadt zu liefern, wahrlich, er würde durch dieß Geschenk der Welt mehr nutzen, als die Galanterien von Wien und Berlin ihr geschadet haben.

Man hat in Genf ein Theater, auf welchem viermal in der Woche gespielt wird; aber sowohl Logen als Parterre sind leer. Die Ursache: In einigen Familien herrscht ein Vorurtheil gegen das Schauspiel und dessen Einfluß auf die Sitten; in den mehrsten ist's die Annehmlichkeit, die sie im geselligen Umgange genießen, und die

sie

sie für alles andre schadlos hält. Ein jeder Mann oder jedes Frauenzimmer von Erziehung hat eine Assemblee für jeden Abend in der Woche, wohin sie auf kürzere oder längere Zeit, je nachdem ihre Geschäfte es zulassen, hingehen. Hier wird gesprochen, gestrickt, in Karten gespielt, Thee getrunken, man geht und kommt — alles mit einer bezaubernden Freiheit und Behaglichkeit. Ich hatte einen Brief von Frau H** in Bern an eine Dame in Genf. Gleich nach meiner Ankunft lieferte ich ihn ab, und erhielt von ihr am folgenden Tage eine Karte mit folgender Einladung:

Mdselle — presente ses compliments empressés a Monsieur — et lui fait proposer dans le cas, où il n' auroit pas d' autre engagement, de la conduire aujourd' hui dans une soirée: s' il n' etoit pas libre aujourd' hui, et qu' il le prefere demain, ou apres-demain, ce seroit à son choix, et Mdselle — seroit charmée de tout ce qui pourroit lui convenir: mais elle le priera de vouloir bien se rendre chez elle apres 6 heures celui de ces jours qu' il preferera. Lundi 12 Septembre.

Zufolge dieser höflichen Einladung war ich so glücklich, Zugang in diesen Assembleen zu erhalten, wo ich Gelehrte, Rathsherren, Offiziere, Frauenzimmer, und das übrige, dessen ich oben ewähnte, fand. Ich habe dir diesen Zettel abgeschrieben, damit du sehn könnest, wie ein Genfer Frauenzimmer sich gegen eine fremde, ihr empfohlne Mannsperson zu nehmen weiß. Ich will dir noch mehr sagen: Diese meine Dame war nicht schön; aber sie besaß

die

die Gabe, nicht zu geniren, und doch Achtung zu finden. Ich habe hernach mit mehrern ihres Geschlechts Bekanntschaft gemacht, von welchen ich dasselbe rühmen kann.

Unter den Gelehrten, die ich hier kennen zu lernen die Ehre hatte, war Prof. Bertrand, ein Mann von 60 Jahren und ein Schüler Eulers. Sein vorzüglichstes Werk besteht aus zwei Quartbänden, und führt den Titel: Developpement nouveau de la partie elementaire de Mathematique prise dans toute son etendue. Geneve 1778; ein Werk, das von Kennern so sehr wie er selbst von jedermann geschätzt wird. Tronchin, Verfasser der Lettres de la campagne. Die Familie Tronchin ist eine der reichsten und geachtetsten in Genf. Auf les Delices, einem Sommerhause, eine halbe Meile von Genf, welches Voltaire, eh er nach Ferney flüchtete, besaß, lebt ein alter ehrwürdiger Mann des Namens, welcher noch in einem Alter von 87 Jahren sich ein Vergnügen daraus macht, Fremde in seinem herrlichen Gemähldekabinette herumzuführen. Mit tiefer Ehrfurcht bewunderte ich die Munterkeit und das Gedächtniß, womit er mir so mannigfache Dinge in Betreff dieser Sammlung erzählte. Hier hängen Stücke von Rubens, von Liotard und von unserm Juul, deren Beurtheilung ich Kennern überlasse. Er hat selbst einen Katalog sowohl über die Sammlung, welche er vor einigen Jahren an die Kaiserin von Rußland verkaufte, als über die Stücke verfertigt, die er noch besitzt. Auch der berühmte Arzt, Theodor Tronchin, welcher

cher vor einigen Jahren starb, gehörte zu der Familie. Er war ein Schüler Boerhavens, und einer der ersten Aerzte, welche die Inokulation in Europa ausbreiteten. Der Herzog von Orleans war der erste, welchem er in Frankreich die Blattern einimpfte. Er vereinte sich mit Rousseau, um alle Mütter zum Selbstsäugen ihrer Kinder zu überreden; und seit der Zeit ward es in Europa zur Mode. Er starb 1781, und eine Schaar von Armen folgte seiner Leiche bis an's Grab.

Zweimal war ich in einer Gesellschaft von Geistlichen, die sich Donnerstags und Sonntags versammeln. Um fünf Uhr kommen sie zusammen, trinken Koffee und Thee, essen Früchte und Kuchen, und gehn um acht aus einander. Ihre Unterhaltung ist freimüthig, und war für mich sehr interessant. Morgen ist wieder Zusammenkunft, und ich sehne mich nach der Ehre, mich wieder unter so manchen würdigen Männern, die alle meine Väter seyn könnten, zu finden. Unter denselben will ich dir den Prof. Claparede nennen, welcher durch sein Buch gegen Rousseau: consideration sur les miracles 1765. 8. und andre gelehrte Abhandlungen, wie die dissertatio critica de vetere Palaestina 1769. 4. sich bekannt gemacht hat. Mouchon*), Prediger bei einer der Kirchen,

*) Die Geistlichkeit in Genf und dem dazu gehörigen Lande (welches fünf und eine halbe Quadratmeile beträgt) besteht aus Pasteurs und Ministres. Pasteurs nennt man die, welche mit Gehalt von der Regierung bei den Kirchen angesetzt sind; Ministres sind Kandidaten, welche man gleich

chen, ein trefflicher Redner und Verfasser des wichtigen und kolossalischen Werkes: Table analytique et raisonnée des matieres contenues dans l' Encyclopedie 2 Vol. Fol.

Man hat mir auf meiner Reise keine Frage öfter vorgeworfen als die: ob man in Dännemark Unruhen zu befürchten habe? Die Frage war mir jedesmal willkommen, denn sie gab mir Gelegenheit über dieses Land zu reden, und ich beantwortete sie mit dem, meinem Vaterlande schuldigen Stolze, und mit dem warmen Dankgefühl, das unsre Regierung von jedem Bürger zu fodern berechtigt ist. — Diese Frage ward denn auch, als ich zum erstenmal in diesem gelehrten Zirkel war, an mich gewandt. Bei meinem zweiten Besuch hatte ich die Freude, daß ein alter beinah neunzigjähriger Mann, der älteste Prediger in Genf, Hr. Waldkirk, einen Band des Esprit des Journaux mitbrachte, aus welchem er der Gesellschaft eine Beschreibung oder vielmehr Lobrede unsers Kronprinzen vorlas. Einige versicherten: sie wüßten keinen Prinzen, der gegenwärtig eine so ungemischte Achtung in ganz Europa besäße, als er. Alle wünschten, sie

gleich beim Examen ordinirt oder konsakrirt, wie's in der reformirten Kirche heißt. Sie sind verbunden den Pasteurs zur Hand zu gehen, haben aber keine curam animarum, und leben der Hoffnung, bei Erledigungen angesetzt zu werden. Hr. Mourd, welcher durch seine Predigten so ausgebreiteten Beifall sich erwarb, ist Ministre, und lebt auf einem niedlichen Landgute, welches er in Savoyen, eine kleine Meile von Genf, besitzt.

sie möchte mit den Jahren steigen; sie wäre mit dem Beifall seines Herzens, und mit der Liebe seiner Unterthanen unzertrennt verbunden. Wünschen möchte ich dir, daß du bei dieser schönen Szene gegenwärtig gewesen wärst.

Die Bibliothek in Genf besteht aus ungefähr 40,000 Bänden, und besitzt eine ansehnliche Sammlung von Handschriften, welche Sennebier in seinem Catalogue raisonné des Manuscrits conservés dans la Bibliotheque de la Ville et Republique de Geneve. 1779. 8. beschrieben hat. Sennebier ist erster Bibliothekar, und steht hier in großer Achtung. Eine Reise, auf welcher er gerade itzt begriffen ist, beraubt mich, leider, des Glücks ihn zu sehen. Doch hat der zweite Bibliothekar, Hr. Amy Martin, mir die Bibliothek gezeigt, und mir alle Nachrichten, die ich wünschen konnte, ertheilt. Unter die dasigen Seltenheiten gehört eine Editio princeps vom Homerus. Flor. 1488. fol. Unter den Handschriften befindet sich eine von Wichtigkeit, eine Iliade aus dem dreizehnten Jahrhundert; unter jeder Linie steht eine Griechische Paraphrase mit einer Menge, zum Theil aus Eustathius gezogener, Anmerkungen auf den Seiten.

Hier findet man einen Servetus de Trinitatis Erroribus libr. 7. 1531 8. welcher für 600 Livres angekauft ist; in Paris gab man 2000 Rthl. für dieses Buch. An einigen Blättern war etwas weggebrannt, und die Vermuthung, es sey eins von denen, welche aus den Händen des Büttels gerettet worden, war schuld,

daß man eine so große Summe dafür bezahlte; ferner ein Ciceronis officia von 1466. Iohannes Fust — non atramento plumali canna neque aerea sed arte quadam perpulchra, manu Petri de Gernsheim, pueri mei feliciter effeci finitum — und was das seltenste in der ganzen Sammlung ist: ein Evangeliarium oder Biblia pauperum von 1440, die erste, welche mit beweglichen Typen gedruckt wurde.

Ueber die Handschriften kann ich nichts sagen, außer denen, über welche Sennebier etwas hat drucken lassen. Unter allen diesen ist keine sowohl für den Bibliographen als Historiker merkwürdiger, als das Fragment du compte des depenses faites dans la maison de Philippe le Bel, pendant les six derniers mois de 1308 fol. Tablettes sur bois enduit de cire avec un Style. Sennebier hat es weitläuftig S. 145 beschrieben. Wenn man diese schwarzen Tafeln, und die beinah ausgestrichne Schrift sieht, wird einem die fast unglaubliche Mühe begreiflich, die der berühmte Mathematiker und Philosoph, Gabriel Cramer aufgewandt haben muß, um so viel davon zu dechiffriren, als Sennebier abdrucken ließ.

In Bonnets Hause befindet sich ein Däne, mit Namen Plötz, welcher seltne Naturgaben besitzt. Hr. Clemens hatte mir in Berlin einen Brief an ihn mitgegeben, und ich kann ihm diese Bekanntschaft nicht genug verdanken. Er war 1772 in der Kapelle, als er Dännemark verließ, und nach Genf kam, wo seine Talente ihn mit Bonnet bekannt machten; er

ward Freund dieses großen Mannes, und siebzehn Jahre sein täglicher Gesellschafter. Er wird hier von den besten Künstlern für ein treffliches mechanisches Genie erkannt. Neulich hat er der Kunstakademie in Genf eine neue Art Pantograph, oder Storchschnabel, von seiner eignen Erfindung geliefert. Auch hat er ein Physiognograph, womit er die Angesichte in fünf Minuten kopirt, in der Arbeit. Er zeichnet, nach Kennerausspruch, vortrefflich auf Email; und eine nicht bekannte Weise, das Elfenbein zu präpariren, macht, daß seine Miniaturgemählde an Schönheit die mehrsten, die ich von der Art sah, übertreffen. Er versteht zehn verschiedene Instrumente zu spielen. Ein Musikus, Namens Henze, ein sich in Genf aufhaltender Russe, welcher für einen der ersten Violinisten in Europa gehalten wird, versicherte mich, daß unser Landsmann seltne Talente für die Musik besitze. Der Fürst Reuß und der Herzog von Modena haben ihm ansehnliche Anerbietungen gemacht; aus Liebe zu Bonnet aber, bei welchem er völlig wie ein Sohn lebt, hat er sie ausgeschlagen. Er hat die Insekten zu Bonnets Werke gezeichnet. Seine Freundschaft verhalf mir zu dem Glücke einer halbstündigen Unterredung mit Bonnet, ungeachtet des Verbots des Arztes. Eines Morgens früh um sechs Uhr ging ich von Genf ab, und kam halb acht Uhr nach Genthoud. Bis halb eilf Uhr verging mir die Zeit unter Betrachtung der schönen Natur, und unter dem Rauchen einer Pfeife in dem Lusthause, in welchem Bonnet manche seiner unsterblichen Werke diktirte, und mit Betrachtung der

Kunstwerke und Einrichtungen Plötzens. Dann wurde ich zu Bonnet geführt. Ich sprach mit vielen großen Männern auf meiner Reise, und ihre Größe wirkte gewaltig auf meine Kleinheit; aber nie so stark, als die Nähe dieses großen, guten, unsterblichen Mannes. Er hat beides, Gesicht und Gehör, beinah verloren. Er kennt niemand, außer wer ihm sehr nahe ist; und hört nur vermittelst eines Rohrs. Ich brauchte die kurze Zeit dazu, ihm von des Etatsraths Rothe Kommentaren über seine Betrachtungen zu erzählen. Ich merkte deutlich, daß ihm dieß Freude und seinem Gespräch Leben gab. Seit der letzten Ausgabe, sagte er, habe er manche Zusätze gesammelt, und ließ den Band seiner Werke holen, welcher mit Blättern, worauf die Zusätze geschrieben standen, dicht durchschossen war. Er wies mir eins, das einige Verbesserungen des Orang-Outangs nach Camper enthielt, welcher größere Verschiedenheit zwischen dem Menschen und Orang-Outang, als man vorher angenommen hatte, entdeckte. Dieß hindert indeß nicht, daß man dieses Thier als das Glied, welches der Menschen und Thiere Kette zusammen hält, anzusehen hat. Er hatte diese Anmerkungen dem Russischen Uebersetzer gesandt, und wollte, wie er sagte, sie auch dem Etatsrath Rothe mit Vergnügen senden, sobald er erführe, daß er sie wünsche. — Die halbe Stunde war ein Augenblick. Er sprach viel, man sagte zu viel, und ich mußte gehn. Ich hatte ihn doch gesehn, mit ihm gesprochen, und seinen Segen erhalten. — Seine tägliche Lebensweise ist jetzt folgende: Gewöhnlich, wenn er sich

wohl

wohl befindet, steht er um sieben Uhr auf, liest sein Morgengebet und ein Kapitel in der Bibel; dann trinkt er Kaffee oder Chokolade; sein Sekretär kommt, dem er Briefe diktirt. Da er Mitglied fast aller Europäischen Akademien und gelehrten Gesellschaften ist, so hat er einen übermäßig großen Briefwechsel. Darauf läßt er sich vom Sekretär bis Mittag vorlesen. Um ein Uhr speist er, hält dann Nachmittagsruhe, spaziert, wenn das Wetter es zuläßt, in seinem Garten, spielt Schach, und hat gewöhnlich ein oder andern Freund bei sich zu Abend. Um eilf Uhr geht er zu Bette. Er ist 71 Jahr alt, besucht niemanden, sieht aber, wenn er wohl auf ist, gern Gesellschaft bei sich.

Nich weit von Bonnet wohnt ein Mann, der auch seiner, obwohl keiner so ungemischten, Unsterblichkeit gewiß ist. Necker wird, so lange es Geschichte giebt, mit Hochachtung genannt werden; aber dieser Heiligenschein wird ihn nicht von allen Seiten umstrahlen. Bonnet wird bewundert werden, so lange es Wissenschaften in der Welt giebt, und zwar von allen, die von ihm reden hören, sie mögen seine Schriften gelesen haben oder nicht, sie mögen ihn als Schriftsteller oder als Menschen kennen. Es wird Neckern nach seinem Tode so gehn, wie es ihm bei seinem Leben ging: man wird genau den Finanzminister vom Staatsminister unterscheiden. Während sich der Parteien mehr noch, wenn die Zeit ihre erste verblendende Heftigkeit abgekühlt, vereint haben werden, um den ersten mit Hochachtung zu nennen, so wird doch selbst die Partei, welche mit der

Wahrheit den Mittelweg geht, viel an dem Staatsminister auszusetzen finden. Will man ihn als Mensch beurtheilen, so sind seine moralischen Verdienste mit einem Firniß von Eitelkeit überzogen, welcher selbst seiner eifrigsten Verfechter Bewunderung hinderlich ist *). Du wirst

*) In seiner letzten Schrift: Sur l' administration de M. Necker par lui meme 1791 wird man überall Beweise hiervon finden. Wenn man Personen, die ihn genau kennen, versichern hört, daß alles, was er über sich selbst sagt, wahr sey, so muß man zugeben: er sey ein sehr rechtschaffener Mann; wenn man aber liest, mit welcher Art er dieß alles über sich selbst sagt, so kann man unmöglich läugnen, daß er viel Eitelkeit besitzt. Bald nach Erscheinung dieser Schrift kam Mounier nach Capet hinaus. Necker ging mit seiner Tochter, Baronesse Stael, in seinem Garten spazieren. Sobald sie Mounier sah, bat sie ihn, er möchte ihr sein Urtheil über ihres Vaters Schrift sagen. Diese Frage setzte den Mann in Verlegenheit; da sie es aber durchaus wissen wollte, und Necker gegenwärtig war, antwortete er mit dem Scharfsinn und der Erfahrung, die ich an ihm zu kennen das Glück habe: „Sie zwingen mich, Madame, zu meinem Urtheile — ich würde Ihren Vater sicher durch bessere Gründe, aber nie in einem so schönen Style zu vertheidigen gewußt haben.“ — Mounier war Präsident in der Nationalversammlung, als Necker 1789, im Julius zurück berufen wurde. Zwei Monate nachher bewogen die schrecklichen Szenen des 6. Oktobers Mounier, die Nat. Vers. und nach den größten Lebensgefahren, zugleich mit Lally Tolendal, Paris und Frankreich zu verlassen. Er war in Genf, als Necker ein Jahr nachher nach manchen Gefahren, vornehmlich in Arles

wirst leicht glauben, daß ich den Mann, der die Aufmerksamkeit von Europa so sehr auf sich zog, zu sehen und auch wohl mit ihm zu reden wünschte; daß ich keinen Weg, um dazu zu gelangen, unaufgesucht ließ. Da er aber sehr eingezogen lebt, und keiner von denen, an welche ich addressirt war, ihn persönlich kannte, griff ich zu folgendem Mittel: Als ich mit dem Kammerjunker von der Lühe von Nyon, wo ich bei Reverdil gewesen, Capet vorbeifuhr, sandten wir unsre beiden Karten auf's Schloß, und ich schrieb auf eine Karte: Un gentilhomme et un — Danois souhaitent vivement le bonheur de pouvoir presenter leur devoir à un Seigneur, qui intereſſe toute l' Europe, et desirent de sçavoir le moment, quant ils pourront esperer ce bonheur. — Sogleich wurden wir mit der äußersten



les sur l' Aube und Vesoul, hier Sicherheit suchte. „Welch eine Bizarrerie, schrieb Mounier an Neckern, so wie dieser ankam: dasselbe Wesen, welches vor wenig Zeit die Ehre hatte, das Schreiben, welches Sie zurück verief, zu unterzeichnen, schickt Ihnen jetzt dieß Billet.“ — Necker hat viel Achtung und Freundschaft für Mounier; man sieht sie oft auf Capet bei einander, ob sie gleich über manche Punkte der Konstitution, vornehmlich über den wichtigen, welcher als der Henkel an der neuen Konstitution anzusehen ist: über des Königs Veto, ganz verschieden denken. Necker war für das suspensive Veto; Mounier für das absolute, wie in England; und es ist noch sehr die Frage: ob nicht Necker sich in dieser wichtigen Sache eben so sehr durch acclamation du peuple, als Mounier durch Grundsätze und Erfahrung leiten ließ?

Höflichkeit aufgenommen. Necker n fanden wir in seinem Garten mit seiner Gemahlin und einigen Damen. Nachdem wir unsre Entschuldigungen angebracht, und sowohl er als sie auf die verbindlichste Weise versichert hatten, daß sie uns gerne sähen, entfernten sich die Damen, und er erwies uns die Ehre, eine halbe Stunde mit uns im Garten zu spazieren. Früher als wir wünschten, mußten wir Abschied nehmen, um zeitig genug nach Genf, wo das Thor um sieben Uhr geschlossen wird, zurück zu kommen. In der kurzen Zeit fragte er mich: „welche Sprache man in Dännemark rede? ob sie von der Schwedischen sehr verschieden sey? was man in Dännemark über die Französische Revolution urtheile?“ Ich antwortete: es gäbe sowohl bei uns, als überall, Parteien; im Ganzen aber sey man nirgend wegen der Folgen ruhiger als da. Er wunderte sich über unsre Preßfreiheit; fragte: „wie es mit der Bauernangelegenheit gehe? und wer vornehmlich dieß Werk einrichte? Die Schweden, sagte er, reisten mehr als die Dänen, und man habe mehr Nachrichten von Schweden als von Dännemark.“ Ich nahm mir die Freiheit, ihm gegen das letzte zu erinnern: daß in Dännemark weit mehr als in Schweden zur Aufklärung der Nordischen Geschichte gearbeitet wäre; daß, wie ich glaubte, die Ursache, warum Schweden in den letztern Zeiten mehr als mein Vaterland in Frankreich bekannt wäre, theils in der größern Verbindung mit Frankreich, theils darin zu suchen sey, daß einige der wichtigsten historischen und statistischen Werke in Schweden in Französischer Sprache erschienen

seyn,

seyn, wie von Canzler, Catteau, Michelezzi' Memoires de Hordt u. a. — Neckers Aeußeres ist für den, der ihn zum erstenmal sieht, unbeschreiblich imponant; es ist weder Herzbergs schlichte Simplizität, noch des Mainzischen Kanzlers zuvorkommende Höflichkeit. Seine erhabene Miene, die jede Verstellung zu verwerfen scheint, setzt den Fremden in einen Abstand, der seine Zunge bindet, bis er Gedanken und Ausdruck genauer mit einander abgewogen hat.

Ein paar Tage nachher führte Professor Martin mich zu Mounier. Welch ein Unterschied zwischen diesem und dem Gespräch ein paar Tage vorher! Kaum hatte ich eine Viertelstunde mit ihm zu reden das Glück gehabt, als die Geradheit und Güte, womit er meine Fragen beantwortete, mich es ganz vergessen lehrte, daß ich mit einem vormaligen berühmten Präsidenten der Nationalversammlung sprach. Viele seiner Fragen an mich betrafen Dännemark, und er war ungewöhnlich begierig, sich über dessen gegenwärtige Verfassung belehren zu lassen. Er hatte den Mallet gelesen, beklagte aber, daß er bei dem so wenig Aufklärung über den Ursprung des Lehnwesens gefunden habe. Ich nannte ihm Roche's Werk, als das einzige klassische, das wir hierüber hätten; und er bat mich, ich möchte ihm einen Auszug oder Rezension davon, die zu seinem Zweck paßte, senden, im Fall ich niemand auftreiben könne, der es in's Französische übersetze. Die Heftigkeit, mit welcher er beinah gegen alles sprach, was die Nationalversammlung dekretirt hatte, und was er alles zur Vertheidigung

der vorigen Verfassung anführte, war von Parteilichkeit nicht frei; meine tiefe Achtung für ihn, machte es mir wirklich schwer, ihm Nachsucht, die ich doch deutlich in manchem sah, was er über die Nationalversammlung sagte, anzuschuldigen. Er verbindet, nach dem Urtheile Vieler, mannigfaltige Kenntnisse mit einem durchdringenden Scharfsinn, und mit einer bezaubernden Beredsamkeit.

Zwei Stunden war ich wohl bei ihm gewesen, als Graf Lally Tolendal in die Thüre trat. Ich fand an ihm einen schönen Mann, einen Mann von Welt.

Voila Monsieur, sagte er zu mir, nous deux freres de Fortune!

Er war erst vor kurzem von Turin, wo er sich vermählt hatte, zurück gekommen, und reist von hier nach Irland, woher seine Familie stammt. Er schrieb zwei Jahre vor dem Anfang der Revolution ein Trauerspiel, welches, wie ein Genfer, der es gelesen, mich versicherte, Szenen enthält, die in Absicht auf die Revolution als Prophezeihung anzusehen sind. Es ist nur noch Handschrift.

Das Wetter war, wie beinah den ganzen Sommer durch, angenehm, und da wir den Nachmittag durch geplaudert hatten, gingen wir aus, brachten den Abend mit Spazierengehen hin, und trennten uns um acht Uhr.

## 19.

Lyon, den 28. Septbr. 1791.

Drei Wochen hatte ich mich beinah in Genf aufgehalten, als ich es eines Morgens früh verließ, und mich schon nach Verlauf von zwei Stunden in Versoix auf Französischem Grund und Boden fand. Hier ward mein Koffer ziemlich genau durchsucht, worauf ich einen Bewisschein erhielt, um ohne weiteres Visitiren frei durch ganz Frankreich gehen zu können. Hier zeigte ich auch meinen Paß, den ich für einige Sous vom Französischen Konsul in Genf erhalten hatte. Gegen Mittag traf ich auf die bekannte Stelle, zwischen Coulonge und Chatillon, wo die Rhone sich unter der Erde wegstürzt, und nach einem kurzen Laufe auf der andern Seite wieder hervor kommt. Man hatte den Felsen, unter welchem der Fluß wegläuft, gesprengt; da aber die großen, bloß durch Bersten von einander getrennten Steinmassen noch da liegen, so ist das Sprengen von keinem Nutzen gewesen. In Chatillon speiste ich mit einem Chevalier, der, um die Grenzen zu bewachen, mit einigen hundert Nationalgardisten dort lag. Da Chatillon einsam liegt, und die Emigranten die Gegend umher verödet haben, wunderte ich mich nicht, ihn seinen Posten

ten langweilig nennen zu hören; noch weniger darüber, daß er den König von Schweden: notre ami nannte. Wenn die neue Konstitution, wie manche fürchten, mehrere solche Vertheidiger an den Französischen Grenzen besitzt, so wird es den Feinden derselben nicht an Stellen fehlen, wo sie Bresche schießen können. — In Cerdon, welches ohngefähr zwischen Genf und Lyon in der Mitte liegt, sah ich die erste Nationalszene, worin ich die neue Konstitution spürte. Ein Savoyarde stand auf einem Stuhl, und begeisterte vermittelst seiner Violine und seines Gesanges eine Menge verzückter Bauern mit Liebe zur neuen Konstitution. Nahe bei ihm war eine Leinwand ausgespannt, worauf einige Mahlereien die Begeisterung durch die Einbildungskraft zu erhöhen dienten. Z. B. ein Bauer, welchem zwei Offiziere den Rock abzogen; ein Mönch, welcher mit einem Beutel voll Geld von einem Verstorbenen weglief, u. s. w. Nie, mein Freund, hörte ich das Wort Aristokrat mit so vieler Ernsthaftigkeit an, als da dieser Ehrenmann es mit einer von den Bergen wiederschallenden Stimme ausschmetterte, und zugleich mich anzusehen mir die Ehre erwies. Man erwartete in diesen Tagen überall, daß die königliche Sanktion die Emigranten zur Zurückkunft bewegen werde; es konnte mir nicht gleichgültig seyn, ob man etwa in diesem begeisternden Augenblicke mich für einen der Emigranten nahm; nachdem ich also einige Augenblicke die strengste Neutralität beobachtet hatte, ging ich fürbas.

Die

Die erste Tagreise, welche ich durch Frankreich machte, zog sich durch lauter Schweizerische herrliche Gegenden, über steile Berge, durch schmale Thäler und durch ein Volk hin, in deren Augen ich oft ein: vivre libre ou mourir! las. Von Genf bis Lyon hat man 21 Französische Posten, iede Post zu zwei Französischen Lieues (etwas mehr als eine Dänische Meile) berechnet, zu machen. Zwei Tage und zwei Nächte war ich unterwegs, und kam Vormittags zu Lyon an. Tags zuvor war des Königs Sanktion proklamirt, und man hatte den Abend die ganze Stadt erleuchtet. Man sagte mir: es würde diesen Abend ein Stück, Wilhelm Tell, gratis gegeben werden. Obgleich ich wohl vermuthete, daß dieß Gratis den Eingang nur dem öffnete, welcher stärkere Glieder als ich hatte, ging ich doch hin, um beim Eingange einen Theil des Publikums dieser grossen Stadt zu betrachten. Schon eine Stunde vor der Oeffnung war der Marktplatz vor dem Theater so voll von Hoffenden, daß kaum der dritte Theil darin Platz finden können, und von allen Seiten ward der Zulauf noch immer größer. Mit Verwunderung bemerkte ich, daß mehr als zwei Drittheile dieses Menschenhaufens, deren Neugier die Furcht übertäubte, — Frauenzimmer waren. Die Thüren öffneten sich, man stürzte hinein, und bald nachher wieder durch die Fenster heraus; man merkte auch nicht, daß, indem das Schauspielhaus voll, der Marktplatz leerer wurde. Abends fand ich mich wieder beim Ausgange ein. Da war ein Theil der Stadt erleuchtet. Der Marktplatz vor dem Theater war

jetzt noch vollgedrängter, als da man hinein drang. Die ganze zusammen gelaufene Horde zertheilte sich in einige hundert tanzende Gruppen, aus deren Munde ein tausendfältig zusammen klingendes ça ira über den größten Theil von Lyon erscholl, und manchen nöthigte, seine Grundsätze zu verläugnen und mit zu singen.

Am folgenden Tage ging ich auf die Bibliothek, welche zweimal in der Woche geöffnet wird. Das prächtige Gebäude, worin sie sich befindet, war vordem ein Jesuitenkloster, welches, als der Orden aufgehoben wurde, an die Patres oratorii überlassen, und zu einem Gymnasium eingerichtet wurde. Bibliothek, Kirche, Lage, alles stellt ein ewiges Denkmahl der Macht, des Reichthums und Geschmacks dieses Ordens auf. Man hat eine bezaubernde Aussicht von der Bibliothek über die Rhone bis in Dauphine', und über 55 Französische Meilen bis Montblanc. Mein Führer sagte mir: Von den 62 Schlössern, welche in Dauphine' zerstört wurden, konnte man aus den Fenstern der Bibliothek den größten Theil in Rauch verschwinden sehen. Er beschrieb mir diesen Anblick mit einem so ruhigen und teuflischen Wohlbehagen, daß ich ihm gern hätte sagen mögen: Lieber würde ich mit Nero Rom in Brand gesteckt, als hernach ruhig mit ihm zugesehen haben. Nach Aufhebung des Jesuiterordens wurde eine Kommission zur Verwaltung der Einkünfte dieses Klosters niedergesetzt; diese fand eine Summe von 42,500 Livres. Man foderte keine Rechenschaft bis 1790; da fand sich's, daß das Kloster 60,000 Livres schuldig war: eins von den

mannigfachen Beispielen, wie die öffentlichen Mittel in Frankreich verwaltet wurden. Es sind 33 patres oratorii, welche hier wohnen; sie sind clerici saeculares, und stehen dem Erziehungswesen vor. Nur funfzehn von diesen haben den neuen Eid geleistet, und dieß sind alle die ältsten; die jüngsten ließen sich von ihrem Erzbischof Malboeuf verleiten, welcher sie versicherte, der König würde nie sanktioniren, und sie unter den besten Versprechungen aufmunterte zu trotzen. Nun ist er durch die Flucht dem schrecklichen Hasse des Pöbels entgangen, und diese Verlassenen sind in die traurigste Verfassung gesetzt. Gern legten sie itzt den Eid ab; aber sie werden nicht dazu gelassen. Sie müssen nach einigen wenigen Tagen den Ort räumen, wo sie von Jugend an lebten, und wo sie ihre Tage glücklich hätten enden können. Und wohin? Ihre Eltern, zum Theil Bauern, stoßen sie mit Verwünschungen von sich. Ich sah einige von ihnen, und ich glaube nicht, daß sie in dem Augenblick ihr Schicksal tiefer gefühlt haben als ich. Gern hätte ich sie angeredet, aber ich vermocht' es nicht. — Die Bibliothek besteht aus einer ansehnlichen Sammlung, deren Wahl dem Sammler Ehre macht. Unter den Seltenheiten derselben befindet sich ein Evangeliarium in Folio, welches, wie man mir sagte, von Karls des Großen Zeit herrührte; vorn stand geschrieben: Mfr. de Baluze, etant à Lyon le 15. Jul. 1701, voyant ce Manuscrit dans notre Bibliotheque le juge ancien d'environ 800 ans. Ein prächtiger Kodex von Plinii historia naturalis, welcher, wie man dafür hält, aus dem

vierzehnten Jahrhundert sich herschreibt, mit verschiedenen Lesarten am Rande; alle Anfangsbuchstaben sind vergoldet. Dieß ist der schönste Kodex, den ich noch sah. Der Großfürst von Rußland war dreimal auf der Bibliothek um ihn zu sehen, und bot ansehnliche Summen dafür. — Eine Apokalypsis auf Pergament, mit vortrefflichen Zeichnungen ohne Farben; über manche Figuren ist eine Leichtigkeit und Grazie gegossen, die man aus der besten Zeit der Griechen herschreiben sollte. Zur Dänischen Geschichte fand ich die Baselsche Ausgabe des Saxo. Zwischen ihn und den guten Johannes Magnus hatte man sehr unrichtig Crusii annales Suevicorum aufgestellt. Inzwischen machte es mir Spaß, zwei Folianten die Scheidung zwischen zwei Werken machen zu sehen, deren Verfasser, hätten sie zu Einer Zeit gelebt, sich gewiß einander in den Haaren gelegen hätten. — Uebrigens sind hier mehr Wechsel als Bücher im Umlauf, wie mich der bekannte Deutsche Dichter Matthison, der sich hier ein paar Jahre aufgehalten, versicherte.

## 17.

Paris, den 14. Okt. 1791.

Ich ließ mich zur Diligence in Lyon, welche dreimal in der Woche nach Paris fährt, und fünf Tage unterwegs ist, einschreiben. Man kann unmöglich mit wenigern Kosten, mit mehr Bequemlichkeit, und in kürzerer Zeit reisen, als mit dieser Diligence. Du wirst dieß einräumen, wenn ich dir sage, daß man nur 100 Livres für die Person bezahlt, um mit funfzehn Pfund Gepäck (für jedes Pfund Uebergewicht werden fünf Sous bezahlt,) 56 Posten, oder zwischen 60 und 70 Dänische Meilen, zurück zu legen, und daß man auf der ganzen Reise Mittags und Abends, und zwar treffliche Mahlzeiten, obendrein erhält. Mit Extrapost kann man freilich schneller vorwärts kommen; wer aber schneller reist, reist entweder in Amtssachen, oder wie ein Narr. Am Abend vor meiner Abreise aus Lyon begegnete mir, als ich an der Table d' Hote speiste, folgendes: Mir zur Seite saß ein Ingenieuroffizier, der erst vor kurzem von Korsika gekommen war. Ich gab mich mit ihm in's Gespräch, und fand an ihm einen artigen und vernünftigen Mann. Er erzählte mir: Paoli lebe in Bastia, wo er sehr geschätzt werde; sein Einfluß auf der Insel sey

unbeschreiblich groß; er sey mit schuld, daß Korsika sich der neuen Konstitution unterworfen; Paoli denke zu edel, als daß er einen andern Grund, als die Ueberzeugung, die neue Konstitution sey für die Korsikaner wohlthätig, dazu gehabt haben sollte. Ich befragte ihn über den Charakter der Korsikaner. C'est un bon peuple? pas? Er sah die ihm zur Seite sitzende Dame, vermuthlich seine Gemahlin, an. Monsieur croit que c'est un bon peuple. — Oh, sagte sie, ils sont tous fourbes, mechants, traitres. — Madame, ils n'ont pas le bonheur d'être aimés de vous. — Kaum hatte ich dieß gesagt, als eine Stimme meinen Namen mit den Worten aussprach: Wo kommen Sie her? Elektrisirt von dieser mir bekannten Stimme, springe ich vom Stuhl auf, und sehe einen Menschen vor mir, den ich in meiner ersten Verwirrung nicht kenne. Ich sehe und sehe, und erkenne endlich den Lieutenant Hohlenberg. Daß er in einem der drei Tage, die ich dort war, nach Lyon kommt; daß er gerade in dem nämlichen Gasthofe, worin ich bin, absteigt; daß er gerade diesen Abend an der Table d' Hote sich befinden mußte, welches äußerst selten sich trifft, das alles war ein eben so großes Glück, als es ein wahres Unglück für mich war, daß mich die Diligence Morgens um fünf Uhr erwartete. Nihil est ab omni parte beatum. Er war ein paar Stunden vorher mit der Diligence von Paris gekommen, dachte sich ein paar Tage in Lyon aufzuhalten, und so bis Toulon und Marseille zu gehen.

Am 29. Septbr. genau um fünf Uhr schiffte ich mich auf dem Saone-Fluß ein, denn die erste anderthalbe Tagsreise bis Chalons fährt man durch diesen Fluß. Ich kann mit Recht sagen: wir fuhren, da man beinahe sowohl in der Schweiz als Frankreich nach Regen geseufzt hatte, und das Wasser an manchen Stellen sehr seicht war. Die Pferde, welche das Schiff an der Küste hinzogen, waren zwölf an der Zahl vor das Schiff gespannt, und zogen es so schnell bald rechts hin, bald wieder links hin, und kreuzten uns solchergestalt fort, daß ich mich mehr als einmal wunderte, wie wir Schiffsspur behalten konnten. So verdrießlich gleich die Langsamkeit diese Schiffahrt machte, so abwechselnd und sicher war sie doch. Ueberall sah ich Land, und das ist bei Wasserfahrten gerade was mir lieb ist. In Chalons bestieg ich die Diligence, eine entsetzliche Maschine, von zwei Stockwerken; ich saß nebst noch sieben andern in dem ersten, so ruhig wie in der besten Kutsche. Desto schlechter waren die über uns auf l'Imperiale (so nennt man das Dach des Wagens,) sitzenden placirt. Diese Stelle ist weder bequem noch ehrenvoll; und doch ward ich dort eines Herrn mit dem Ludwigskreuze gewahr. Man spannt nach Beschaffenheit des Weges sechs, acht bis zehn Pferde vor diesen Wagen; und wo's nicht über Anhöhen geht, rollt dieses Haus mit allen seinen Meublen und Bewohnern rasch von der Stelle. Bei mir im Wagen saßen vier Franzosen aus Marseille; einer hieß Bandili, und war zum Deputirten in der Nationalversammlung gewählt. Dieß war ein vernünftiger Mann,

der manche Kenntnisse besaß. Der andre war ein cidevant Graf de Clarv, ein höflicher und witziger Mann. Die beiden übrigen waren so unerträgliche Menschen, daß ich mehr als einmal das Ende der Reise wünschte. Sie besaßen eine Höflichkeit, die zudringlich, und zugleich eine Rohheit, die bald beleidigend ward. Beide waren, so wie Bandili, eifrige Demokraten; und doch fluchten sie sowohl auf Mirabeau, als Barnave, die Königin und die ganze vorige Nationalversammlung. Endlich kam ich nach fünf Tagen in die Vorstadt St. Antoine; nun währte es aber noch eine volle Stunde, eh' ich durch eine Strecke dieser Welt an das Posthaus gelangte. Beinah' der ganze Abend verstrich damit, daß wir von einem vollen Wirthshause zum andern gewiesen wurden, um ein Bett zum Schlafen zu erhalten; drei Tage mit Aufsuchung von Zimmern, und mit Besuchmachen, und der Himmel weiß, wie viel Zeit die Besehung aller hiesigen Merkwürdigkeiten fordern mag! Noch habe ich nicht damit anfangen können, da eine dicke Backe und Zahnweh mich fünf Tage zu Hause hielt. Am Tage nach meiner Ankunft gab ich einige Addressen ab, die mein alter Göttingischer Freund, Professor Martin in Genf, mir an Mallet du Pan, den Verfasser des politischen Artikels im Mercure de France, und an Bitaubé, den Uebersetzer des Homer und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin, mitgegeben hatte. So ein eifriger Aristokrat der erste ist, so ein warmer Demokrat ist der letzte. Da beide sich viel Mühe gegeben, die Konstitution kennen zu

lernen, so halte ich es für mein großes Glück, mit Männern von beiden Parteien umgehen zu können; dieß ist das einzige Mittel, der Wahrheit näher zu kommen. Mallet saß gerade und erklärte mir die mit dem Studium der Französischen Revolution verbundnen Schwierigkeiten, als Malouet, das berühmte Mitglied der vorigen Nationalversammlung, in die Thüre trat. Niemand, fuhr er fort, kann Ihnen diese Schwierigkeiten besser aufklären, als dieser Mann. Die Hauptschwierigkeit liegt in den manchen falschen Rapporten, welche die Nationalversammlung von den Kommittirten erhalten hat. Wer eine Geschichte der Revolution schreiben will, muß sonach zuerst die Archive der Kommittirten durchsuchen; denn auf ihre Rapporte kann er sich nicht verlassen. Bei Bitaubé, einem alten würdigen Manne, traf ich mich mit dem Abbé Gregoire in Gesellschaft, welcher Bischof in Blois ist, und in der vorigen Nationalversammlung eine bedeutende Rolle gespielt hat. Er ist ein warmer Vertheidiger der Revolution, und hat verschiedenes zur Vertheidigung der Freiheit der Mulatten (gens de couleur) in den Kolonien geschrieben. Er arbeitet an einem Werke über die Juden, und bat mich, ihm Data über die Anzahl, Privilegien, Einschränkungen, über die Verfassung derselben in Dännemark zu verschaffen. Außer diesen beiden Addressen hatte ich auch einen Brief an den Banquier Gautier, bei welchem ich mit Bentin, dem Redakteur des Moniteur, eines sowohl in als außer Frankreich geschätzten Blattes, Bekanntschaft machte. Doch wird dieß Blatt

von einem andern übertroffen, welches ich jetzt halte, und wovon ich einen Theil der ersten Blätter, um den Zusammenhang zu sehen, während meiner kurzen Gefangenschaft durchlesen habe. Es heißt: Le Logographe, Journal National. Es kommt, wie der Moniteur, an jedem Tage in Folio, oft anderthalb Bogen stark, und in drei Kolumnen getheilt, heraus, und kostet den Subskribenten monatlich 6 ½ Livres. Es hat vor dem Moniteur den wichtigen Vortheil voraus, daß es die Reden, Rapporte und Briefe aller Mitglieder, die in der Nationalversammlung verlesen und gehalten werden, Wort für Wort enthält. Es arbeiten funfzehn Personen daran, welchen ein Platz in der Tribune der Nationalversammlung bestimmt ist, um nach einer bestimmten Einrichtung jedes Wort niederschreiben zu können. Hodey ist Redakteur, und theilt diese Sachen, ohne das mindeste Raisonnement, jeden Tag dem Publikum mit. Die erste Seite enthält Nachrichten aus andern Ländern. —

Da ich hier nur so kurze Zeit gewesen, so kannst du keine wichtige Nachrichten von der neuen Legislatur, noch andre politische Merkwürdigkeiten, dir versprechen. Barnave ist gegenwärtig von allen Mitgliedern der vorigen Nationalversammlung am meisten verhaßt. Man beschuldigt ihn, er habe seine Denkart von dem Tage an, da er bei dem Könige im Wagen saß, und von der Nähe der Königin sich bezaubern ließ, geändert. Laut beschuldigt man ihn der Bestechung, und in allen Gassen sieht man ihn mit zwei Gesichtern und einem Beutel mit Geld

abgemahlt. Vor einigen Tagen ließ ihn Bailly warnen, er möchte auf seine Sicherheit bedacht seyn, weil zwischen ihm und Lameth gefährliche Gährungen entständen.

In der Nationalversammlung bin ich noch nicht gewesen. Das Gedränge ist so stark, daß man sich nicht anders als mit Hülfe eines Billets von einem der Mitglieder hinein wagen kann; und ein solches habe ich noch nicht erhalten können.

Von unsern Landsleuten befinden sich hier in Paris, außer denen zur Gesandtschaft gehörigen: Lieutenant Hoyer, welcher in einigen Tagen nach London reist, Kammerjunker Sames, welcher Charge' d' Affaires in Madrid gewesen, und Konferenzrath Clasen.

## 18.

Paris, den 7. Novbr. 1791.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Paris ging ich in die, ihrer Bauart, Bestimmung und vortrefflichen Aussicht wegen berühmte St. Genevievenkirche. Ich trieb mich auf den Thurm hinauf, und übersah von dort diese unmäßig große Stadt von Osten zu Westen, von Süden zum Norden. Einige Zeit durch stand ich über diesen großen Anblick verzückt, als die Schönheit ihr Bezauberndes verlor, und kältern Betrachtungen Platz machte. Von diesem Erdflecke aus — dachte ich — breiten sich über ganz Europa Wissenschaften und Laster, Eitelsinn und Sittenlehre, Staatskunst und Intriguen, feinere Sitten und Adelstolz. Hier stand 500 Jahre lang:

Cet affreux palais de la vengeance,
Qui renfermoit souvent le crime et l'innocence.

Es wurde in Einem Tage in Trümmer verwandelt, und die Macht desselben, die es aufführte und mißbrauchte, sank mit ihm zugleich in Trümmer. Dort der schreckliche Platz, dessen furchtbare Laternen ein Pöbelszepter waren, welche die Gerechtigkeit eben so sehr als die Ba-

stille

stille verabscheuen muß. Hier war es, wo vor mehr als 200 Jahren eine verführte Königin, und wo neulich ein verführter Pöbel zwei Nächte zu den schauderhaftesten in der Geschichte schufen. Hier siehst du im Palais Royal alles, was die Erde an Pracht, Wollust und Zeitvertreib aufzubringen vermag; dort in der Sorbonne die Ueberreste der Weisheit des Mittelalters; mitten drin so viele Akademien und schöne Geister, deren tiefsinnige, witzige, geschmackvolle Werke Europa aufklärten, unterhielten und verdarben. Da siehst du Klöster zu Klubs umgeschaffen, und Kirchen, in welchen Freiheit gepredigt wird, und der Majestät des Volks Altäre errichtet werden. Hier findest du 27 öffentliche Schaubühnen, die über die Hälfte Wirkung der neuen Freiheit sind; sie ruft hier, wie in Rom, durch den Mund des Pöbels: Panem et Circenses! Du staunst hier den interessantesten, den schauderhaftesten Fleck des Erdbodens an. Unvermerkt erwärmten mich diese Betrachtungen. Meine erste Verzückung über die vor mir sich ausdehnende Welt fand sich wieder ein; meine Gedanken, wie mein Blut, geriethen in Unordnung; und in dieser Verfassung verließ ich den Kirchthurm. Gerade an dem Tage hatte ich ein Eintrittsbillet zum Jakobinerklub auf vierzehn Tage erhalten; dahin ging ich nun. Ich trat in eine alte Klosterkirche, deren Kanzel in eine Tribune, und deren Altar in einen Tisch für einen Präsidenten und einige Sekretäre verwandelt war, über welchen Mirabeau's Büste prangte. Von einem schmalen Gange des Bodens hoben sich auf allen Seiten Bänke,

eine über die andre, in Form eines Amphitheaters hervor, auf welchen zwischen 6 bis 700 Mitglieder saßen. An beiden Enden des Saals befanden sich verschiedene Gallerien, zu welchen das Publikum freien Zugang hatte. Mein Führer schaffte mir einen guten Platz, der Tribune gerade gegenüber, und auf einer der obersten Bänke, wo ich gut sehen und hören konnte. Es war gerade, wie mein Führer sagte, einer der unruhigsten Abende, welches mir nicht schwer zu glauben war. Camille-Desmoulins, der nämliche, welcher, als Necker verwiesen wurde, in's Palais-Royal fuhr, und durch eine feuervolle Rede den Pöbel zu seiner Zurückberufung bewog; der erste in Frankreich, welcher die Nationalkokarde an den Hut steckte; der Verfasser einer der dreistesten und schamlosesten periodischen Blätter: Les Revolutions de France et de Brabant: dieser eifrige Patriot bestieg die Tribune, und verlas eine Abhandlung, die von Anfang zu Ende eine Satire auf die vorige Nationalversammlung enthielt, und in welcher selbst Fayette, Bailly, und mehrere genannt und lächerlich gemacht wurden. Einige lobten, andre riefen: à bas! à bas! andre: non Monsieur! andre: à l'ordre! à l'ordre! Der Präsident zog das Klöckchen; hier und da standen Mitglieder auf und riefen: Monsieur le President! je demande la parole. Hier und da drangen einige Donnerstimmen durch diesen schrecklichen Lärm, der zuletzt so heftig ward, daß ich ein Handgemenge fürchtete. Einige verlangten: er müßte nicht weiter lesen; andre: die Freiheit bestände darin, seine Meinungen zu äußern; wieder

andre:

andre: man könne ihn nicht verstehen, ein andrer solle die Abhandlung zu Ende lesen, welche letztre Fodrung durch Stimmenmehrheit beschlossen wurde. Ich hörte, indem ich aus dem Saal ging, in einem Vorgemache verschiedne Parteien heftig über diese Rede streiten. Einige sagten, Voltaires Witz sey mit Rousseau's Wohlredenheit verbunden; andre schrien: er werde durch den Hof geleitet, um die Gesellschaft zu theilen und zu stürzen. Es war zwar keiner der folgenden Abende, an welchen ich dort war, so stürmisch; doch Unwetter fehlten an keinem. Jeden Augenblick riefen einzelne Mitglieder, welche hier und da verstreut saßen, um Ordnung zu halten: à l'Ordre! jeden Augenblick klingelte der Präsident; jeden Augenblick ward ein Redner durch Klatschen unterbrochen, das nie heftiger war, als wenn eine witzige Grobheit gegen die Minister, gegen die ci-devant Adlichen und gegen den König selbst ausgestoßen wurde. Vor einigen Tagen hörte ich M. Cambon, ein Mitglied der Nationalversammlung, Montmorin (Minister der auswärtigen Angelegenheiten,) wegen des Rapports, welchen er der Nationalversammlung über die Antwort der Europäischen Höfe auf des Königs Sanktion ertheilte, denunziren. Er sagte, der Rapport *) sey, so wie die Antwort aller Höfe, eine Belei-

*) Gehört habe ich Montmorins Rapport in der Nationalversammlung zwar nicht, habe ihn aber nachher im Druck gelesen, und ich finde darin nichts, das ein billiges Mißvergnügen aufzureitzen fähig wäre. Was konnte er dafür, daß die Antwort der mehrsten fremden Höfe kurz und dop-

pel-

Beleidigung der Nation; sie hätten beinah' alle nichts anders geäußert, als den Wunsch, daß diese Verändrung zum Besten des königlichen Hauses ausfallen möchte; selbst

pelsinnig war? Durfte er sie ausführlicher machen, oder ihnen eine Erklärung geben, die sie nicht hatten? Man hält sich über den Ausdruck: fonctions penibles auf, wodurch er einmal vorher den König um seinen Abschied gebeten haben will. Man denke sich aber in der gegenwärtigen Krisis welchen Französischen Minister man will; es gehört viel dazu, einen Mann, der Ehre oder Glück zu verlieren hat, zu erhalten, welcher, selbst gegen ein so ansehnliches Gehalt, als ihnen bestimmt ist, (100,000 Livres) sich den ewigen Denunziationen, dem Pöbelhasse, den Demüthigungen und der Verantwortlichkeit aussetzt. Man denke sich einen Kriegsminister, beschäftigt mit Organisirung einer Armee, wo es keine Offiziere und keine Subordination giebt; welcher in der Nationalversammlung denunzirt, und von dem behauptet wird, er habe das Zutrauen der Nation verloren, weil er nicht schnell genug 1200 ledige Offizierästellen besetzen, 60,000 Gewehre schaffen kann, u. s. w. Man denke sich einen Minister der inländischen Angelegenheiten, welcher über die mannigfaltigen Corps administratifs, Direktorien für die Departemente, für Distrikte, Munizipalitäten zu wachen hat, deren manche mit ihrer neuen Macht einen Begriff verbinden, welcher sich der vernichteten Souveränität nähert; der für Befolgung der Gesetze in einem Lande sorgen soll, wo die Freiheit zu jung und die Gesetze zu neu sind, als daß diese überall verstanden, und jene nicht mißbraucht werden sollte. Man denke sich einen Justizminister in einem Reiche, wo die Heftigkeit der Parteien, die manchen abgesetzten Geistlichen und die fremden Kabalen unauf-

selbst der, über ein freies und stolzes Volk regierende König von England rede von Sujets. Ludwig XVI. hätte durch die Annahme der Konstitution ihnen keinen — Dienst unaufhörliche Klagen nähren, wo man noch keinen Civil- und Kriminalkodex hat, der zu der neuen Form paßt, die man der Freiheit und dem Eigenthume, zugleich auch den Prozessen und Richtstühlen gegeben hat. Man überdenke dieß alles, und wundre sich nicht, daß irgend ein Minister in Frankreich, voraus ein Minister der ausländischen Angelegenheiten, welcher diese beschwerliche Stelle unter der vorigen Regierung verwaltete, die Verrichtungen derselben bei der itzigen Regierungsart zu den fonctions penibles rechnet, da zur Uebernahme derselben Muth gehört. Er hat in seinem Rapport die Jakobiner durch folgende Ausdrücke am meisten erbittert: Er redet von den Mitteln, welche der König, um dem Reiche innern und äußern Frieden zu verschaffen, anwenden will, und setzt hinzu: Mais ces moyens ne sont pas tous au pouvoir du Roi, et les ecrits pervers, qui l'outragent chaque jour, et qui restent impunis, peuvent faire douter, que l'autorité soit respectée & que la confiance soit retablie. — Ce n'est pas, je le sçais, le vrai patriotisme, qui cherche ainsi ou à decourager le Roi, ou à repandre des doutes sur la sincerité de ses intentions, puisque ceux, que l'on regarde comme les ennemis de la Constitution, tiennent le meme language. — Je sçais que ce reproche ne doit être adressé qu'à ces hommes, dont les troubles & les dissensions forment tout le patrimoine et fondent toutes les esperances. — Diese und mehrere Erinnerungen sind mit Würde, mit Muth und zur rechten Zeit gesagt; niemand wird dieß läugnen, welcher die Beschaffenheit

Dienst geleistet; sie hätten ihn selbst angenommen, weil sie ihn haben wollen. Er hätte bloß durch die Annahme der Konstitution seine Krone angenommen, die sie ihm gegeben. — Nachdem man eine Viertelstunde lang hierüber geklatscht hatte, schlug er vor, den folgenden Tag diese Motion in der Nationalversammlung zu machen, daß la haute cour nationale sogleich eingerichtet; daß Montmorin von der Nationalversammlung vorgeladen werden solle; daß, ungeachtet er seinen Abschied genommen, ihm verboten werden solle, das Reich zu verlassen, bevor er wegen seiner Ministerialverwaltung Rechenschaft abgelegt habe. — Wenn man betrachtet, daß der Jakobinerklub in der That als ein Unterhaus, wo alle Sachen von Wichtigkeit debattirt werden, ehe sie in der Nationalversammlung vorkommen, anzusehen ist; daß gegen 300 dieser Nationalversammlung Mitglieder des Klubs sind, und hier die Meinung annehmen, die sie in der Nationalversammlung durchsetzen; daß ferner gegen 500 mit einander verbundne Klubs im Reiche sind, die durch immerwährenden Briefwechsel und durch Denunziationen ihre Verbindungen mit demselben erhalten; daß er nicht, wie die Nationalversammlung, eine ab-



senheit der Umstände und den Geist, der im Jakobinerklub herrscht, kennt. Die Patrioten müssen nie, am wenigsten unter solchen Umständen, schlafen; es giebt aber einen gewissen Mittelweg, welchen verständige Männer mit kaltem und gutem Blute nie verlassen, und von diesem ist man im Jakobinerklub sehr weit entfernt.

abwechselnde, sondern eine stehende Gesellschaft ist, deren politischer Reformationsgeist der Abgott des Pöbels und das Schrecken der ausübenden Macht ist: so zweifle ich, daß jemals eine einfachere unauthcrisirte Gesellschaft da gewesen ist, deren Einfluß so mächtig und so weit greifend war, als dieser Klub. Ich läugne nicht, daß ich hier Reden hörte, welche mir für einzelner Männer Kenntnisse, Scharfsinn und Liebe zur wahren Freiheit tiefe Achtung einflößten; und unter diesen setze ich Röderer, Mitglied der vorigen Nationalversammlung, oben an. Oft aber hörte ich auch enthouslastischen Nonsens, eine Weisheit, die das heiligste Band der Gesellschaft zu lösen abzielte, oft ungereimte Vorschläge und offenbare Widersprüche beklatschen, so daß ich für die Gesellschaft selbst keine Achtung haben konnte. Denunziationen sind ihre gangbare Münze. Ich will einige Beispiele anführen, welche zugleich diesen merkwürdigen Klub charakterisiren können; ich führe nur das an, was ich selbst hörte und sah. Röderer verlas als Präsident eines Abends einen Brief aus Worms, worin die schlechte Verfassung der Emigranten geschildert wurde. Es stand unter andern darin: daß eine Menge Offiziere in einem Kloster zusammengepfropft (entassés) lägen; bei diesem Worte klatschte man. Dieß war so unedel, daß meine Achtung für Röderer auf's höchste stieg, als er mit einer Stimme, die alle zum Schweigen brachte, sagte: „Meine Herrn, Ausdaurung im Unglück macht den wahren Soldaten, und gerade diese Wärme giebt uns Hoffnung, daß diese

unbestechlichen Soldaten des Despotismus einst bessere Vertheidiger der Freiheit werden; nicht das Unglück verdient Verachtung." — Am nämlichen Tage war die Nachricht gekommen: der König von ** erkenne die Sanktion des Königs aus dem Grunde nicht, weil er nicht frei gewesen. Dubois-Crance, ein angesehenes Mitglied der vorigen Nationalversammlung, ein Mann von ungefähr 50 Jahren, mit scharfen Gesichtszügen und einer ernsthaften Römischen Gesichtsbildung, stand auf und hielt eine Rede, worin Ideen, Stärke und Interesse lag. „Ihr denunzirt, sagte er, unaufhörlich die Minister, und sprecht von ihrer Verantwortlichkeit; ich denunzire heute die Repräsentanten des Französischen Volks. (Es entstand Lärm.) Wenn die Gesellschaft, sagte er, mich nicht ruhig anhören will, so setze ich mich." Von allen Seiten erscholl: oui! oui! und er fuhr fort. Er beschuldigte die Nationalversammlung Indecenz, Unwirksamkeit und Mangel an Zusammenhalten. „Es ist bekannt, sagte er, daß 200 Patrioten durch ihre Einigkeit in der vorigen Nationalversammlung die neue Konstitution, trotz einer weit größern Majorität, trotz Armee, Intriguen und tausend Gefahren, erschufen. Hier in dieser Gesellschaft sind ungefähr 300 Deputirte; warum sind diese Patrioten nicht Eines Sinnes? warum lernen sie einander nicht kennen? warum unterstützen sie einander nicht, um der Nationalversammlung die Kraft und Würde zu schaffen, die sie, wenn sie des Volkes Vertrauen verdienen soll, haben muß? So lange die Nationalversammlung diese besitzt, so lange fürchte ich

nicht die Emigranten, nicht alle Fürsten von Europa. Wenn der König von * * die Freiheit meines Vaterlandes anzugreifen kommen wird, er mag kommen! — Ha! die Freuden meines Lebens hab' ich verloren, (er verlor erst neulich eine Gattin, die er sehr liebte) nur die Freiheit ist mir noch übrig. Hier schwör' ich's, ich werde auf das Porsenna-Feld eilen, und diese dolchbewaffnete Hand soll die Freiheit Frankreichs rächen." — Auf diese, mit unaussprechlichem Nachdruck ausgesprochenen Worte erfolgte ein fortwährendes Klatschen und Schreien, oder besser, ein Bravo- und Hurragebrüll, welches sehr feierlich war. Als er ausgesprochen, standen verschiedene Deputirte nach einander auf, um alle ihre Mitkollegen zu ersuchen, daß sie sich am morgenden Tage um sechs Uhr im Jakobinerklub einfänden, um nähere Abrede wegen einer Koalition zu nehmen, die eine coté droit und coté gauche, wie in der vorigen Nationalversammlung war, wieder einführen könne. Der Herzog, oder wie er hier schlechtweg heißt: Monsieur d' Orleans, saß vor mir auf einer Bank, und man machte mit ihm gar keine Umstände. Seine Gesichtsbildung verspricht nicht viel Charakter, ist aber doch eben so wenig unangenehm als seine Figur. Er ist von seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Penthievre, geschieden, und hat zwei Söhne, welche gleichfalls den Jakobinerklub besuchen; den ältsten habe ich von vielen rühmen hören. Die wichtigsten Personen, die ich außerdem noch reden hörte, sind: ci-devant Marquis Sillery, Mitglied der vorigen Nationalversammlung, und

mit einem der aufgeklärtesten Frauenzimmer in Frankreich, die sich durch ihre Schriften über Erziehung sehr bekannt gemacht hat, vermählt; Düs-Saulx, ein alter und gelehrter Mann, welcher sich vornehmlich durch eine Schrift, histoire de jeu depuis les anciens temps, bekannt machte; Collet d' Herbois, ein Mann von Genie, der erst Schauspieler, nachher Theaterdichter war, und zwei Abende hinter einander die Gesellschaft mit Vorlesung eines Almanac de Constitution in dialogischer Form verfaßt, unterhielt. Pere Girard, der berühmte Französische Bauer, welcher zur vorigen Nationalversammlung deputirt war, erzählt und erklärt aus demselben den Bauern seiner Gegend die wichtigsten Artikel der neuen Konstitution. Ich glaube zwar wohl, daß sein Almanach durch die Rezitirung, in welcher man den gewesenen Schauspieler verspürte, gewonnen habe; doch bin ich ziemlich gewiß, daß auch kein kundiger Leser Natur, Naivetät und Interesse darin vermissen wird. Außer Röderern hörte ich noch zwei Männer als Präsidenten reden, die kaum etwas anders mit einander gemein haben, als daß beide weit eifrigere Demokraten sind, als man von dem Stande des einen, und von der Philosophie des andern erwarten sollte. Abbe' Fauchet, Bischof von Calvados, war einer dieser Männer; er, der so oft beide Geschlechte vom Predigtstuhl und von der Tribune durch sein Organ, seine Wohlredenheit und Figur hinriß, er ist ein geborner Präsident, aber man muß ihn hören und sehen. Man glaubt nicht, wenn man ihn liest, das es Reden desselben Man-

nes

nes sind. Vor einigen Tagen sagte er auf Veranlassung der unbeeidigten Priester öffentlich in der Nationalversammlung: Pourquoi — ces cohortes d' Abbés, Prieurs, et Beneficiers de toute espece, qui n'etoient auparavant remarquable que par leur affêterie, leur inutilité, leurs intrigues, & leur licence, & qui le font maintenant par un fanatisme affecté, par une fureur active et — contre la liberté! — Das Resultat seiner Rede war ein Vorschlag gegen sie, den Sie gewiß in den Zeitungen gelesen haben, und der alle gute Bürger gegen ihn aufgebracht hat. — Der zweite ist auch Mitglied der Nationalversammlung, d' Alemberts Freund, und vielleicht unter allen Gelehrten Frankreichs derjenige, welcher gegenwärtig den mehrsten Ruf hat: Marquis Condorcet. Er präsidirte am letzten Abend meiner Besuche im Jakobinerklub, aber ohne alle Würde. Er sah sich, während er redete, nach einer von beiden Seiten um, als ob er jemand fragte, was er sagen solle? Ich verstand, so undeutlich war seine Stimme, nicht ein Wort von dem, was er sagte; und ich hörte mehrere, die ihn sowohl in der Nationalversammlung als in der Gesellschaft der Wissenschaften hörten, darüber klagen. Unter seinen Schriften ist: Vie de Turgot. Londres 1786. 8. eins der wichtigsten und bedeutendsten, um Frankreichs Verfassung unter diesem berühmten Minister, welcher Condorcets Freund war, daraus kennen zu lernen.

Vor einigen Tagen ging ich in die Thuillerien in Begleitung des Hrn. Bitaubé, eines Mitgliedes der Aka-

demie der Wissenschaften in Berlin und der Academie des Inscriptions et belles lettres in Paris, Verfasser eines Gedichts, Joseph, und Uebersetzer des Homer. Er hat sich einige Jahre mit seiner Gemahlin in Paris aufgehalten, und ist ein großer Freund der Französischen Revolution. Indem wir gingen, kamen zwei Personen, die Bitaube' kannte, und machten Gesellschaft mit uns. Das Gespräch fiel auf die Revolution, und ich merkte bald, daß diese beiden Fremden, gegen meine anfängliche Erwartung, im höchsten Grade Demokraten waren. Da wir uns von ihnen trennten, fragte ich neugierig: wer sie seyen; der eine war ein Prinz von Gonzaga, und der andre ein Italienischer Graf, beide Mitglieder des Jakobinerklubs. Der Prinz ist der einzige noch übrige aus dem alten berühmten Hause, das im Oestreichischen Sukzessionskriege Mantua und Montferrat verlor. Er hat sich lange in Berlin aufgehalten, um unter Vermittlung des Preußischen Hofes den Kaiser zu einem Ersatz zu vermögen; der Reichstag hat selbst durch ein Ultimatum dem Kaiser die Leistung desselben empfohlen. Dennoch ist das Höchste, wozu es der Prinz nach zehnjährigen Reisen und Prozeß hat bringen können, eine Pension von 18000 Livres, die ihm der Kaiser jährlich giebt. Hiervon zahlt er seiner Gemahlin, von welcher er geschieden ist, 6000 Livres, und seinen Kreditoren eben so viel. Von dem übrigen kann man immer leben, wenn man sich nicht auf ein Herzogthum Rechnung gemacht hatte.

## 19.

Paris, den 13. Novbr. 1791.

Ich kam nach Paris, als die gegenwärtige Nationalversammlung ihren Anfang nahm, und schaffte mir sogleich einen Theil Schriften an, um mich mit der Geschichte der Konstitution näher bekannt zu machen; wozu mir ein Theil andrer Beschäftigungen auf meiner Reise die Gelegenheit raubte. Der Titel einer dieser Schriften zog zuerst meine Aufmerksamkeit an sich: Declaration d'une partie des Deputès aux Etats généraux touchant l'Acte Constitutionel & l'Etat du Royaume S. 6 7. 8. 1791. Dieß ist ein, von 240 Deputirten unterschriebner Protest gegen die neue Konstitution. Ich führe eine Stelle daraus an, welche unter vielen mir besonders auffiel, und worüber Sie, mein aufgeklärter geistlicher Freund, mir ein paar Anmerkungen zu machen erlauben werden. Die Worte stehn S. 6: On a rendu la qualité de Citoyen actif independante *de la Religion*, de la Profession, et presque *de la Proprieté*. *Des Juifs* *) des Mahometans, des



*) Es befinden sich jetzt nicht bloß Juden in der Französischen Armee, es sind selbst einige derselben Chefs der Bataillons.

des Idolatres, *des Comediens*, des hommes ſans aveu, et jusqu' à ceux, dont le nom ſeul fait fremir l' humanité, pourront s' aſſeoir ſur le banc des Tribunaux et du corps legislatif. Sollte die chriſtliche Religion den Bekenner irgend einer andern Religion von dem Bürgerthum ausſchließen, ſo müßte dieß die Urſache ſeyn, weil ſie beſſere und edlere Bürger als irgend eine andre Religion zöge — doch ungeachtet meiner tiefen Ehrfurcht für den hohen Werth derſelben, kann ich dieß nur unter gewiſſen Umſtänden einräumen. Wem die Natur Licht und Anlage verſagt hat, dem ſchafft das Chriſtenthum ſie ſo wenig als irgend ein andres Syſtem; und diejenigen, welchen die Natur mütterlich ihre Gaben zugetheilt hat, die in Plato's und Mendelsſohn's Schulen gezogen ſind, werden durch Nachdenken und Erfahrung zu Bürgern gebildet, welche von ihren Mitbürgern und vom Staate ſelbſt geachtet, geſucht und gebraucht zu werden verdienen. Wenn die chriſtliche Religion ihren Geiſt und ihre Grundſätze allen ihren Bekennern einflößte, ſo wäre es Raſerei, gegen die Privilegien ihrer Kirche zu ſtimmen; ſie könnten dann nicht mißbraucht werden. Aber da es der blinden Bekenner derſelben ſo viele, und der wahren Verehrer ſo wenige giebt, ſo iſt es oft nur ein leerer Titel, welchem man den Vorzug vor Kenntniſſen, Geiſt und Erfahrung ertheilt. Auch haben einzelne Klaſſen, einzelne Sekten, einzelne Gemeinden ſchon ſeit Jahrhunderten die Vortheile an ſich geriſſen, welche der ewig gütige Gott nur durch Vernunft und Religion denen beſtimmte, die ſelbſt

dieſer

dieser Ehre sich würdig gemacht, die im Besitz der Tugend waren, und zu arbeiten gelernt hatten *). Was soll man dazu sagen, daß Juden und Götzendiener, und Menschen, bei deren Namen die Menschheit zittert, in Eine Klasse gesetzt werden? O ihr Mendelssohn und Herz! ihr Schröder, Garrick und Reinecke! auf diese Art haben am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts 240 Repräsentanten des Französischen Volks euch klassifizirt! Was soll die Welt von euch urtheilen? was soll die Welt von ihnen urtheilen?

Keine unter den Schriften, welche auf die Revolution wirkten, hat, wenn ich Voltaire's, Mably's



*) Wenn ein Bischof von Bourges, Torne, vor einigen Tagen öffentlich in der Nationalversammlung sagte: Voyez en Virginie plusieurs classes de croyans se succeder dans les memes temples, — quel a eté l'effet de ces sages alternats — und ferner: warum sollte man nicht den unbeeidigten Priestern in den paar Kirchen, die sie verloren, Messe zu lesen verstatten, da wir verstatten à des Payens les Mysteres d' Isis et d' Osiris, au Mahometan d' invoquer Mahomet, au Rabbin d' insulter Jesus; so sage ich, dieß ist ein unbesonnener, unpassender und unbischöflicher Ausdruck. In der neuen Konstitution findet sich kein Gesetz, welches jemanden die Erlaubniß giebt andre zu insultiren; und fände sich ein solches, wie konnte ein vernünftiger Gesetzgeber darüber auf eine Weise sich äußern, die seinen Beifall verriethe? Und wie konnte ein Bischof ohne Mißfallen den Gedanken äußern, daß dasselbe auf den Stifter der Religion, deren Lehrer er ist, mißbräuchlich angewendet würde?

Schriften, und vornehmlich Rousseau's Contràt social ausnehme, einen unmittelbarern Einfluß gehabt, als das Werk des Abt Sieyes, welches den Titel führt: Qu' est ce que le Tiers? Er schrieb es, als die Notablen zum zweitenmal 1788 zusammen berufen waren, und es kam im Anfaug des Jahrs 1789 in Oktav 180 Seiten stark heraus. Es ist in drei Theile zerschieden:

1) qu' est ce que le Tiers etat? — *Tout.*

2) qu' a-t-il été jusqu' à presents dans l' ordre politique? *Rien.*

3) que demande-t-il? *à être quelque chose.*

Hier sind die wichtigsten Grundsätze des Natur- und allgemeinen Staatsrechts, und in einer jedermann faßlichen Sprache, auf Frankreich angewandt. Eine der Hauptveranlassungen zu dem im Jahre 1789 allgemein steigenden Mißvergnügen liegt in dem Inhalte folgender Worte, S. 67: Qu' ont fait les Notables en 1787? ils ont defendu leurs privilèges contre le Trone; qu' ont fait les Notables en 1788? ils ont défendu leurs privilèges contre la Nation; c' est qu' au lieu de consulter les Notables en privilèges, il auroit fallu consulter les Notables en connoissances.

Wenn man die Ruhe betrachtet, womit die Assemblées primaires und die Versammlungen der Wählenden gehalten, und die Deputirten zur Nationalversammlung fast überall im Reiche gewählt werden; die beständigen Glückwünschungen, welche aus dem ganzen Reiche an die Nationalversammlung gelangen; die Nachrichten, welche jedesmal im Jakobinerklub von den mannigfachen

mit

mit ihm in Verbindung stehenden Gesellschaften vorgelesen werden; den Eifer, womit die zahlreiche Nationalkohorte überall in den Waffen geübt wird *), selbst wenn man durch einen Theil des Reiches reist, und mit unparteiischen Reisenden, die aus den Provinzen kommen, gesprochen hat: so bleibt, nachdem der König die Konstitution sanktionirt hat, kein Zweifel übrig, diese Konstitution sey so fest gegründet, daß keine Macht auf Erden sie umstoßen könne. — Hieraus folgt aber nicht, daß die Emigranten, von den unbeeidigten Priestern unterstützt, nicht alles wagen sollten. So viel ist sicher, daß der Einfluß der letztern auf den gemeinen Mann an manchen Stellen fürchterlich ist, und daß sie der Konstitution gefährlich zu werden anfangen, gerade da die Emigranten alle Ressourcen zu verlieren scheinen. Manche Einsichtsvolle befürchten, es möchte bald ein bürgerlicher Krieg ausbrechen; aber die Emigranten sind zu schwach, die Priester zu sehr verstreut, und der Freiheitsgeist ist zu allgemein und heftig, so daß wohl eher zu vermuthen steht, es werde ein blutiger Uebergang zum Vortheil der Konstitution werden; und der Charakter der Nation muß durch diesen nothwendig mehr Festigkeit gewinnen.

*) Hiervon zeugen auch verschiedene Addressen der bewaffneten Bürgerkorps, welche die Ehre und Gefahren ihrer Mitbürger an den Grenzen zu theilen fordern. J' ai vu, sagt Duclos in seinen Memoires historiques: dans mon enfance de Recrues forcés conduits à la chaine comme des Malfaiteurs. Er redet von Ludwigs XIV. Zeiten.

winnen. Nichts giebt gegenwärtig einen größern Beweis von dem brausenden Charakter, wie von der Eitelkeit des Französischen Volks, als der Geist, in welchem ihre öffentlichen Blätter geschrieben sind, und welcher so oft aus den Unterredungen über die Revolution in öffentlichen und Privatgesellschaften athmet. Da heißt es: „Jede gemißbrauchte Macht wird wanken, die Lohnarmeen werden verschwinden, nirgends wird man mehr etwas vom Adel zu sagen wissen, und zwar: weil man in Frankreich so dachte und handelte.“ — Als wenn Frankreich das erste Land wäre, wo man den Vorzug der Verdienste vor dem Adel behauptet, die Last der großen stehenden Armeen gefühlt und für die Freiheit gearbeitet hätte! Man schwatzt, als ob es nie ein Rom, ein England, nie Amerikanische Kolonien gegeben hätte. Nein! Staatsreformen breiten sich nicht wie Modewaaren aus; und ich glaube, daß die Fürsten, welche mit Klugheit die Achtung verbinden, die sie der Freiheit und dem Eigenthum ihrer Unterthanen schuldig sind, unter dieser Gährung weit weniger zu befürchten haben, als in der stürmischen Epoche von Karls I. Tode bis zu Jakobs II. Verbannung.

In einer Englischen Zeitung, the Morning Herald, sah ich, daß man neulich in einer von den disputing Societies in London das Thema aufgeworfen; In welcher dieser drei Begebenheiten hat die Freiheit, um sich dem Despotismus zu widersetzen, die mehrsten Kräfte angewandt: als man Jakob II. in England vertrieb, als die

Kolo-

Kolonien sich von England losrissen, oder bei der Französischen Revolution? Ich habe zwar nicht in den folgenden Blättern die Auflösung dieser Aufgabe gelesen; finde aber für meinen Theil, je mehr ich über die Frage nachdenke, daß der Preis den Kolonien gebührt.

Zwei Tage in der Woche kann man bequem die königliche Familie sehen, Donnerstags und Sonntags um zwölf Uhr, wo sie gewöhnlich in die Messe geht. Am Sonntage verfügte ich mich um die Zeit in die kleine und simple Kapelle. Der königliche Sitz ist über dem Eingang in Form einer Gallerie, und ganz offen. An der einen Seite sind vier, gleichfalls offne Sitze für die Damen. Untenhin steht alles durch einander. Gegen ein Uhr, kurz vor der Ankunft der königlichen Familie, kamen zwölf der sogenannten Cent Suisses, deren Uniform blau mit übermäßig breiten Goldtressen, rothe Unterkleider und rothe Strümpfe ist, und bald darnach zwanzig Mann Nationalgarden, welche zusammen eine Allee mittenhin auf dem Boden bildeten. Im Stuhl des Königs standen zwei Grenadiere der Nationalgarde. Die Ankunft des Königs verkündete der Schall der Trommel der Cent Suisses. Der König kam zuerst mit raschem Schritt und mit einer Miene voll Munterkeit und Gleichgültigkeit. Bald darauf erschien die Königin mit einer Würde und Sanftheit, welche, verbunden mit ihrer interessanten Gesichtsbildung und ihrer gegenwärtigen Lage, nothwendig rühren mußte. Sie setzte sich neben dem Könige, und der Dauphin, oder, wie er jetzt heißt:

Prince

Prince Royal, stand zwischen ihnen. Der König war beständig in Bewegung, und lächelte bald die Königin, bald die Damen an. Die Königin hingegen saß beständig in gleicher edler Stellung, und hielt dem Dauphin das Psalmbuch vor; aber ihre Anfangs sanfte Miene verlor sich nachher in ihre natürliche Faltung, ward melancholisch, doch edel, und folglich noch interessanter. Sie war vierzehn Jahr, als sie an einen der verderbtesten Höfe kam; ihr Verstand, wie ihre Schönheit, machte, daß das Volk sie anbetete, das Volk, welches seine Ehre in den Glanz seiner Fürsten mehr als in ihre Tugend setzt — Sollen wir sie entschuldigen, oder sollen wir alles glauben, was mißvergnügte Höflinge, eitle Demagogen und Lohnscribenten von ihr ausgesprengt haben? — Ich war vor einigen Tagen in Versailles, und sah mit Schaudern die Thüre, wo der edle Garde du Corps seinem Namen entsprach, und durch seinen Muth der Königin Gelegenheit gab, zum Könige zu fliehen. Es war nur ein Saal zwischen diesem Eingange und dem Gemache, worin die Königin schlief; er hielt sein Bajonet quer über die Thüre, bis man ihn niedermetzelte, und über seine Leiche hinwegdrang. In der Schlafkammer der Königin sind zwei schmale Thüren an jeder Seite des Bettes; die eine führt zu einer Handbibliothek, die andre durch ein Zimmer in des Königs Gemach. Dieß war in der Nacht vom fünften und sechsten Oktober das einzige Heiligthum in Versailles. Alle Meublen waren itzt von der Stelle gerückt, die Wände schmutzig, Bettelvolk ging durch die offnen Thüren ein und aus,

und

und alles trug das finstre Gepräge von den Abwechslungen des Glückes. Ich versichre Sie, mein Freund! so melancholisch wie diesen, fand ich seit lange keinen Tag. Ich ging in den Garten hinab; hier stürmte der Wind, das Laub stürtzte von den Bäumen nieder, und ich ward keiner lebendigen Seele gewahr. Ueberall herrschte Todtenstille.

In der Akademie der Wissenschaften *) bin ich gewesen; da es aber eine Privatzusammenkunft war, wohin mich einer der Mitglieder, M. le Roy zu führen die Güte hatte, und man bloß ausmachte, wer bei der nächsten öffentlichen Zusammenkunft vorlesen solle, so kann ich Ihnen nichts andres davon berichten, als daß bestimmt wurde; der berühmte Chymiker Lavoisier solle über die Transpiration der Thiere lesen, und Condorcet eine Lobrede, ich habe vergessen, auf wen; daß

*) Die Akademie der Wissenschaften hätte, wie einige andre, beinah ihre jährlichen Pensionen verloren, als Abbe' Gregoire sie rettete, und ein Dekret vom 21. August 1790 auswirkte, daß sie provisorisch aus der öffentlichen Kasse bezahlt werden sollten, bis man genauer untersucht haben würde, ob sie nothwendig wären oder nicht, und ob sie vom Staate besoldet werden müßten; und dabei ist es seitdem geblieben. Am 27. September 1791 bestimmte die Nationalversammlung dem Minister der inländischen Sachen 100,000 Livres, um dafür seltne Werke und Handschriften, die aus den vielen sekularisirten Klöstern verkauft werden, und die man nicht in fremde Hände kommen lassen wollte, anzuschaffen.

daß ich mit Vergnügen meines ehrwürdigen Landsmanns, Winslövs, Büste zwischen der des Karteſius und Kondamines ſtehen ſah, und daß der Präſident de Juſſieu, welcher ein guter Botaniker ſeyn ſoll, ein ſehr höflicher Mann iſt. — Unter den mannigfaltigen periodiſchen Blättern, welche hier täglich, wöchentlich und monatlich herauskommen, iſt vor kurzem die Bekanntmachung eines Blattes, welches mit dem erſten Januar beginnen wird, erſchienen. Der Titel iſt: La Chronique du mois, ou les Cahiers Patriotiques. Es arbeiten daran Condorcet, Mercier, Briſſot, Duſſaulx, Claviere und mehrere, deren Weiſe die Geſchichte des Tages zu betrachten, zufolge ihrer bekannten Grundſätze wohl nicht immer die richtigſte, doch aber in manchen andern Rückſichten ohne Zweifel wichtig iſt. Dieſe Monatsſchrift zerfällt in drei Theile: 1) Rezenſionen der vornehmſten Werke, welche in Frankreich herauskommen (ſchon dieſes einen Artikels wegen müßte man ſie halten.) 2) Ce qu' il faut faire, worin Gegenſtände abgehandelt werden, welche in der Nationalverſammlung à l' ordre du jour geſetzt ſind. 3) Europa's politiſche Verfaſſung, die wichtigſten Schriften andrer Länder, und verſchiedene andre Dinge. Der Preis iſt für den Jahrgang funfzehn Livres, und am erſten jedes Monats erſcheint ein zum mindeſten fünf Bogen ſtarkes Heft. Wenn man bedenkt, daß die gegenwärtige Nationalverſammlung zwei höchſt wichtige Arbeiten vor hat: einen neuen Civilkodex, und neues Erziehungsweſen, ſo erhält eine ſolche Schrift doppelten Werth.

Geſtern

Gestern war ich in der Nationalversammlung; es war ein äußerst stürmischer, zugleich aber der interessanteste Tag der gegenwärtigen Legislatur. So kurz als möglich will ich Ihnen mittheilen, was ich selbst als Augenzeuge sah, und was Sie zum Theil in den Zeitungen nicht finden. Nach dem Reglement sollte man mit den Beschäftigungen um neun Uhr den Anfang machen, als ich aber um eilf Uhr kam, hatte man eben angefangen. Nach dem Procès verbal las Hr. Bazire einen Brief von Hrn. Barnier vor, den Sie in den Zeitungen lesen werden, welcher von einer Zusammenrottung zum Vortheil der Emigranten handelte. Nach heftigen Debatten beschloß die Nationalversammlung Wache zu senden, ihn arretiren und vor die Schranken bringen zu lassen. Als der Offizier der Nationalgarde seinen Befehl vom Präsidenten erhalten, meldete dieser der Versammlung, der Justizminister begehre nebst den andern Ministern im Namen des Königs vorgelassen zu werden. Sie kamen. Der Justizminister nahm das Wort. Seine Miene, Sprache, alles verrieth, daß er eine Botschaft von Wichtigkeit, deren Folgen er fürchtete, anzubringen habe. Er brachte die königliche Sanktion auf verschiedene Dekrete, unter welchen auch das war, welches seine Brüder zurück rief; aber über das grausame unausführliche Dekret gegen die Emigranten, hieß es: Le Roi l' examinera. (Dieß ist der konstitutionsmäßige Ausdruck seines suspensiven Veto.) Als der Minister Duport dieß gesagt, wollte er die Ursache des königlichen Veto erklären. Ein Deputirter fragte: ob diese Message vom Könige unterschrieben,

schrieben, und vom Minister kontrasignirt sey? Als er hierauf antwortete: die Akte sey relativ dem Dekret; die Message hingegen sey nur von ihm unterschrieben, der König solle sie aber noch heute unterschreiben: — entstand in der Versammlung ein heftiger Streit. Ich will Ihnen das Wichtigste aus diesem Wortwechsel ausheben.

Der Präsident zum Minister. (Den Ministern ist ein eigner Sitz dem Stuhle des Präsidenten gegenüber bestimmt.) Permettez, Monsieur! parlez vous sur un objet de votre administration?

Minister. C'est sur un objet rélatif à mon administration.

Präsident. Eh bien! Messieurs, je crois devoir maintenir la parole à Msr. le Ministre.

Minister. Sa Majesté m'a chargé de vous dire expressement — —

Ein

Präsident. Mit Erlaubniß, mein Herr! betrifft Ihr Vortrag einen Gegenstand Ihrer Verwaltung?

Minister. Sie betrifft einen Gegenstand, der darauf Bezug hat.

Präs. In diesem Falle, meine Herren, glaube ich den Vortrag des Herrn Ministers in Schutz nehmen zu müssen.

Min. Se. Majestät hat mir aufgetragen, Ihnen ausdrücklich zu sagen — —

Depu-

Ein Deputirter. Mſr. le Miniſtre de la juſtice parle au nom du Roi. Il n'y a pas d'intermediaire entre le Roi et nous.

Präſident (zum Deputirten.) Je vous declare, qu'en ma qualité de Preſident, je connois, je ſais ce qui eſt du à l'Aſſemblée nationale, je ſais ce qui eſt du au pouvoir exécutif, et je me ſoumis d' avance aux peines que l' Aſſemblée voudra decerner contre moi, ſi je manque à ce qui eſt du à la dignité de l' Aſſemblée nationale. — Je ſupplie ces Meſſieurs d' avoir quelque confiance dans le Preſident.

Miniſter. Sa Majeſté m' a chargé expreſſement de vous dire, que, ſi ſa ſanction eut été diviſible —



Deputirter. Der Herr Juſtizminiſter redet im Namen des Königs. Es bedarf keiner Mittelsperſon zwiſchen dem Könige und uns.

Präſ. (zum Deputirten.) Ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich als Präſident meine Pflichten kenne, und weiß, was man der Nationalverſammlung, und was man der ausübenden Macht ſchuldig iſt. Ich unterwerfe mich im voraus den von der Verſammlung mir zu beſtimmenden Strafen, im Fall ich der Würde der Nationalverſammlung etwas vergeben ſollte. — Ich erſuche dieſe Herrn, einiges Zutrauen zu ihrem Präſidenten zu haben.

Min. Se. Maj. hat mir den ausdrücklichen Auftrag gegeben, Ihnen zu ſagen, daß, wenn ſeine Sanktion theilbar geweſen — —

Präsident. Mſr. le Miniſtre, permettez moi de vous interrompre un moment. Il me paroit, que vous allez parler au nom du Roi. Ceci preſente une difficulté; ſi vous venez ici faire lecture d' un meſſage au nom du Roi, l' Aſſemblée nationale jugera peut-être, que le meſſage doit être ſigné du Roi; je ne puis dont pas vous continuer la parole, à moins que l' Aſſemblée n' ait decidé.

Darauf beſtiegen einige Deputirte nach einander die Tribune, und behaupteten: es ſey gegen die Konſtitution, die Motive des Königs, warum er ein Dekret annehme oder nicht, zu hören; das hieße ihm ein Initiative geben, welches ihm nicht zukomme. Einer derſelben ſagte: *) Le Roi, Monſieur! n' a point l' Initiative des lois, c' eſt un fait conſtant par la Conſtitution; les repreſentans du Peuple font les decrets, ils deviennent lois lorsqu' ils ſont révétus de la ſanction du Roi.

Nos

Präſ. Sie müſſen mir erlauben, daß ich Sie hier einen Augenblick unterbreche. Sie wollen, wie es mir ſcheint, im Namen des Königs reden. Dieß erweckt eine Schwierigkeit; wenn Sie eine ſchriftliche Botſchaft des Königs zu verleſen kamen, ſo wird die Verſammlung vielleicht verlangen, daß dieſe Schrift vom Könige unterzeichnet ſeyn müßte. Ich darf Sie daher nicht fortfahren laſſen, bis die Verſammlung darüber entſchieden hat.

*) Der König, mein Herr, hat kein Initiativ der Geſetze; dieß iſt eine durch die Konſtitution feſtſtehende Handlung; die Repräſententen des Volks machen die Dekrete, ſie werden Geſetze, wenn der König ſie ſanktionirt hat.

Nos ennemis ont en ce moment la preuve la plus imposante, que le Roi est libre au milieu de ses peuples; il vient de mettre un Veto sur un Decret très important. Je m'applaude de cet acte de Representant, qu'il vient d'exercer, c'est la plus grande marque d'attachement qu'il a pu donner à la Constitution. (Hier wurde heftig applaudirt.) Je crois que l'acte que nous avons porté a besoin de Revision.

Der Minister machte hierauf einige Bemerkungen, worauf der Präsident den Ausdruck fallen ließ: *Oserois*-je vous representer Monsieur — Eine Menge Stimmen riefen: Osez, osez, Msr. le Président! la loi vous y authorise — Man rief: l'Ordre du jour! und damit hatte die Botschaft ein Ende.

Der Offizier kam mit der Nachricht: M. Vanier sey um acht Uhr ausgegangen, man habe indeß Anstalt getroffen, ihn aufzusuchen. Eine Stunde nachher hieß es: er sey draußen. Nun begann eine Debatte, ob ein Dekret d'Accusation, welches einige Stunden vorher gegeben war, gesetzlich sey? ob die Nationalversammlung ein Recht habe, als bloß gesetzgebende Macht, ein De-

 kret

hat. Unsre Feinde erhalten in diesem Augenblick den nachdrücklichsten Beweis, daß der König mitten unter seinem Volke frei ist; er hat unter ein sehr wichtiges Dekret sein Veto gesetzt. Ich freue mich über diese seine Ausübung der Handlung eines Repräsentanten, sie enthält den größten Beweis seiner Anhänglichkeit an die Konstitution. — Ich glaube, daß unsre Akte einer Revision bedarf.

kret de prise de corps zu geben? ob man ihn vor den Schranken hören solle, und wie? ob der Präsident ihm antworten, oder ihn bloß selbst reden lassen solle? Diese Fragen verursachten einen, alle menschliche Beschreibung übersteigenden Lärm. Das unaufhörliche von zwanzig Ecken auf einmal ertönende: Mfr. le President, je demande la parole! durchmischt mit dem Geklingel der Glocke des Präsidenten und mit dem Rufen des Huissiers: à l' ordre, à l' ordre, Messieurs! nicht zu rechnen einige hundert Mitglieder, welche überlaut mit einander stritten — das alles zu übertäuben und zu durchdringen, dazu gehört eine Stentorstimme, welche M. la Croix besitzt, welcher oft und gut redet. Um acht Uhr des Abends ging erst die Versammlung aus einander.

---

## 20.

Paris, den 15. Decembr. 1791.

Seit meinem letzten Briefe haben sich die Sachen hier merklich verändert, und sind äußerst kritisch geworden. Die königliche Sanktion hatte die mehrsten Europäischen Höfe zum Schweigen gebracht, und die Emigranten in Erstaunen gesetzt. Die Schwäche derselben, verbunden mit der auf einmal in Europa entstehenden Stille, konnte, wenn die Nationalversammlung sie mit Klugheit benutzt hätte, das Band zwischen König und Volk geknüpft, und der Konstitution Freunde in den Europäischen Kabinetten verschafft haben, und nichts hätte sie dann erschüttern mögen. Nach allem menschlichen Anschein scheint itzt im Gegentheil diese Stille nichts weiter als eine, einen heftigen Sturm verkündende Meeresstille zu seyn. Und die Ursache? Anstatt die Gemüther zu vereinigen, scheint diese Nationalversammlung aus allen Kräften daran gearbeitet zu haben, um sie zu trennen. Vom ersten Augenblick ihres Daseyns an, stieß sie auf die undankbarste Weise des Königs Vertrauen dadurch von sich, daß sie auf einmal seine Majestät und die Grundgesetze, die sie und er beschworen hatten,

angriff. — Sie schändete seine erhabene Bestimmung durch ewige Deklamationen, und seine Zustimmung durch die grundlosesten Ausfälle auf die Minister und auf die Fürsten Europa's. — Sie brachte aufgeklärte Bürger und wahre Patrioten durch eben so unausführliche als unmenschliche Dekrete in Harnisch. — Sie duldete und duldet noch, daß von einem Carra, Mercier, Desmoulins, Brissot, und wie alle diese Jakobinischen Patrioten heißen mögen, deren Blätter kein guter Bürger ohne Ekel lesen kann, täglich Pasquille gegen alle, die nicht mit ihnen stimmen, in den Druck gegeben werden. Sie hat sich endlich in einem solchen Lichte gezeigt, daß man mit ziemlicher Gewißheit bestimmen kann, was man sich von dieser Legislatur für die Folgezeit zu versprechen habe. Ein Bischof von Lyon, Lamourette, redete neulich in der Nationalversammlung über la Democratie evangelique plus democratique que la Constitution. Ich versichre Sie, ich kenne unter allen, die ich in der Nationalversammlung hörte, nur zwei Männer, die in meinen Augen eine Stelle unter den Repräsentanten des Volks verdienten: Vergniaud und Vaublanc. Hätte die Nationalversammlung viele Männer gleich dem letztern aufzuweisen, so richteten, das bin ich sicher, alle Europäische Fürsten nichts gegen die Konstitution aus; nun aber wird vielleicht ihr Grab mitten in der Versammlung gegraben. Die Wichtigkeit der Aemter, der Minister, und die große Verantwortlichkeit, fordert eine Delikatesse in der Aufführung der Gesetzgeber gegen sie, die ich bei allen vermißt, und

nur

nur bei dem einzigen Vaublanc gefunden habe. Seine Stimme ist männlich, und wird, wenn er sie heben will, zu einem Donner, der alles übertäubt. Mehr als Einmal setzte er sich gegen die ganze linke Seite, und sein klarer Vortrag, sein edler Anstand und seine kraftvolle Stimme errangen ihm den Sieg. Er soll, wie ich höre, Kapitän in der Armee gewesen seyn. Es giebt in dieser, wie in der vorigen Nationalversammlung, eine rechte und eine linke Seite; man könnte sie bestimmter durch die Namen Jakobiner und Feuillans unterscheiden. Ueber jene habe ich Ihnen in meinem vorigen Briefe einige Nachrichten ertheilt; über diese will ich hier nur ein paar Worte anschließen. Nach der im Junius erfolgten Zurückkunft des Königs, da in der Nationalversammlung die Frage über seine Unverletzlichkeit aufgeworfen wurde, suchten die Jakobiner Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um es dahin zu bringen, daß der Thron für erledigt erklärt würde; und da sie in dieser Absicht Addressen an alle mit ihr in Verbindung stehende Klubs im Reiche verschickten, so trat die mit dieser Aufführung unzufriedne Partei, zu welcher auch Montmorency, Barnave, die Lameths, d'Andre', Chapelier und viele andre sich schlugen, aus, und errichtete einen neuen Klub in einem Kloster in derselben Gasse, und nicht weit von dem, worin die Jakobiner sich versammelten. Dieß Kloster gehört den Feuillans *), und Ravaillac, Heinrichs



*) Feuillans, weiße Barfüßer.

richs IV. Mörder, hat darin gelebt. Die Absicht dieses Klubs war: den König zufolge der Konstitution in seiner Majestät, und die ausübende Macht in ihrem vollen Ansehn zu erhalten. Nachdem der Klub eine Zeit lang ohne Wirksamkeit gewesen, nimmt er itzt sehr zu; alle gute Bürger sehn denselben als ein Bollwerk gegen die allzu sehr überhand nehmende Macht der Jakobiner an, und täglich werden neue Mitglieder vorgeschlagen. M. le Roy, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, ein Mann, dem ich viel Verbindlichkeiten schuldig bin, hat mich zum Mitgliede des Klubs vorgeschlagen, und ich bin verschiedenemal als Mitglied dort gewesen. So viel kann ich Ihnen sagen, daß ich, als ein Fremder, welcher bloß sich mit der Verfassung bekannt zu machen sucht, in den Jakobinerklub bloß aus Neugier, in den Feuillansklub aber mit Lust gehe. Wäre ich ein Französischer Bürger, ich würde dort nie hingehn, es aber für meine Pflicht halten, hier, so viel ich vermöchte, thätig zu seyn. So wie die Sachen itzt stehn, muß entweder eine Gegenrevolution, oder eine solche Gesellschaft die ausübende Macht zu der Kraft und dem Ansehn heben, welche in einem großen Reiche nothwendig sind, und welche die Handhabung der Gesetze erfordert. Itzt regieren die Jakobiner, und wer nicht mit ihnen stimmt, wird als Verräther denunzirt. Montmorin, welcher in den güldnen Zeiten der Monarchie Minister war, welcher den Sturm der Revolution drittehalb Jahre lang aushielt, muß, nachdem die Konstitution gegründet ist, seine Stelle, ohne Pension, ohne Mittel und ohne ander-

weitiges Amt, niederlegen. Man bietet diese Stelle zweien an, deren einer sie sogleich ausschlägt, der andre sie bald nach der Annahme wieder niederlegt, — und diese Stelle bringt jährlich 100,000 Livres ein. Bald nachher that der Kriegsminister das nämliche. Der Seeminister, Bertrand, und der neue Minister der ausländischen Angelegenheiten, Deleſſart, sind beide neulich denunzirt, der letzte auf eine schändliche Weise vom Bischof Fauchet; dieß ist der unchristlichste, unhöflichste Mann, den ich je gesehen, gehört und gelesen habe. Ein gleiches Schicksal hatte neulich Bailly, der erste Präsident der vorigen Nationalversammlung, eine lange Zeit hindurch des Volkes Abgott, und, nach aller Urtheil, ein sehr rechtschaffener Mann. Sein Nachfolger als Maire von Paris, Pethion, hat nun die Stimme des großen Haufens für sich. Ein Deputirter, mit Namen Sedillez, hatte vor einigen Tagen den Muth, der Nationalversammlung ihre vorige Aufführung vorzurücken. Ich halte seine Rede, ob man gleich nur wenig darauf achtete, für eine der wichtigsten, die bisher gehalten worden sind. „Was müssen wir „thun? sagte er, was haben wir gethan? Was sind wir? „was müssen wir seyn? — Die Finanzen in Ordnung brin„gen, über die neuen Auflagen ein wachsames Augen haben „— ein neues Erziehungswesen — ein neues Gesetz„buch u. s. w. — Laßt uns einen Blick zurück werfen, „und mit Freimüthigkeit gestehen, was wir in diesen „Punkten ausgerichtet haben. — Noch gar nichts. „Vergebens sucht der friedliche Bürger, welcher mit kal-

„tem

„tem Blute die Beschreibung unsrer Versammlungen
„liest, darin eine nützliche und vollendete Arbeit. Noch
„mehr wundert sich der neugierige Bürger, welcher uns
„zu sehen und zu hören kommt, wenn er so viele leere
„Plätze findet; er scheint die Repräsentanten des Fran-
„zösischen Volks unter uns zu suchen. Was aber, meine
„Herren, sagen unsre Feinde von uns? was denken die
„fremden Nationen? was denken wir selbst? Laßt uns
„uns selbst mit Strenge beurtheilen, und wir werden
„bald die Stufe finden, auf der wir stehen. — Wir
„beschäftigen uns mit Privatsachen, als ob unsre Pflicht
„nicht heischte, für die öffentlichen zu sorgen. Wir ge-
„ben Entscheidungen statt Gesetze; wir rathschlagen nicht,
„wir spielen Intriguen; wir reden nicht, wir schreien;
„große Worte statt großer Sachen; Persönlichkeiten
„statt Gründe; Taktik statt Beredsamkeit; Vernunft-
„schlüsse, welche zu Irrthümern führen; — ein Patrio-
„tismus, welcher das Vaterland mordet.“ — Darauf
räth er zur Einigkeit, und zeigt, daß die Ursachen,
welche in der vorigen Nationalversammlung Parteigeist
erzeugt, in der gegenwärtigen nicht Statt haben. „Vor uns
„her schwebt eine gemeinschaftliche Fahne, um welche wir
„uns vereinigen müssen, und die wir bis zum Tode zu
„vertheidigen geschworen haben! Wer könnte diese heilige
„Fahne verlassen? Nur Meineidige und Verräther!
„Das Französische Volck sieht und richtet uns. Ich ver-
„stehe, wenn ich vom Volke rede, nicht allein diejeni-
„gen darunter, welche euch hören und Beifall zuklatschen;
„denn, meine Herren, ganz Frankreich ist nicht

„in

„in Paris, so wenig als Paris auf euren „Tribunen.“ Diese Rede hielt er mitten in der Nationalversammlung unter lauten Aeußerungen von Mißfallen und Beifall. Sie ist voll von vielen andern harten Wahrheiten, die jeder vorurtheilsfreie Mann, der in der Nationalversammlung gewesen ist, unterschreiben muß. — Doch ich schreite näher zur Sache.

Folgendes merkwürdige Faktum, welches Sie gewiß schon aus den Zeitungen, aber vermuthlich nur zur Hälfte kennen, verdient mit allen seinen Nebenumständen durchschaut zu werden. Es wirft ein Licht über die gegenwärtige Nationalversammlung, wie über die vornehmsten Parteien, und wird mich endlich auf die Beschreibung der wichtigen Neuigkeit führen, welche itzt ganz Paris beschäftigt, die man aber nicht genau genug durchschaut, wenn man nicht die vorgängige Geschichte des Tages kennt.

Nachdem man mehrere Tage hindurch darüber debattirt hatte, auf welche Weise man am besten die, durch die unbeeidigten Priester verursachten Unruhen hemmen könnte, wurde endlich das merkwürdige Dekret vom ersten Dezember gegeben, und dem König zur Sanktionirung zugesandt. Die Hauptpunkte desselben sind: 1) daß alle unbeeidigte Geistliche, welche den Bürgereid nicht schwören wollen, ihre Pensionen verlieren sollen; 2) daß die Obrigkeit sie als verdächtige Personen ansehen, und beständig ein wachsames Auge auf sie haben solle; 3) wenn Unruhe an einem Orte, wo ein solcher Geistlicher sich befindet, entsteht, wozu vorgegebner Maßen die Religion Anlaß gegeben

geben hat, so ist die Obrigkeit berechtigt, den Geistlichen von dem Orte zu verweisen, und, will er nicht gehorchen, ihn zu einem zweijährigen Arrest zu verurtheilen; 4) die Direktorien in jedem Departement sollen über die unbeeidigten Geistlichen Listen nebst einer Beschreibung ihres Verhaltens eingeben, welche auf's schleunigste der Nationalversammlung zugesendet werden sollen. Außer dem, jedem einleuchtenden, inquisitionsmäßigen und ungereimten Inhalt dieses Dekrets, ist dasselbe auch ungerecht, und stimmt mit der Konstitution nicht überein. Denn als die vorige Nationalversammlung die Güter der Geistlichkeit einzog, und die neue bürgerliche Verfassung einführte, (Constitution civile du Clergé, datirt den 12. Julius 1790) überließ sie es den Priestern, ob sie den Bürgereid leisten wollten oder nicht; diejenigen, welche ihn leisteten, behielten ihre Aemter in der Kirche; diejenigen, deren Gewissen es nicht zuließ, oder die aus andern Ursachen die Eidesleistung verweigerten, wurden durch Absetzung bestraft, und erhielten eine Pension, welche sich für die mehrsten auf 500 Livres, in allem auf 30 Millionen Livres belief. Nun kann man fragen: was berechtigt diese Nationalversammlung zur Umändrung jenes Urtheilsspruchs? um die Geistlichkeit aufs neue zu bestrafen, um von ihnen einen Eid zu verlangen, welchen die Konstitution bloß von wirksamen Bürgern und von Beamteten des Staats fodert? Doch! sagt man, sie bringen das Reich in Aufruhr, sie brauchen die Religion zum Vorwand, um die Emigranten zu unterstützen. Weil einige, oder viele unter den Priestern

stern dieß thun, sollen deshalb die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden? Soll man deshalb ein einmal gegebnes Gesetz überschreiten? Soll man ohne Noth manchen rechtschaffenen Mann zur Verzweiflung bringen? Giebt es keine Obrigkeit, keinen Richtstuhl, keine bewaffnete Macht, welche den Schuldigen, der die Religion und seinen Einfluß auf den gemeinen Mann mißbraucht, finden und strafen kann? Diese wichtigen Gründe *) bewogen das Direktorium des Departements in Paris, dem König ein Ansuchen am fünften Dezember einzureichen, um sein Veto zu diesem Dekret zu erlangen." Da ein Dekret vom 10. Mai 1791 ausdrücklich verbietet, daß keine Bittschrift von einem Kollegium, Elektoralversammlung, Departementsdirektorium oder Munizipalität, kollektive eingegeben werden dürfe; sondern das die Ansuchung von allen Ansuchenden,

*) Außer diesen Gründen wurde vielleicht auch der in Anschlag gebracht, daß man durch das beim Volke habende Gewicht dasselbe auf ein Veto vorbereiten, dessen Urtheil leiten und den verlaßnen König und seine Minister unterstützen wollte; zu einem Veto, welches Gerechtigkeit und Politik forderten, welches aber unfehlbar die herrschende Partei in Harnisch bringen würde. — Was es auch für Gründe waren, es war edel, und forderte den Muth eines Mannes. Der Verfasser war Talleyrand-Perigord, Bischof von Autun, der aus einer der ältesten Familien in Frankreich stammt; der erste, welcher die Reduktion der geistlichen Güter in Vorschlag brachte; der einzige unter den vorigen Bischöfen, welcher sich bewegen ließ, die neuen Franzbsischen Bischöfe zu konsakriren, und welcher hernach selbst resignirte.

chenden, jedem für sich, unterschrieben seyn müsse; so ist auch dieses Ansuchen nicht vom Departementsdirektorium in der gewöhnlichen Form, mit unterzeichnetem Namen des Präsidenten und Sekretärs, sondern von den Mitgliedern, Präsidenten, Sekretär durch einander unterschrieben worden. Diese vortreffliche, mit Nachdruck und Feinheit aufgesetzte Bittschrift, machte gleich viel Aufsehen, und man begann im Jakobinerklub dagegen und gegen den Verfasser desselben zu eifern und Kabalen zu schmieden. Am zehnten und eilften Dezember trat eine Deputation nach der andern vor die Schranken der Nationalversammlung; alle klagten über das Ansuchen; einige verlangten, das Direktorium sollte vor la haute Cour nationale, als der Landesverrätherei schuldig, gefordert werden. Camille Desmoulins erdreistete sich, in seiner Rede zu sagen: Car enfin le Veto royal a un terme, et on n' empeche point avec un Veto la prise de la Bastille. Nachdem alle diese Ansuchen, deren einige von 300 Personen unterschrieben waren, alle aber verkündeten, was ungefähr 3 bis 4000 zusammen gerafften Pöbels wünschten, verlesen waren, vergaß man, was Sedillez einige Tage vorher gesagt hatte: Toute la France n' est pas dans Paris, ni Paris dans vos Tribunes; und nach einem schrecklichen Tumult, während dessen verschiedene Deputirte voll Verdruß den Saal verließen, dekretirte man: daß diese Petitionen mit Ruhm im Procès verbal nach allen 83 Departementen herum versandt werden sollten. Ich kam am nämlichen Abend in den Klub der Feuillans; einer nach dem andern bestieg

stieg die Tribune, um über die entehrende Session des Vormittags zu reden, wie über die Duldung der gegen des Königs Veto ausgestoßenen Beleidigungen, und um Vorschläge zu geben, wie man eine Aenderung des Dekrets zuwege brächte. Es wurde beschlossen, man wolle sich den Morgen darauf zeitig in der Nationalversammlung einfinden, und nicht, wie gewöhnlich, die rechte Seite einnehmen, sondern sich unter die andre Partei auf der linken Seite mischen. Diese Kriegslist, verbunden mit der Kraft, womit Cheron und Vaublanc redeten, bewirkte, daß man nach vierstündigen stürmischen Debatten endlich den Sieg davon trug. Dieß brachte die Erbitterung der Jakobiner auf's höchste. Das Direktorium wird in allen ihren Blättern angeschwärzt, und die Deputationen an die Nationalversammlung dauern fort; Kabalen ohne Ende; die Stifter derselben werden von 300 Klubs im Reiche, von dem gemeinen Volke, und von der Majorität in der Nationalversammlung unterstützt. Ueberall erschallt: Die Emigranten drohen dem Vaterlande, der König hat sein Veto auf das gegen sie gerichtete Dekret gesetzt — die unbeeidigten Priester sind gefährlich, das Dekret gegen sie ist derselben Gefahr ausgesetzt. In allen erwähnten Petitionen begehrte man, die Emigranten anzugreifen. So waren und sind die Umstände beschaffen, als der Präsident gestern, den vierzehnten Dezember, Nachmittags um vier Uhr, einen Brief vorlas, worin der König meldete: er würde um sechs Uhr in die Versammlung kommen. Der Minister der ausländischen Angelegenheiten,

Deleſſart, war die ganze Nacht hindurch beym Könige geweſen. Die Uhr ſchlug ſechs, und der Schall der Trommel verkündete, daß Se. Majeſtät in der Nähe ſey. Eine Deputation der Nationalverſammlung ging dem König entgegen, und kam früher als er zurück, im nämlichen Augenblicke, da die Huiſſiers des Königs Ankunft ausriefen. Alle Deputirte ſtanden auf, und zogen die Hüte ab. Der Präſident verkündete, die Nationalverſammlung ſey nicht weiter deliberant, und niemand habe die Freiheit zu reden. Der König, von Miniſtern umgeben, trat herein, ſetzte ſich auf die Stelle neben dem Präſidenten, und hielt eine Rede, welche ich Ihnen hierbey Wort für Wort im Franzöſiſchen mitſende, und deren Reſultat war: Er habe dem Churfürſten von Trier und den andern Deutſchen Fürſten erklärt, wenn die feindliche Verſammlung der Franzöſiſchen Truppen bis zum funfzehnten Januar in ihren Ländern nicht aufhöre, ſo ſähe er ſie als Frankreichs Feinde an. Oft wurde die Rede durch Klatſchen, bravo und vive le Roi rufen unterbrochen. Um acht Uhr verließ er die Verſammlung. Als der König weg war, berichtete der neue Kriegsminiſter Narbonne: Se. Majeſtät habe ihm Befehl gegeben, dafür zu ſorgen, daß 150,000 Mann binnen Monatsfriſt an den Gränzen verſammelt, in drei Armeen getheilt, und von Rochambeau, Luckner und la Fayette angeführt würden. Bei dieſen Namen klatſchte man dreimal. Es iſt beinahe unglaublich, wie ſehr Fayette von allen Parteien in Frankreich geliebt wird. Die Nationalgarden, welche unter ihm dienten, beten

ihn

ihn an, und niemand kann sein Betragen lästern, außer wer den Zusammenhang der Umstände nicht kennt, oder wer von der Eigenliebe oder von des Vorurtheils dickem Nebel umgeben spricht. In den Klubs läßt man diese drey Armeen, jede nach ihrem bestimmten Platz in Deutschland schon abmarschiren.

Dieser Schritt muß in der Revolution eine neue Epoche machen; doch wie die Sachen itzt stehen, ist es menschlichen Augen unmöglich, die Wendung, welche sie nehmen werden, durchzuschauen. Hier sind drey Hauptparteien: Jakobiner, Feuillans, und Prinzliche. Die letzte Partei ist sehr schwach; sie könnte aber leicht stärker werden, wenn sie ihre Foderungen herab stimmte, und durch einen kräftigen Stoß von außenher unterstützte. Man weiß, wie alles sich änderte, als Monk in Karls II. Zeit in England einmarschirte. Das Benehmen der Nationalversammlung, die schauerlichen Blutbäder in Avignon und auf St. Domingo, und der heimliche Einfluß der unbeeidigten Geistlichen sind Ursache, daß manche die herrschende Partei verlassen. Hierzu kommt die Bestimmtheit, womit einige Europäische Mächte nach der königlichen Sanktion ihre Meinung erklärt haben. Die Durchsehbarkeit der Oesterreichischen Politik, der hohe Ton, aus welchem die Prinzen reden, und die Menge klingender Münze, die, nach dem Ausspruche aller Reisenden, unter ihnen im Umlauf ist: wenn man dieß alles erwägt, so ist die Verfassung so kritisch als möglich, und ein Bürgerkrieg unausweichlich; aber wer darf den Erfolg vorher sagen? Von den

Beispielen Lüttichs, Hollands und der Oesterreichischen Niederlande läßt sich auf Frankreich kein Schluß machen. Durch dieses Reich marschirt keine Armee in einem oder in acht Tagen. Die geistlichen Güter setzen es in Stand, einen Krieg, wenn er nur im Anfang mit einigem Glücke geführt wird, auszuhalten; und sinken gleich die Assignate, so hat Nordamerika's Beispiel gezeigt, daß damit die Sache noch nicht verloren ist. In Koblenz spricht man mit Verachtung von den Nationalgarden; aber ihre Mannzahl ist groß, sie werden gut bezahlt *); von einem Rochambeau, Luckner und la Fayette angeführt, darf man sie den von Washington, Gates und Lee angeführten ungeübten Amerikanern wohl an die Seite setzen. Wenn man aber alle Umstände erwogen, sieht man nichts, als daß sich in diesem schönen Reiche alles zu einem Bürgerkriege zusammen zieht, der vielleicht die Kriegsflamme über ganz Europa verbreiten wird. — Mein glückliches Vaterland, im Schooße des Friedens kannst du deine Ruhe sichern, deine Schulden bezahlen, und deinen Handel ausbreiten! Ein Deputirter, welcher vor einigen Tagen in der Nationalversammlung mit Kenntniß und ohne die gewöhnlichen Sarkasmen die Europäischen

*) Man rechnet, daß gegenwärtig die Armee täglich eine Million Livres kostet. Die Zentraltruppen in Paris erhalten zwanzig Sous täglich, sie belaufen sich auf 6000 Mann. Die Nationalgarden an den Gränzen erhalten funfzehn Sous, und die Linientruppen dreyzehn Sous.

ropäischen Kabinette durchging, sagte, da er auf Dännemark kam: Dännemark wird vom Kronprinzen regiert, dessen Zwecke, wie die seiner Minister, weise und ganz auf die innre Staatsverwaltung gerichtet sind.

Unter allen diesen Umständen besucht man die vielartigen Schaubühnen *) weit mehr als vorher. Immer findet man auf den 600 hier befindlichen Kaffeehäusern Gesellschaft; in einige kann man sich am Abende kaum hinein drängen. Man disputirt, lacht und tanzt, und die Belustigungen gehen ihren gewöhnlichen Gang. Vor einigen Tagen ging ich in der Absicht aus, Prokope, das berühmte Kaffeehaus, wohin Piron, Voltaire und Fontenelle täglich eine große Menge schöner Geister zogen, zu besuchen. Als ich durch das Palais Royal ging, ward ich eine Menge Menschen gewahr, welche standen und ein Plakat lasen. Die Neugier trieb mich auch dahin. Ich drängte mich durch die Menge, und fand, daß M. Prudhomme anschlagen lassen, er wolle eine Beschreibung der crimes de tous les Rois de l' Europe herausgeben. Ich sah um mich her die Zuschauer an; und da ich bemerkte, daß der größte Theil derselben lachte, so lachte ich mit, und ging mei-



*) M. le Roy, der nämliche, den ich Ihnen schon genannt, ein in der schönen Literatur sehr bewanderter Gelehrter, hat mir 27 öffentliche Theater hergerechnet, die jetzt in Paris existiren; und noch baut Mselle Montansier ein großes Theater mir gegenüber in der Gasse, wo ich wohne.

nes Wegs. In Genf las ich: Vicomterie histoire des crimes des Rois de France. Dieß Buch enthält nichts anders als einen skandaleusen Roman, eine Farce, voll verdrehter Thatsachen und überspannter Deklamationen. Nach dem erwähnten Plakat zu schließen, vermuthe ich, daß des Prudhomme Arbeit in demselben Geschmacke der Art Schriften geschrieben seyn wird, von welchen man nur einige Blätter zu lesen braucht, um sie völlig unschmackhaft zu finden. Dicht neben dem Plakat sah ich einen andern Anschlag, welcher die Nachricht enthielt, daß der berühmte Preville diesen Abend auf dem Theatre de la Nation *) spielte. Da dieß etwas nicht gewöhnliches war, und ich Prokope immer sehn konnte, veränderte ich meinen Gang, und steuerte auf's Theater zu; aber alle Billets waren schon ausgegeben. Da stand ich ganz niedergeschlagen, als sich mir ein Mensch näherte, und mir ein Parterrebillet (welches sonst nur zwei Livres kostet,) für fünf Livres anbot. Preville, dachte ich, ist wohl drei Livres werth, vergaß meine Armuth, und sprang durch die Thüre. Eine Stunde hindurch hatte ich vom Gedränge und Zug gelitten, als die Decke aufflog, und Preville mit Mad. Petit im le Philosophe

*) Vor der Revolution hieß dieß Theater: Theatre Français. Im Palais Royal ist ein Theater, welches itzt Français heißt, und welches mit dem Theatre de la Nation stark rivalisirt. Um diesem seinen vorigen Glanz wieder zu schaffen, tritt Preville wieder auf diese Bühne.

losophe sans le sçavoir auftrat. Mit Worten kann ich Ihnen den heftigen Beifall, welcher während eines halbstündigen Applaudirens auf ihn hinregnete, nicht ausdrücken. Noch nie hat mich die Aktion eines Schauspielers stärker getäuscht. Mad. Comtat, bei deren Erscheinung schon hundert Stimmen riefen: la voila! c'est Comtat! Vanhove, Fleury, Mole', alle vortreffliche Schauspieler, spielten, von Preville begeistert, diesen Abend so meisterhaft, daß ich nie in dem Grade hingerissen wurde, nie einem Schauspieler seinen verdienten Beifall, wie diesen Abend, beneidete. Dieß war das einzige, was mich daran errinnerte, wo ich war. Die Geschichte des Theaters ist Geschichte der Sitten, und oft lernt der Geschichtschreiber aus demselben den Geist und die Denkart der Zeit besser als aus Gesetzen und Verordnungen kennen. Ludwig XII. dieser vortreffliche Fürst, von welchem la Vicomterie nichts als Laster erzählt hat, die er nie beging, war sehr ökonomisch, und war kein Freund des Papstes Julius II. Er erlaubte den Schauspielern in Frankreich, den Papst auf's Theater zu bringen, und man bediente sich dieser Freiheit in Frankreich und in den Provinzen so lange, bis man den König selbst, unter dem Bilde eines Geitzhalses auf die Bühne brachte. Da jemand dem König dieß erzählte, und hinzu fügte: ein Theil seiner Höflinge sey gegenwärtig gewesen, und habe recht herzlich gelacht, antwortete Ludwig: Mein Freund, laß sie spielen was sie wollen; ich will lieber, daß meine Hofleute über meinen Geitz lachen,

als daß meine Unterthanen über meine Verschwendung weinen. —

Es war meine Absicht, mit dieser Post Ihnen eine historische Nachricht von den Veränderungen zu geben, welche während der Revolution mit der Geistlichkeit und dem Landvolk in Frankreich vorgegangen sind. Ich hatte damit angefangen, als gestern plötzlich diese wichtige Neuigkeit eintraf. Ich sitze die Nacht auf, und sende sie Ihnen so frisch als möglich mit allen Umständen. Sie werden diese nächtliche Arbeit mit Nachsicht beurtheilen; das nächste mal werde ich mich mit Ihren Ordensbrüdern beschäftigen, da werden Sie mich aber nicht so leicht durchschlüpfen lassen. Vale et fave.

---

## Rede des Königs, gehalten in der Nationalversammlung am vierzehnten Dezember Abends um sechs Uhr.

Meine Herren! Ich habe das Dekret vom 29. des vorigen Monats, in welchem Sie mich zur Ergreifung strenger Maßregeln, um die Ehre des Französischen Volks und die Sicherheit des Reichs gegen die der Ruhe desselben Gefahr drohenden feindlichen Versammlungen zu sichern auffordern, in genaue Erwägung gezogen. Sie sind mir in dem Entschlusse, Maßregeln zu ergreifen, welche die erwählten Repräsentationen und die erblichen Repräsentanten eines großen Volks (hier klatschte man und rief Bravo!) in den Augen der Nationen



ach-

achtungswürdig machen, nicht zuvor gekommen. Sie wünschen, daß ich den Mächten zu erkennen gebe: die Französische Nation verlange, daß die feindlichen Versammlungen, die der Freiheit mehr Gefahr als ein offenbarer Krieg drohen, aufhören sollen. Ich habe seit lange schon geglaubt, daß die Umstände eine große Vorsicht forderten, daß man der Nation, die kaum den Erschütterungen einer Revolution enthoben ist, Zeit geben müsse, auf der Grundfeste ihrer Konstitution zu ruhen. Sie haben mir aber zu erkennen gegeben, die Nation verlange lieber Krieg als einen verderblichen Ruhestand. Ich habe in Ihrem Dekrete den Ausdruck des Wunsches eines Volkes zu finden geglaubt, welches die unzuberechnenden Uebel des Kriegs zu vermeiden suchte, und ich habe deshalb alle Mittel angewandt. Auf der einen Seite suchte ich die Emigranten zur Anhänglichkeit an Gesetze, welche eine große Majorität der Nation bekräftiget, zu bewegen. — Auf der andern Seite drang ich bei den fremden Mächten darauf, daß sie in ihren Landen nicht ferner Versammlungen und Kriegsrüstungen duldeten, welche mit einer friedlichen Nachbarschaft und mit dem Völkerrechte stritten. Der Kaiser leistete, was sich von einem guten und treuen Alliirten erwarten ließ: er brachte die in seinen Staaten entstandenen Zusammenrottungen aus einander. — Andre Fürsten ertheilten mir Antworten, deren ungerechte Weigerung ernstliche Maßregeln heischt. Ich will Ihnen diejenigen bekannt machen, welche ich ergriffen habe. (Hier erfolgte starkes Händeklatschen.) Dem Churfürsten von Trier erklärte ich, ich

würde, wenn zwischen hier und dem 15. Januar nicht alle Zusammenrottung der Franzosen in seinen Landen zerstreut wäre, ihn als einen Feind Frankreichs betrachten. (Händeklatschen, Bravo und vive le Roi! rufen.) Die nämlichen Maßregeln beobachtete ich in Ansehung aller übrigen Fürsten, welche ähnliche Zusammenrottungen dulden. Indem ich den Fremden, welche in Frankreich einen Schutzort suchen, die vollkommenste und gerechteste Freiheit sichre, werde ich das Recht haben, einen vollgültigen Ersatz für die Beleidigungen zu fordern, welche den Franzosen in der Fremde widerfahren sind. Ich ersuchte den Kaiser schriftlich um die Fortsetzung seiner guten Dienste, und foderte thätige Beihülfe zur Erhaltung des Friedens von ihm als Oberhaupt des Reichs. Ich verspreche mir viel von seiner Vermittelung. Werden seine Vorschläge nicht beachtet, so bleibt uns kein andrer Ausweg als Krieg übrig, den ein edel denkendes Volk in allen den Umständen, wo seine Ehre es fodert, anwenden wird. Es ist aber erforderlich, meine Herren, daß Sie, um diesem edeln Entschlusse zu entsprechen, auf den Zustand der Finanzen ein wachsames Auge haben; daß Ihre Berathschlagungen einen ernsten, kühnen, imposanten, kurz, einen solchen Gang nehmen, welcher den Repräsentanten eines großen Volkes angemessen ist; daß die, durch die Konstitution bestimmten Machthaber sich unter einander achten, und sich achtungswürdig zu machen suchen; kurz, daß sie von einander, nur nicht durch Feindschaft unterschieden seyn. Es ist einmal Zeit, der Welt zu zeigen, daß das Französische Volk, die Repräsentan-

ten desselben, und der König nur Eins sind. (Gleich Blitzstrahlen fuhren die heftigsten Ausdrücke des Beifalls hervor.) An dieser Einstimmung, an dieser wechselseitigen Werthachtung wird man erkennen, daß die Konstitution unerschütterlich ist. Was mich betrifft, vergebens wird man mir meine Bemühungen verhaßt zu machen suchen. Ich erkläre hier vor ganz Frankreich: es soll nicht an mir liegen, daß das Gesetz nicht eine Stütze der Bürger und ein Schrecken der Abtrünnigen werde. Mit Treue will ich über die mir anvertraute Konstitution wachen. Wenn Menschen, die nur Unordnung und Unruhe wünschen, mein Ansehen angreifen, so werde ich mich zu keiner Art Rache herab würdigen. Diejenigen, welche genau und ohne Parteisinn meine Verwaltung beobachten, werden einsehen, daß ich es tief in mir fühle, wie schön es sey, König eines freien Volks zu seyn. (Sie können Sich leicht vorstellen, welch eine Wirkung diese Worte, womit der König seine Rede schloß, hervorbrachten.)

---

## 21.

Paris, den 6. Jan. 1792.

Man hat Paris die Hauptstadt in Europa genannt; mit gleichem Rechte kann man das Palais Royal die Hauptstadt in Paris nennen. Hier ist eine kurze Beschreibung desselben; willst du eine weitläuftigere, so mußt du Schulz über Paris, ein gutes und unterhaltendes Buch, lesen. Dieß Palais ist eine Welt in compendio, wo alles feil, alles, was zur Belustigung und Verführung dient, ausgestellt ist. Hier sind Theater und Buchläden, Huren- und Kaffeehäuser, Lesegesellschaften und Spielhäuser; hier findest du alle Waaren der Ueppigkeit, von goldnen Uhren und Seidenstoffen an bis zu Pasteten und Zuckermandeln herab. Nicht genug, daß dieß alles hier ist, man sieht auch, wie Kunst und Geschmack alles angewandt haben, um der Vorübergehenden Augen und Herzen anzureitzen. Stelle dir unsre Reitbahn wie einen Garten vor, welcher mit Lesekabinetten in Form von Lusthäusern bestreut ist; von Morgens um zehn bis Abends eilf Uhr sind diese Häuschen mit Menschen und Journalen angefüllt; stelle dir die Alleen dieses Gartens vor, welche bei gutem Wetter, wie der Kavaliergang im Rosenburger Schloßgarten am Sonntage,

tage, von Spaziergängern besucht werden; stelle dir endlich vor, daß über den Bogengang um die Reitbahn sich Stockwerke ziehen, so hoch wie das Hauptgebäude des Christiansburger Schlosses — so hast du ohngefähr eine Vorstellung ad hominem von diesem berühmten Platze. Gesetzt, du spazierst innerhalb dieses Bogenganges; linker Hand siehst du durch die Bogen den Garten, und rechter Hand statt der Ställe — laß dir von mir erzählen, was du da alles siehst: zuerst einen Buchladen, in welchem Bücher in Marmorbänden, Rousseau's, Voltaire's, Mably's, Mirabeau's und alle ausgesuchte Werke auf's niedlichste aufgestellt sind. Im Buchladen sitzt eine geputzte und geschminkte Dame, die manchem ein Buch verkauft, das nur ihrer oder des Einbandes wegen gekauft wurde. Nahe dabei siehst du durch die Fenster eine Menge Menschen; einige sitzen mitten im Saal um einen Kamin, und disputiren heftig mit einander; andre sitzen an kleinen Tischen mit Marmorplatten, und lesen in den Zeitungen; noch andre rufen nach Kaffee, Chokolade; wieder andre liebäugeln mit den vorüber gehenden Damen. Dieß ist das berühmte demokratische Kaffeehaus, (Caffé de Foix.) Du gehst weiter, und stehst hier und da bey einer Reihe von Krambuden stille; hier beschaust du Seidenstoffe, seidne Kleider, und ganz fertige Uniformen, dort Porzellainservicen, goldne Uhren — und Fächer, geziert und beschrieben mit den Erfindungen des unerschöpflichen Französischen Witzes. Indem du so dastehst, schleicht sich vielleicht eine Hand in deine Tasche, um dein Portefeuille zu stehlen; es kommt einer auf dich zu, und

bietet

bietet dir die Hiſtoire ſécrète de la Reine an, ein andrer flüſtert dir zu: venez Monſieur! à une charmante ſociété, das heißt: eine Geſellſchaft, wo vor kurzem ein Engländer an einem Abend 20,000 Reichsthaler verlor, und ſich den Morgen darauf erſchoß. Kaum hat deine Vorſicht dich dieſer Gefahr entzogen, als ein ſanfter Fächerſchlag dich umzuſehen zwingt, und du ſiehſt eine Dame im Seidenkleide dich mit der vertraulichſten Miene von der Welt begrüßen. Ich nehme den Fall, du ſeyſt, wie ich, etwas blöde in Geſellſchaft mit dem ſchönen Geſchlecht, du glaubſt ſonach, ſie habe ſich geirrt, grüßeſt ſie ehrerbietig, und gehſt deines Wegs. — Indem hörſt du, daß ſie einer Freundin zuruft! Quelle bête! Die Uhr iſt drey, und dieß iſt Speiſezeit. Am Ende der erwähnten Buden führen zwei Glasthüren dich bei einem Speiſewirth, oder, wie er hier ſehr uneigentlich heißt: Reſtaurateur, ein. Man bringt dir einen gedruckten Zettel, welcher dir die Wahl zwiſchen 120 verſchiedenen Gerichten läßt, deren Namen du größtentheils in deinem Wörterbuche nicht findeſt. Du ſpeiſeſt einige Gerichte, bezahlſt fünf Livres, und gehſt — hungrig von dannen. Du willſt in's Schauſpiel: das Palais Royal bietet dir fünf Theater, unter welchen du wählen kannſt.

Das Palais Royal iſt der berühmte Platz, wo der Plan zur Eroberung der Baſtille gelegt wurde; wo les gardes Françaiſes, von Schinken, Rheinwein und Dukaten begeiſtert, ihren König und ihren Eid aufgaben; wo das Geld des Herzogs von Orleans, und der Kopf eines Mirabeau, die große Maſchine in Bewegung

wegung setzten, welche itzt ganz Europa in Waffen zu setzen scheint, und macht, daß das achtzehnte Jahrhundert endet, wie es begann: mit einem allgemeinen Kriege. Kardinal Richelieu erbaute es, und setzte über das Hauptthor: Palais Cardinal; eine Ueberschrift, die ihrer Eitelkeit wegen die witzigen Köpfe der Zeit sehr beschäftigte, und von welcher Balzac behauptete: sie sey nicht Französisch. Aus Politik schenkte er's an Ludwig XIII. Die Inschrift wurde weggenommen, und es erhielt den Namen: Palais Royal. Ludwig XIV. welcher sich in seiner Jugend dort aufgehalten, überließ es seinem Bruder, dem Herzog von Orleans, unter dessen Sohne und Enkel es erweitert, verschönert, und beinah ganz umgebaut wurde. Nach der Gartenseite hinaus wölben sich 180 Bogen; man rechnet, daß der Herzog von Orleans aus jedem Bogen jährlich 100 Louisd'or Miethe zieht, nämlich für Krambuden und Zimmer, die sich durch alle Stockwerke obenhin ziehen, und die an reiche Privatpersonen, mehrentheils Reisende, vermiethet werden. —

Wer auf Einen Tag zwei Extreme der Kunst, deren eins, um Rosen darin zu streuen, das andre um Dornen zu pflücken aufgeführt wurden, zu sehen wünscht, der gehe vom Palais Royal zur Salpetriere, die an einer Außenseite von Paris liegt. Ich glaube und hoffe, daß die Salpetriere eben so wenig ihres gleichen in Europa habe, als das Palais Royal. Du kannst den ungeheuer großen Umfang des Hospitals daraus abnehmen, daß hier 7000 Menschen wohnen.

Von

Von außen hat das Ganze das Ansehen eines Schlosses; wenn man aber hinein kömmt, und die dunkeln Gänge, die beschmutzten Wände sieht, und überall tödtlichen Gestank und Unreinlichkeit bemerkt, so muß man nothwendig dasselbe, das der Staat zu einer so wichtigen Einrichtung bestimmte, verwünschen. Ich sagte, 7000 Menschen wohnen und werden hier ernährt; unter diesen 800 Findelkinder, die bis zu einem gewissen Alter hier erzogen werden. Eine Menge derselben, alle mit Holzschuhen versehen, sah ich im Hofe spazieren. Einige unter den Mädchen waren schön, zugleich aber äußerst frech; und wie ist es anders zu erwarten, da sie in einem für Verbrecher und Wahnsinnige bestimmten Hause erzogen werden? Ist es wahr, daß Beispiele uns die Tugend lieben oder verachten lehren, so ist eine Erziehungsanstalt in einem Zuchthause die grausamste Beleidigung der Menschheit, deren Tempel sie seyn sollte. Gestank und Finsterniß von innen machen dieses Palais, wohinein Jugend und Alter, Bosheit und Unschuld, Dummheit und Verschlagenheit, Seelen- und Körperkrankheit gestopft sind, zu einer wahren Mördergrube. Einer der Aerzte der Stiftung, führte mich herum. Mehr als Einmal empörte mich sein bleiches, widerwilliges Antlitz, und die unbarmherzige, phlegmatische Kälte, mit der er zu den Kranken sprach. Hin und wieder sah ich drei, ja in einigen vier mit verschiedenen Krankheiten Behaftete, eingewickelt in schmutzige Lacken in einem und demselben Bette neben einander liegen. In einem Saale sah ich 48 Wöchnerinnen mit ihren neugebornen Kindern;

dern; zwei und zwei hatten vor ihrem Bette ein Feuerfaß mit halb ausgebrannten Kohlen stehen, die im Saal einen Dampf verbreiteten, welcher, verbunden mit dem Geschrei der Kinder — — Doch genug von diesem schrecklichen Wohnorte. Es lebe Winslov und das Friedrichshospital!

Unläugbar wahr ist es, daß die Verfassung Frankreichs während der ganzen Revolutionszeit nie so kritisch war, als im gegenwärtigen Zeitpunkte. Die Frage ist: Sollen Rochambeau und Fayette in Deutschland einmarschiren, und die Emigranten aus einander treiben? Noch ist keine Frage von gleicher extensiver Wichtigkeit aufgeworfen. Vorher ging die Sache bloß Frankreich, itzt geht sie ganz Europa an. Ich vermuthe, daß eine kurze Beschreibung der dermaligen Stellung der Parteien zu einander dich, wie jeden denkenden Mann, interessiren wird. Aus der Beschreibung selbst wirst du sehen, daß ich Gelegenheit hatte, mich mit der innern Beschaffenheit derselben vertraut zu machen. Du mußt nur geduldig mir in meinen Abschweifungen folgen; bald werde ich wieder zur Hauptsache zurückkehren. Es ist sehr beschwerlich, diesen Ozean von Begebenheiten, von welchen ich hier täglich Zeuge bin, in der Kürze zusammen zu fassen, und zu den Hauptszenen zurück zu führen.

In meinem letzten Briefe schrieb ich dir, die Nationalversammlung habe viel von ihrer Achtung verloren, und dieß verhält sich in der That so. Im gegenwärtigen Briefe will ich einige natürliche Ursachen zu jenem

Verluste, und zugleich erzählen, wie sie wieder zu gewinnen anfängt. Denke dir 747 Deputirte, die von allen Seiten eines weitläuftigen Reichs zusammen kommen. Es fordert Zeit, bis sie sich einander kennen lernen, bis sich unter ihnen eine Art von Vertrauen verbreitet, und bis das Ganze das Gepräge eines Charakters erhält. Manche unter ihnen sind nicht gewohnt öffentlich zu reden, und wollen erst die Gemüther ausforschen. Manche bringen mehr Vorsicht als Muth, mehr Kenntnisse als Wohlredenheit, mehr Aufklärung als Enthusiasmus mit; auch diese wollen Zeit haben. Diese theilen unter der Hand ihre Ideen und Arbeiten andern in der Stille in den Comitées mit. Der ist der Dreisteste, welcher zuerst zu reden beginnt, aber der Dreisteste ist nicht immer der Klügste. Merlin, Chabot, Bazire, welche mit zuerst laut in der Nationalversammlung redeten, hatten wenig mehr als Stimme und Enthusiasmus. Unstreitig zeigten Brissot, Garran-Coulon und Isuard sowohl Talente als Kenntnisse und Beredsamkeit; aber ihre erstaunende Heftigkeit macht sie nur wenig zu Gesetzgebern geschickt. Welch ein Unterschied zwischen Brissots stürmischer Heftigkeit und Vaublancs edler, kraftvoller Wärme! Während der Revolution war Mirabeau so nothwendig wie der Sturm im Winter; aber mit der Sanktion des Königs endete die Revolution, und nach einem drei Jahre langen Winter ruft Frankreich nach einem Frühjahre; den sanftern Winden muß der Sturm weichen. Die, welche zuerst in der Nationalversammlung zu reden begannen, suchten

offen-

offenbar mehr den Beifall des Pöbels als das Beste des Volks, und legten Plane zu einer Republik, statt über die Konstitution, die sie beschworen hatten, zu wachen. Sie waren indeß Tonangeber; alle die, welche gleiche Grundsätze hatten, sammelten sich um sie her. Die äußerst aufmerksamen Jakobiner nahmen diese mit Freuden in ihren Schooß auf, bliesen ihr Feuer noch mehr an, wie ihren Enthusiasmus, und nun entstand in der Nationalversammlung eine mächtige Partei, die um so mächtiger ward, da alle ihre Gegner, alle die nämlich, welche gegenseitiger Meinung waren, isolirt und nicht so wirksam, wie jene in Eine Masse vereinten Männer, waren. Solchergestalt begann man damit, die Würde des Königs anzugreifen; man verschleuderte die Zeit mit meist ungegründeten Denunziationen und Ausfällen auf die executive Macht; es kamen Dekrete gegen die Emigranten und gegen die Geistlichkeit zum Vorscheine, wie mehrere, in Rücksicht auf die des Königs Veto eine wahre Wohlthat gewesen ist. Verschiedene Deputirte kamen mit dem Vorsatze nach Paris, Mitglieder keines der politischen Klubs zu seyn; frei wollten sie ihre Meinung behalten, und sie fürchteten, daß sie, in einen Parteigeist (esprit de partie) gezogen, den einem Gesetzgeber so wesentlichen Gemeingeist (esprit public) verlieren würden. Ein großer Theil derselben sah sich aber durch Umstände genöthiget, seinen Vorsatz fahren zu lassen. So lange Jakobiner sind, sagen sie, müssen nothwendig auch Feuillans seyn; das Motto dieser ist: La Constitution, toute la Constitution, rien que la Constitution. Zwei Monate

lang bin ich nun Mitglied dieser Gesellschaft *) gewesen, und habe dort nach und nach so manche Bekanntschaften gemacht, daß ich mit dem äußersten Interesse vier Abende in der Woche dahin gehe, um den ersten Ursprung der Tories in Frankreich zu studiren. Es werden vielleicht einige hier heimliche Aristokraten zu finden glauben; diese irren aber sehr: sie kennen nicht den warmen und geläuterten Patriotismus Cherons, nicht Dumas, welcher unter Rochambeau in Nordamerika focht, nicht Montesquiou, Präsident in der vorigen Nationalversammlung, nicht la Cretelle, der so vortrefflich über Erziehung schrieb, nicht du Quesnel, den Sohn des berühmten Stifters des physiokratischen Systems, nicht Vaublanc, und so viele andre, welche keine Mitglieder der Nationalversammlung sind noch waren, die aber in diesem Klub ihre Meinung sagen. Sie verlangen, daß der König und die Minister die Gerechtsame und das Ansehn behalten, welche die Konstitution ihnen zugesteht. Sie wollen keine Republik haben, nicht, wie Brissot, Krieg mit dem ganzen menschlichen Geschlechte, pour la grandeur de la Nation; sie wollen, kurz gesagt: die Konstitution und nichts anders, bis die Zeit kommt, da die Konstitution selbst eine Verbesserung der Fehler, die sie enthält, zuläßt.

*) Ich bin der erste und letzte Fremde, welcher in diese Gesellschaft aufgenommen ist; denn erst (zu meinem Glücke) ein paar Tage nach meiner Aufnahme ward dekretirt, es sollte niemand Mitglied werden können, der nicht Citoyen actif sey.

läßt. Obgleich die Erbitterung *), womit diese beiden Parteien itzt gegen einander zu reden und zu schreiben beginnen, und die eine Begebenheit, die ich dir gleich mittheilen will, noch mehr entflammt hat, allem Ansehen nach mit der Zeit in einen Bürgerkrieg ausbrechen wird; so habe ich doch gar keinen Grund zu glauben, daß dieß eintreffen kann, so lange die Prinzen mit ihren Truppen an den Grenzen stehen, oder von außen irgend etwas zu befürchten ist. Bei beiden Parteien ist die Erbitterung gegen die Prinzen noch zu stark, als daß diese Uebereinstimmung in der Denkweise sie nicht äußerlich vereinigen sollte, so lange von dieser Seite noch etwas zu befürchten ist. So viel ist gewiß, diese Gesellschaft nimmt



*) Unter andern Beweisen will ich bloß folgende Ausdrücke aus einigen Briefen des Präsidenten Cheron, welche zwischen ihm und dem Maire von Paris gewechselt wurden, anführen. Sie sind gedruckt, und drücken die Meinung der Gesellschaft im Namen des Präsidenten aus: Ami & defenseur de la Constitution, de l'ordre, de la justice & de la verité, je me declare hautement ennemi implacable des factieux, des malveillans, des parjures, & des calomniateurs, je les poursuivrai jusqu' à ce qu' il n' en existe plus. Si des vains prejugès, d' absurdes pretentions ont fourni et preparent encore des martyrs à l' aristocratie, un zele plus noble, un patriotisme sans borne, me donnera le courage d' être, s' il le faut, le martyr de la Constitution: ce sont là les sentimens de tous les bons citoyens; qu' ils tremblent donc les faux amis du peuple, c' est un combat à mort etc.

trotz aller Kabalen der Jakobiner ungemein zu, sie will alle Bürger, welche, mit den Jakobinern unzufrieden, sich vielleicht zur Partei der Prinzen schlagen könnten, wenn sie keine Partei gefunden hätten, welche den Mittelweg ging, und mit ihren Wünschen mehr einstimmte, an sich ziehen; eben so gewiß ist es, daß hier sich der beste Theil der Nationalversammlungs-Mitglieder vereinigt, die ihre Meinungen konzentriren, und ihnen die nothwendige Kraft mittheilen. Nach der merkwürdigen Addresse des Departementsdirektorium in Paris an den König ist ihr Einfluß auf die Nationalversammlung so kenntlich, daß dieß sowohl die Jakobiner erbittert, als es in der Nationalversammlung eine neue und vortheilhafte Epoche zum Entstehen bringt.

Nun zu der Begebenheit, deren ich oben erwähnte, und die in Kabalen besteht, welche die Jakobiner, um diesen Klub der Feuillans umzustürzen, anstifteten. Im Anfange des Novembermonats begann die Gesellschaft, welche seit dem Julius wie todt gewesen war, sich wieder zu sammeln; doch nicht, wie die Jakobiner, öffentlich, denn das litt ihr Lokal nicht. Dieß ward bekannt, und die Jakobiner, welche den monarchischen und andre Klubs, die sich nicht mit ihnen vereinigen wollen, getrennt hatten, arbeiteten daran, dasselbe Spiel hier zu spielen. Sie fingen ihre Unternehmung folgendermaßen an: Eines Abends, ungefähr in der Mitte des Dezembers, trat ein Mitglied mit der Nachricht herein: es sey eine Menge Menschen draußen, welche, um die Debatten der Gesellschaft zu hören, eingelassen zu werden wünschten. Man

rathschlagte darüber, und die Majorität entschied: man wolle ihnen einen Saal des Chores einräumen. Den folgenden Tag wollte man Tribunen, welche ungefähr 300 Menschen fassen könnten, einrichten. Der Eingelassenen waren ungefähr 50, und sie verhielten sich diesen Abend sehr gut; es war am Freitage. Am Sonntage waren die Tribunen eingerichtet, und die Eröffnung der Gesellschaft mit Menschen angefüllt, welche sehr unruhig waren. Als der Präsident mit der Glocke das Zeichen zum Anfang gegeben, rief einer von der Tribune: er habe eine Addresse, welche er zu lesen verlange, und die er auch sogleich mit aller der Heftigkeit und Unverschämtheit las, welche, um die darin enthaltenen Grobheiten gegen einige Glieder der Gesellschaft auszustoßen, erforderlich war. Die Addresse war im Namen des Volks abgefaßt, welches die Gesellschaft wissen ließ: es würde ihre Zusammenkünfte mit Vergnügen sehn, wenn ihre Absicht nicht sey, den Despotismus, das Lehnssystem und die Parlamente wieder einzuführen, wenn sie nicht hommes à deux faces und les ci-devant Parlementaires unter sich aufnähmen, qui n'ont pas encore renoncé à leur noblesse & leurs epices.*) Der Präsident



*) Um dieß zu verstehn, mußt du wissen, daß Barnave mit zwei Gesichtern abgemahlt ist, und so gestaltet im Kupfer sich auf allen Gassen aushängt; ferner: daß André, Mitglied der vorigen Nationalversammlung, und ohne Widerrede einer der besten Köpfe in Frankreich, zuvor Parlamentsherr war, nun aber Kaufmann ist, und mit Gewürzen

sident Cheron, welcher sich in dieser ganzen sehr delikaten Sache mit Muth und Klugheit benahm, die ihm der ganzen Gesellschaft vollkommene Achtung erwarb, antwortete dem Verleser: der Gesellschaft Wahlspruch sey: la Constitution, und ihre Versammlungen seyen öffentlich; dieß, glaube er, könne alle die beruhigen, welche etwas für die Konstitution fürchteten. Sonst ging diesen Abend nichts von Bedeutung vor. Am folgenden Abend waren die Tribunen sehr unruhig; man bemerkte einige Mitglieder des Jakobinerklubs, und unter diesen den Bischof von Calvados, Fauchet. Die Redner der Gesellschaft wurden oft durch Stampfen und Geschrei unterbrochen. Mehr als Einmal wandte sich der Präsident gegen die Tribunen, und bat im Namen der Konstitution und des Vaterlandes, deren Bestes man hier zu befördern suche, die guten gegenwärtigen Bürger möchten es nicht dulden, daß jemand ihnen zur Seite säße, welcher die Ruhe der Gesellschaft störe. Alles dieß war nur Vorspiel, welches einige Abende dauerte. Am 23. Dezember begann ein ordentlicher Sturm. Während eines Lärms, den die Stimme des Präsidenten nicht zu durchdringen vermochte, trat ein Mitglied der Gesellschaft, ein Offizier der Nationalgarde, in die Thüre.

So

würzen handelt. Du weißt, Epices bedeutet sowohl Sporteln als Gewürze, und verstehst also den Hieb. D'Andre' saß gerade vor mir, und lächelte darüber. Barnave saß etwas weiter zurück; den konnte ich nicht recht sehen.

So wie er eintrat, rief eine Stimme von der Tribune herab:

„Seht, da kommt ein Janitschar in Nationaluni-
„form.“

Er wandte sich um gegen die Tribune, und sagte:

„Wer es wagte mich zu provoziren, trete hervor!“

„Der war ich!“

rief einer, sprang in den Saal, ihm nach stürzte fast alles, was sich auf den Tribunen befand. Man suchte den Lärm zu stillen, es war aber unmöglich; es war ein Geschrei über Aristokraten, und ein Lärm, welcher über alle Beschreibung geht. La Cretelle erhob seine Stimme mit dem Vorschlage: die Gesellschaft solle die Versammlung dieses Abends dem Gesetze überlassen (abonner la séance à la Loi.) Man schickte zu zwei Commissaires de Police; diese kamen, und setzten sich jeder an eine Seite des Präsidenten. So wie man die beiden Kommissarien mit ihrer dreifarbigen über die Schulter hängenden Scherfe sah, ward alles sehr still. Einer der Kommissarien sagte: er habe einen Brief vom Maire in Paris, Pethion, (einem eifrigen Jakobiner und des Volkes Abgott,) und begann zu lesen. Es stand darin: sie sollten zuerst die Güte gebrauchen, und wenn die nicht helfe, das Militär holen. Hier entstand Lärm. Man behauptete, es sey ein falscher, vom Maire nicht geschriebner Brief, und sandte eine Deputation zu ihm, um der Sache gewiß zu seyn. Während die Deputation unterwegs war, unterhielt man sich damit, daß man

den einen Kommissar beschuldigte, er sey ein Feuillant, und ihn nöthigte, (denn er war ein Pinsel,) seinen Eid darauf abzulegen, daß er kein Feuillant sey noch seyn wolle. Unterdessen ging ein Mitglied nach dem andern fort: dieß war der einzige Ausweg. Sich mit diesem Pöbel zu schlagen, taugte eben so wenig, als vernünftig mit ihm zu reden. Ich ging mit einigen andern in den Klub von 89 *). Kurz nach zehn Uhr kamen zwei Mitglieder, und erzählten: sie kämen geradeswegs von den Feuillans; dort halte der Pöbel Versammlung, habe unter sich einen Präsidenten gewählt, halte procès verbal im Protokoll u. s. w. Wie sie aus der Thür vom Chor gegangen, seyen zwei eifrige Jakobiner, Chabot und

*) Club de 89 im J. 1790 im Jun. von Mirabeau und andern, welche mit dem von der Nationalversammlung über das jus belli et pacis gegebnen Dekret unzufrieden waren, gestiftet. Mirabeau war mißvergnügt, denn er hatte unter der Hand vom Hofe 25000 Livres erhalten, um dem König in diesem Punkte eben dieselben Rechte zu verschaffen, als der König von England besitzt. Dieser Klub ist einer der ansehnlichsten in Paris. Hier trifft man den Abbe' Sieyes, den ci-devant Herzog von Rochefoucault, Bischof von Autun, den jungen muthigen Montmorency, verschiedene Kaufleute, Gelehrte, Offiziers, aber alle in bürgerlicher Kleidung oder Nationaluniform, die beinah eben so ist wie die unsrer Seeoffiziere, blaue Röcke, rothe Aufschläge, goldne Epaulets und weiße Unterkleider. — Ich komme des Abends dahin, um Zeitungen und Journale zu lesen. Ein großer Theil der Gesellschaft besteht aus Feuillans.

und Merlin, gekommen, welche hinein gehen wollen. Voll Freude fragten sie, ohne sie im Dunkeln zu kennen: ah Messieurs, a-t-il reussi? (ist es geglückt?) worauf der eine antwortete: parfaitement bien! (ganz vortrefflich!) und so endete dieser Abend.

Der Präsident machte nun alle Anstalten, um mit bewaffneter Macht solche Szenen bei der nächsten Versammlung zu verhüten. Auch wurde beschlossen, daß alle Mitglieder, welche zur Nationalgarde gehörten, ihre Uniform anziehen sollten. Am zweiten Weihnachtstage war die Gesellschaft sehr zahlreich. Um den Eingang hin, in den Tribunen, selbst im Chore, wurden Soldaten der Nationalgarde postirt. Draußen war zwar einiger Auflauf, und in den Tribunen hier und da Stoßen und Stampfen; aber die Wache bestand aus derben, ausgesuchten Leuten, und die Gesellschaft hörte ohne sonderliche Störung den Mitgliedern zu, welche nach einander den Rednerstuhl bestiegen. Kurz: jeder glaubte das heilige Grab wohl verwahrt, und eben wollte man aus einander gehn, als ein Mitglied kam, und zwei Deputirte der Nationalversammlung vor den Präsidenten hinführte. Das Mitglied berichtete: Als er habe hinaus gehen wollen, sah er Merlin und Grangeneuve, welche von der Schildwache eingelassen zu werden verlangten, aus dem Grunde, weil der Weg zu ihrer Comitée de Surveillance da hindurch führe *). Als die Schildwache

*) Um dieß zu verstehn, mußt du wissen, daß das Kapuzinerkloster, in deren Kirche die Gesellschaft sich versammelt,

wache ihnen dieß verweigerte, so fern sie kein Billet hätten, wiesen sie ihr Merkzeichen, daß sie Mitglieder der Nationalversammlung wären, und verlangten mit dem Präsidenten, der sich unterstände, im Gebiete der Nationalversammlung Schildwachen zu stellen, zu reden. Als das Mitglied ausgesprochen, begann Merlin mit einer Donnerstimme und ein paar funkelnden Augen:

„Heißt das ein Tempel der Freiheit, meine Herrn, wo ein Mitglied der Nationalversammlung durch Sbirren oder Janitscharen in seinen Verrichtungen gehindert wird?“

Bei diesen Worten erhob sich in der Versammlung ein Geschrei, vornehmlich der Nationalgarden. Alle sprangen von ihren Sitzen auf, und drangen auf Merlin zu: Ja, dieß ist der Tempel der Freiheit! ja! ja! rief man mit dem Ton der heftigsten Erbitterung. Es war eine schreckliche Szene. Die Tribunen begannen mitzusprechen — alles war Feuer und Flamme, und ich glaubte ganz sicher, hier würde es zu einem allgemeinen Gemetzel kommen; doch die Klugheit

melt, dicht an den Theil der Thuillerien stößt, welcher vorher ein Reithaus war nun aber für die Nationalversammlung eingerichtet ist; daß ein paar der Kommittirten der Nationalversammlung ihre Komtoire im Kloster haben; daß die Deputirten auf andern und nähern Wegen zu diesen Komtoiren gehen können; daß sie aber diesen Abend diesen Weg wählten. So wollte es die Kabale.

Klugheit des Präsidenten und vieler andern Mitglieder brachte es dahin, daß man die beiden Deputirten aus der Thüre warf. Die Jakobiner gewannen so viel dabei, daß am folgenden Tage in der Nationalversammlung ausgemacht wurde, der Eingang zum Chore des Klosters der weißen Barfüßer (Feuillans) gehöre zum Gebiete der Nationalversammlung, und es können dort keine Versammlungen Statt finden, die Auflauf verursachten. Und sonach ist die Gesellschaft von diesem Lokal getrennt, und gegenwärtig, um ein passenderes zu finden, verlegen. Sie versammelt sich indeß bis dahin in des verstorbnen und bekannten Herzogs von Richelieu Hotel: doch hat die Gemahlin desselben dieß nur auf einige Tage eingeräumt, da das Wesen verkauft werden soll.

Die beiden Hauptgegenstände, welche gegenwärtig eine allgemeine Gährung über ganz Frankreich verbreiten, sind: die innere Verfassung des Reichs in Absicht auf die Finanzen, und die äußere in Absicht auf den Krieg. Ein wichtiges Ansuchen der bedeutendsten Handelshäuser, Fabrikanten und Bürger von Lyon, dat. den 18. Dezember, an die Nationalversammlung hat viel Aufsehen gemacht. Dieß ist nicht etwa eine Addresse mit einigen hundert Unterschriften, von etlichen Jakobinern auf den Kaffeehäusern und in Sektionen von Paris zusammen gevorben; nicht ein dargebrachtes Rauchfaß, dessen Dampf doppelt gefährlich ist, weil er die Nationalversammlung einschläfert, und die ausübende Macht tödtet; sondern dieß Ansuchen enthält einige in einer edlen Bürgersprache geschriebne Rathschläge der wichtigsten Französischen Han-

dels-

dels- und Fabrikstadt, aus den Klassen, auf deren Kunstfleiß die Erhaltung so vieler Tausende beruht; es rührt von Männern her, denen jeder Staat Achtung schuldig ist, weil es ihnen seinen Wohlstand und sein Ansehn verdankt. Sie geben folgende drei Ursachen an, die den öffentlichen Mißkredit und das Steigen des Wechselkourses bis 35 Prozent veranlaßten:

1) Die Unwirksamkeit, (l'inaction,) welche die Nationalversammlung vom Anfang an bis jetzt in Absicht auf die Finanzen gezeigt hat.

2) Den langsamen, schwachen und ganz unbedeutenden Fortgang der Einhebung der Auflagen im ganzen Reiche. (Hieran wird aber itzt aus allen Kräften gearbeitet.)

3) Den Faktionsgeist, welcher gewaltsam zu herrschen und die Konstitution anzugreifen strebt. Ich füge diese Worte der Adresse selbst bei: Ce sont là des verités si evidentes et si simples, qu'on peut les regarder comme triviales, & nous croyons superflu d'en entretenir plus longtems l'Assemblée nationale; mais nous invoquons avec instance son attention & sa vigilance sur la troisieme cause du discredit public, la plus active, et la plus dangereuse: l'esprit de Faction, cet esprit, qui se nourrit d'esperances criminelles, d'innovations inconstitutionelles, de discordes et de calomnies, qui dans sa perverse activité, étend son influance dans toutes les parties du royaume, & qui quelquefois même

me

me ſemble concevoir l'espoir effronté de s'inſinuer dans votre auguſte Aſſemblée.

(Es ſind dieß ſo einleuchtende und ſimple Wahrheiten, man könnte ſie für trivial halten, daß es uns überflüſſig ſcheint, die Nationalverſammlung länger damit zu unterhalten. Dringend aber fordern wir ihre Aufmerkſamkeit und Wachſamkeit für die dritte Urſache des öffentlichen Mißkredits auf, die zugleich die wirkſamſte und gefährlichſte iſt: den Faktionsgeiſt, dieſen Geiſt, welcher ſich mit ſtrafbaren Hoffnungen, konſtitutionswidrigen Neuerungen, mit Zwiſtigkeiten und Verläumdungen nährt, welcher den Einfluß ſeiner verkehrten Wirkſamkeit auf alle Theile des Königreichs verbreitet, und mitunter ſelbſt die freche Hoffnung zu hegen ſcheint, ſich in Eure erhabne Verſammlung einzuſchleichen.)

Vormals zirkulirten, nach Montesquiou's Rechnung, 2200 Millionen Livres klingender Münze; ſtatt deſſen zirkuliren itzt 1200 Millionen Aſſignate. Gold und Silber iſt ganz und gar nicht im Umlauf; ſelbſt Kupfer ſieht man nur wenig. Dieß will nicht ſagen, daß dieſe Münze in Frankreich ganz verſchwunden ſey; nein, es iſt nur nicht als Münze ſondern als Waare da, wird an Kaufleute, die ſie zum Handel mit Fremden nöthig haben, verkauft, an Reiſende u. ſ. w. gegen Aſſignate für zwiſchen 30 und 40 Prozent umgeſetzt, bei reichen Privatleuten zuſammen gehäuft, und veranlaßt eine ungeheure Agiotage. Wenn die Aſſignate, ſo wie jede zu große Maſſe Papiermünze, außer dieſer auch noch die ſchädlichen Folgen haben, daß ſie den Handel mit Fremden

den unendlich erschweren, und daß sie Arbeitslohn und Preise für die nothwendigsten Waaren erhöhen; wenn, wie in dem Lyoner Ansuchen bemerkt wird, der schlechte Kours der Assignate und die kriegerischen Unruhen manchen Kapitalisten bewegen, ihre Assignate in reelle Waaren zu verwandeln, und solchergestalt an manchen Orten der Preis für Oel, Wein, Korn, noch einmal so hoch, ja an gewissen Orten dreifach erhöht ist — so hat es doch wieder die vortheilhaften Folgen gehabt, daß der inländische Kunstfleiß in eben dem Verhältnisse zu steigen beginnt, wie der Handel mit Fremden sich verliert *); daß die auswärtigen Kapitalisten, welche in die Französischen Fonds Summen gelegt haben, und denen nicht mit Bezahlung ihrer Renten in Assignaten gedient ist, statt deren Waaren nehmen, und den Französischen Produkten einen ansehnlichen Abgang verschaffen. Nicht, weil ich glaube, daß

*) Dieß gründet sich unter andern auf einen Bericht, welchen Montesquiou vor einiger Zeit im Feuillansklub gab, und welcher das Resultat seiner Beobachtungen auf einer kürzlich durch die Provinzen gemachten Reise enthielt, und äußerst interessant war. Er hatte, wie er erzählte, eine große Anzahl neuer Fabriken besucht, welche die Waaren, die man sonst aus der Fremde geholt, mit Glück absetzten. Dieser Montesquiou war vordem Ritter des Heiligengeistordens, ist ungefähr etwas über funfzig Jahr, und Verfasser der Memoires sur les Finances du Royaume, presentés à l'A. N. le 19. Septbr. 1791 au nom de la Comitée de Finances par M. — Deputé de Paris.

daß diese Vortheile jene Mängel überwägen; aber es sind doch unläugbare Vortheile, und so müssen sie auch auf der Wagschale als solche betrachtet werden. Es ist überhaupt bekannt, daß kein Staat in Europa so wahre unwillkürliche Hülfsquellen, sowohl in seinen Kunst- als Naturprodukten besitzt, als Frankreich; daß sie sich nicht auf einzelne Zweige einschränken, sondern über alle Nothwendigkeiten und Nichtnothwendigkeiten des Lebens erstrecken; daß die zirkulirende Papiermünze, so wie die Schulden in den Nationaldomänen, hypothesirt sind, von welchen bloß im Novembermonat für 136,969,708 Livres, und bis itzt 1900 Millionen verkauft wurden; und daß folglich, sobald die Eintreibung der Abgaben durch's ganze Reich in Gang kommt, die aus dem Umlauf verschwundne Münze hier bei weitem nicht so vielen Schaden thun kann, als in andern Staaten.

Du wirst ohne Zweifel, wie ich oft auf meiner Reise, die Behauptung gehört haben: daß durch die Revolution die Abgaben des gemeinen Mannes nicht vermindert seyn. (Daß an manchen Orten bis itzt gar nichts bezahlt ist, ist eine temporäre Folge der Revolution, und kommt hier nicht in Betrachtung; hier ist nur vom Gesetz die Rede.) Wenn dieß sich so verhielte, so wäre das der härteste Vorwurf gegen die Revolution. Ich will dir eine beglaubigte Nachricht hierüber mittheilen, welche das Direktorium des Departements Gard, (ein Theil der vorigen Provinz Languedoc,) bekannt gemacht hat, so kannst du urtheilen. Der Theil der Provinz Languedoc, welcher vorhin das Departement Gard

ausmachte, bezahlte im Jahre vor der Revolution 5,327,963 Livres, und bezahlt itzt nach den Kontributionstabellen für das Jahr 4,362,075 Livres; dieß macht einen Unterschied von 963,888 Livres. Auch sind sie überdieß itzt von Bezahlung des Zehnten frei, welchen das Direktorium auf eine jährliche Summe von 1,200,000 Livres berechnet hat. Dieß macht mit dem Vorhergehenden auf eine Volksmenge von 320,000 Menschen eine Verminderung der Abgaben von 2,165,888 Livres. Nimm dazu, daß durch Aufhebung der Salzsteuer das Salz, z. B. was vorher das Pfund *) 15 Sous kostete, itzt in Paris nur 2 Sous kostet; daß derselbe Fall mit Tobak, Eisen u. s. w. ist; daß zwischen den Provinzen kein Zoll bezahlt wird; daß, so wie die Menge geistlicher Pensionisten ausstirbt, auch diese Auflage vermindert wird. Von diesem Departement kannst du auf die übrigen schließen; die Repartition geschieht überall auf die nämliche Weise. Der Staat erspart eine bedeutende Ausgabe in Rücksicht auf einen großen Theil der vorigen Einhebungsbedienten. Diese Menschen, welche vor der Revolution dem Staate 113 Millionen Livres kosteten, kosten itzt nur 33 Millionen.

Noch

*) In den Provinzen war der Preis geringer; aber die Salzsteuer (Gabelle) war immer eine äußerst drückende Bürde, da durch sie jede Familie verpflichtet war, ein gewisses Quantum von den Generalpächtern zu einem gewissen Preise zu nehmen, sie mochte es nun brauchen oder nicht.

Noch einen andern Vorwurf will ich hier berühren, den man oft der vorigen Nationalversammlung gemacht hat. Man sagte nämlich, ihre Vollmachten lauteten so, daß sie bloß Ordnung in den Finanzen bewirken sollte; und alles, was nicht dahin einschlug, war folglich unerhörte Usurpation. Um diese wichtige Einwendung zu beantworten, muß ich zuerst sagen: Die Vollmachten aus den verschiedenen Distrikten im Reiche waren zum Theil einander ganz entgegen gesetzt, und brachten sonach eine innere Nothwendigkeit mit sich, daß man entweder gar nichts thue, oder sie überschreite. Bei diesem Anlasse sagte auch Lally Tolendal zu Bouche, da dieser gegen eine Geldanleihe stimmte, weil seine Vollmacht es nicht zuließe: Was kann man der Nothwendigkeit, die hier eintritt, dem Staate zu Hülfe zu kommen, entgegen setzen? Vollmachten? Stumme Vollmachten. Des Cahiers, des Cahiers muets, dont aucun n'a prevu ni pu prevoir l'etat actuel des choses. *) Ferner: Man darf nur einige dieser Vollmachten sehen, um das äußerst Grundlose dieses Vorwurfs zu finden. Hier sind zum Beweise einige Fragmente aus



*) Siehe le Point du Jour, im 27. Vol. dessen Verfasser, Barrere de Vieuzac, Deputirter in der vorigen Nationalversammlung war; das beste Blatt, welches während der Revolution herauskam. Es enthält die zuverlässigste Geschichte alles dessen, was in der vorigen Nationalversammlung vorging. Diese Geschichte dreier Jahre scheint dem, der sie studirt, ein Jahrhundert

der Vollmacht, welche die Deputirten, unter denen Mounier war, aus der Dauphine' mitbrachten. Man verlangte von ihnen; de concourir par tous les efforts de leur zèle, à procurer à la France une heureuse Constitution, qui assure à jamais la stabilité des droits du monarque & des ceux du peuple Français — qui rende inviolable & sacrée la liberté personelle de tous les citoyens — qui ne permette pas, qu' aucune loi soit etablie sans l' autorité du prince & le consentement du peuple — qui ne permette pas, que les Ministres, les Tribunaux ou aucun des sujets du monarque puissent violer impunement les loix — & lorsque ces bases seroient fixés, de chercher tous les moyens propres à retablir l' ordre dans les finances, de prendre une connoissance exacte des besoins de l' état & de la dette publique, afin d' y proportionner les sacrifices, que la gloire du Throne, l' honneur des Français & le salut de la Nation pourront rendre necessaires. Vide Declaration d' une Partie des Deputés P. 50.—

Clermont-Tonnere hat vor kurzem eine Analyse raisonnée de la Constitution Française herausgegeben; ein Werk, worin sowohl viel Scharfsinn als viel Parteilichkeit herrscht. Er beginnt damit, die Rechte des Menschen (les droits de l' homme) durchzugehen, und sucht sie beinah alle umzustoßen. Wenn er behauptet, daß der erste Satz falsch ist: Les hommes naissent & demeurent libres & égaux en droits, so ist meine unvorgreifliche Meinung, daß er beides, Recht und Unrecht hat: Recht, weil größere physische Kräfte und

vor-

vortheilhaftere Umstände, unter welchen einer vor den andern geboren wird, ihm auch zu Folge des ewigen und unumstößlichen Laufes der Dinge, mehrere Gerechtsame verschaffen. Hier ist aber die Frage bloß von Einer, und zwar gerade von der Seite beantwortet, von welcher der Gesetzgeber sie nicht betrachten darf. Man verlangt vom Gesetzgeber nicht zu wissen, daß einer mit dem Rechte auf einem seidnen Bette, der andre auf Stroh zu liegen, der eine mit kranken, der andre mit gesunden Gliedmaßen geboren wird; man verlangt aber vom Gesetzgeber, daß alle Menschen im Staate, wenn sie geboren werden, in den Augen der Gesetze gleiche Aussichten, gleiche Hoffnung auf alle die Gerechtsame und Vortheile haben, welche der Staat austheilt, und zu deren Genusse sie sich zu einem Staate vereinigen; — und wenn Clermont-Tonnere sagt: dieß sey falsch, so behaupte ich, er hat Unrecht. Ich habe hier nur den Theil des Satzes: Les hommes naissent égaux en droits, betrachtet; was das übrige betrifft: & demeurent égaux, so ist dieß, wie Clermont-Tonnere bemerkt, in mancher Hinsicht falsch, und selbst in der Französischen Konstitution, welche die passiven Bürger und deren Gerechtsame sehr unter die aktiven setzt, nicht angewandt. So manche Fehler gleich die Französische Konstitution enthält, so schadet doch jeder denkende Mann dem Gewicht und der Freiheit seines Urtheils, wenn er das Ganze tadelt. Hierin ist Clermont-Tonnere unstreitig zu weit gegangen, und ich zweifle, daß viele sich zu seiner Partei schlagen. Könnte man einem Staate eine neue

Konstitution mit der Ruhe geben, womit man sie auf dem Papier entwirft, oder diese Gesellschaften überhaupt beurtheilt; so würden die politischen Gebäude überhaupt nicht so voll Mängel seyn, als sie dermalen sind. Daß aber Macht und Furcht, Interesse und Intrigue auf alle Staatsveränderungen mehr wirkten, als Erfahrung, Kenntnisse und Willfährigkeit, das lehrt uns die Geschichte. Auch das findet man durch Geschichte bestätigt, daß bei jeder Staatsveränderung eine Partei gewinnt, eine andre verliert, und daß die Hindernisse, welche diese sich einander in den Weg legen, immer die Realisirung manches Guten verhinderten, das sowohl in den Materialien, als in dem Plane des Baumeisters lag. Ich für mein Theil betrachte die Französische Konstitution als ein äußerst merkwürdiges Gebäude, das im Betreff seiner Größe, der kurzen Zeit, in welcher es aufgeführt wurde, und der verschiednen vortrefflichen Partien, sowohl von dem politischen als philosophischen Baumeister näher studirt zu werden verdient. Ich höre einige sagen: die Zimmer sind zu klein; andre: sie sind zu groß; doch laßt uns erst dann darüber urtheilen, wenn sie ausgeziert sind, und man eine Zeit lang daran gebaut hat!

Ich komme auf die dermalige Verfassung zurück. Ungeachtet der herrschenden Gährung und des Hasses der Parteien gegen einander, ist doch die öffentliche Stimme, welche in diesem kritischen Augenblicke von einem Ende des Reichs bis zum andern erschallt, so offenbar für die Konstitution, daß sie keinem Manne von gesundem Verstande verdächtig oder verkennbar seyn kann.

Wir

Wir wollen, (heißt es in der Addresse der Lyoner,) die Konstitution aufrecht erhalten; es ist unmöglich, daß dieß nicht unser Wille sey, weil wir es beschworen haben; wir wollen sie, wenn es seyn muß, mit Gefahr unsers Lebens aufrecht erhalten. Diese Worte hört man von Jakobinern, Feuillans, in allen großen Städten, Bourdeaux, Marseille, Straßburg, von allen Magistratspersonen, und von der unzähligen Kohorte der Nationalgarden. Der König kann, nach allem, was er bereits für die Konstitution gethan hat, nach seinem Eide, nach den verschiedenen Veto's, wodurch er seine Freiheit bewies, nicht abfallen, ohne sein Leben, seine Krone und seine Ehre zu wagen. Den Patriotismus der Minister, wie der kommandirenden Generale, zieht niemand in Zweifel, außer wer an allem zweifelt oder alles hofft. Cicero sagt: fruſtra foris bellum geritur, niſi ſit conſilium domi; und in Folge dieses wichtigen Satzes ist es eine Sache von nicht geringer Bedeutung, daß Dumas, dieser bekannte Landofficier und Rochambeau's Freund, der in der Comitée Militaire sitzt; daß Forfait, der für den besten Konstrukteur in Frankreich gehalten wird, in der Comitée de Marine sitzt; daß in den Comitées Plane entworfen; daß von den Comitées Rapporte gemacht werden, und daß deren Einfluß auf die Beschlüsse der Nationalversammlung sehr groß ist. Ob es zum Kriege kömmt oder nicht, weiß kein Mensch. Nach aller Vermuthung ist der König selbst in der äußersten und sorglichsten Ungewißheit. Man erzählt, daß er das

Dekret der Nationalversammlung, worin die Prinzen vor la haute cour nationale gefordert werden, um es zu sanktioniren erhielt, als er gerade zur Tafel gehen wollte; er konnte vor Besorgniß den Tag nichts essen. Er hat zwei Monate Bedenkzeit, und in der Zeit kann sich viel ändern; aber der 15. Januar ist in der Nähe, und den Tag erwartet ganz Frankreich mit Sehnsucht.

Um dir eine Idee von der haute cour nationale zu geben, muß ich ein paar Worte über die neue Einrichtung der Richtstühle in Frankreich voraus schicken. Frankreich ist, wie du weißt, in 83 Departemente *), und jedes Departement in Distrikte, und jeder Distrikt wieder in Kantone, das ist Munizipalitäten, eingetheilt. Jeder Kanton, dessen Volksmenge die Zahl von 2000 nicht übersteigt, hat einen Friedensrichter (juge de paix,) dessen Pflicht ist, alle kleine Streitigkeiten beizulegen, und zu verhindern, daß sie nicht zum Prozeß kommen; auch urtheilt er in Sachen, die eine gewisse Summe nicht übersteigen, ohne Appellation. In jedem Distrikt ist ein Civilgericht (Tribunal de District;) und an dem nämlichen Orte, wo jenes ist, befindet sich ein Friedensgericht (Bureau de paix,) welches aus dem Friedens-

*) La division nouvelle du Royaume (sagt Clermont-Tonnere in dem oben angeführten Buche S. 105.) n'avoit pas été demandée par les cahiers, mais je la regarde comme une des meilleures operations de l'Assemblée nationale, elle me paroit l'une des plus importantes conquêtes de l'esprit public sur les prejugés & les interêts locaux.

densrichter des Orts und einigen Assessoren besteht. Ehe ein Prozeß vor einem Distriktsgericht seinen Anfang nehmen kann, muß ein schriftliches Zeugniß vom Friedensgericht mitgebracht werden, welches bezeugt, dasselbe habe vergebens die Sache gütlich beizulegen gesucht. Ober- und Untergerichte, wie bei uns sind, kennt die neue Konstitution nicht; die Distriktsgerichte sind beides; und dieß ist so zu verstehn: Sobald ein Distriktsgericht geurtheilt hat, welches er heißt: à charge d' Appel; so beruhet es auf den Parteien, zu bestimmen, bei welchem andern Distriktsgericht im Reiche sie die Appellation der Sache wünschen. Können sie hierin nicht übereinkommen, so werden sieben der nächsten Distriktsgerichte aufgeschrieben, von welchen die Parteien, im Fall ihrer zwei sind, das Recht haben, drei, im Fall ihrer drei sind, jede zwei, und im Fall sechs Parteien sind, jede eins auszuschießen; und bei den übrig bleibenden wird die Sache fortgeführt. Sonach sind diese Distriktsgerichte im Verhältniß zu einander Ober- und Untergerichte. Ferner sind sie Obergerichte, aber nur in einer besondern Hinsicht, zu den Friedensgerichten, und auf gewisse Weise Untergerichte, gegen das Tribunal de Cassation betrachtet. Ich will mich näher erklären: Das Kassationsgericht ist ein Tribunal für's ganze Reich, welches, wie die Nationalversammlung, immer an einem bestimten Orte ist, und aus 42 Richtern*) besteht, welche



*) Um diese zu wählen, werden die 83 Departemente in zwei Theile getheilt, von welchen 42 in der ersten Session jeder

che von den Wählenden in jedem Departement auf vier Jahre gewählt werden, und wieder gewählt werden können. Sobald eine der Parteien behauptet, das in dem andern Distriktsgerichte gefällte Urtheil sey ungerecht, so kann sie ihre Sache vor das Kassationsgericht bringen. Dieß erkennt nie in der Sache selbst, sondern bloß in dem Fall, daß es Versehen gegen die Formalien oder gegen das Gesetz findet; dann kassirt es das Urtheil des Distriktsgerichts, und verweiset die Sache an ein neues Distriktsgericht. Zweimal kann eine solche Kassation Statt finden; wird sie zum drittenmal verlangt, so soll die gesetzgebende Macht die Sache abthun. Jeder Richter beim Kassationsgericht hat 8000 Livres Besoldung. Kriminalgerichte sind noch nicht geordnet; doch befiehlt ein Dekret vom 20. Januar 1791, daß in jedem Departement, und an demselben Orte, wo das Departementsdirektorium ist, ein Kriminalgericht seyn solle. Jedes hat seine Jury, wie in England, jedes seinen öffentlichen Ankläger und seinen Sekretär, welche auf sechs Jahre gewählt werden. — Endlich haben sowohl die Civil- als Kriminalgerichte einen Amtmann, welchen der König auf Lebenszeit ernennt; er heißt Commissaire du Roi *). Seines

der einen, und die übrigen 41 in der andern Session auch jeder einen wählen. Sie erhalten, so wie die Distriktsrichter, ihre Bestallung vom Könige.

*) Es war, zum Theil die Einführung dieses Amtes, vornehmlich aber die Organisation von Tresorerire nationale (Frank-

Seines Amtes Pflicht besteht darin, daß er darüber hält, daß nach dem Gesetz geurtheilt, daß Ordnung und Zucht in den Gerichten beobachtet wird, und daß die Urtheile zur Ausführung gebracht werden. Er ist verheiratheter Frauen,

(Frankreichs Finanzkassedirektion, welche der König besetzt,) und das Dekret vom 24. Dezember zum Vortheil der Kolonisten in Westindien, welche so plötzlich d'Andre', Lameth, und vorzüglich Barnave depopularisirten. Man nennt den letztern im Jakobinerklub, einen Engel, der vom Himmel ausgestoßen ist; da es aber mehrere Himmel giebt, so findet er wohl einen andern. Bei den Feuillans hörte ich ihn über die Frage reden: ob die Kolonien Deputirte in der Nationalversammlung haben müßten, oder nicht? eine Sache, die in der Konstitution nicht bestimmt ist. Barnave zeigt in seinem Aeußern nichts, das Genie oder Denkkraft ankündigt, viel weniger den muntern und intriguanten Witz, der über Lameths Angesicht verbreitet liegt. Ueber ein glattes, jugendliches Gesicht ist eine gleichgültige Ruhe gespannt, ein angenehmes Lächeln und eine gewisse Sanftheit in seinem Wesen zieht zu ihm hin, macht aber, daß man in ihm den Präsidenten der Repräsentanten des Französischen Volks nicht sucht. Wenn er die Tribune bestiegen, hört man, wenn man ihn gleich nicht sieht, einen Mann, der nicht durch Beredsamkeit hinreißt, aber durch seinen Wortausdruck und durch Deutlichkeit überzeugt. Eine ganze Stunde redete er über die Kolonien aus dem Kopfe, und nie habe ich in einer Versammlung von Franzosen so viel Achtsamkeit und Stille bemerkt, als damals. Erst in dem Augenblicke, als er die Tribune verließ, wurde die Stille durch allgemeines Klatschen unterbrochen.

Frauen, Unmündiger und Abwesender Advokat, wenn jene nicht damit versehen sind. — Die Kleidung der Richter besteht in einem schwarzen Rock, und schwarzer, vorn zusammen gebundner Kappe, mit einer Schleife daran von den drei Nationalfarben, woran eine vergoldete Medaille hängt mit den Worten: la Loi. Auf dem Kopfe tragen sie einen runden Hut mit einer schwarzen, vorn angehefteten Feder. Der Commissaire du Roi hat dieselbe Kleidung, mit dem Unterschiede, daß an seinem Hute eine goldne Krempe ist, und auf der Medaille steht: la Loi & le Roi. Nach diesen Vorerinnerungen darf ich über la haute cour nationale nur kurz seyn. Sie ist ein Kriminalgericht, das über diejenigen richtet, welche die Nationalversammlung als Landesverräther hat vorladen lassen. Sie besteht aus vier Richtern, welche durch's Loos von den Mitgliedern des Kassationsgerichts, aus vier und zwanzig Jurys, (Geschwornen) welche auch durch's Loos, von le grand Jury, das aus 166 Personen besteht, zwei in jedem Departement, gewählt werden, aus zwei Accusateurs publics, welche die Majorität in der Nationalversammlung, deren Mitglieder sie sind, wählt, und aus einem Commissaire du Roi. Sie muß immer, wie die gesetzgebende Macht, an demselben Orte seyn, und ist gegenwärtig in Orleans.

Ich will diesen Brief mit einigen Nachrichten von Mirabeau und Abbe' Maury schließen. Unter allen Deputirten der vorigen Nationalversammlung machte sich keiner so bekannt, zeigte größern Muth, und wurde mehr vergöttert, als diese zwei. Jeder stand an

der

der Spitze seiner Partei. Die Charaktergröße des Abbe' Maury besteht darin, daß er mit den nämlichen Grundsätzen, womit er zuerst in die Nationalversammlung trat, trotz aller ihn umringenden Stürme, sie auch verließ; seine Denkart war unveränderlich, wie sein Muth. Als er eines Tags aus der Nationalversammlung kam, schrie der ihn verfolgende Pöbel: à la Lanterne! Maury wandte sich mit der ruhigen Miene und mit der Kaltblütigkeit, die ihn nie verließ, um, und sagte: Wenn ihr mich aufgehängt, wäret ihr dadurch mehr aufgeklärt worden? Man schlug ihn auf die Schultern und sagte: allez, allez! Er besaß eine große Gabe die Menge zu imponiren, und er würde, hätte er die Sache des Volks mit dem Eifer, womit er unverändert die Geistlichkeit und den Adel vertheidigte, verfochten, Mirabeau übertroffen haben, den man schon anfängt zu vergessen. Ich kenne hier zwei Jakobiner, welche mit Mirabeau viel Umgang hatten. Wenn diese die Tribune im Jakobinerklub besteigen, so sprechen sie über ihn als Frankreichs Genius, und wenn sie unter vier Augen von ihm reden, so geben sie es zu, daß Mirabeau, der nie Geld hatte, für Geld zu allem fähig war. Mirabeau war auf Fayette ergrimmt, und hatte einen Plan gegen ihn. Es sagte ihm jemand: Considerez sa puissance (erwägen Sie seine Macht.) Mais, antwortete Mirabeau, ma tête est aussi une puissance (mein Kopf ist auch eine Macht.) Einmal hatte er zu Fayettes Stelle viel Lust. Nein, mein Freund, sagte Chapelier. Du hast Launen, und deine Launen

nen könnten auf diesem Posten gefährlich werden. Man irrt indeß, wenn man glaubt, daß Mirabeau alle seine Motionen in der Nationalversammlung durchgesetzt habe; oft entschied die Minorität der Stimmen gegen ihn, und zwar in Sachen, wofür er vom Hofe eine ansehnliche Bezahlung erhalten. Eines Abends kam er mit einer solchen unpopulären Motion in den Jakobinerklub; Barnave und Lameth bestiegen die Tribune, und donnerten gegen ihn los; er saß unterhalb der Tribune, und flisterte mehr als Einmal zu den Rednern hinauf: Epargnez moi donc! (schonet meiner doch!) Es hieß einige Tage, aber immer nur einige Tage lang: Il est perdu (er ist geliefert.)

N. S. Auch darf ich schlüßlich nicht vergessen dir zu melden, daß unter allen den mannigfaltigen Antworten der Europäischen Höfe auf die Bekanntmachung der königlichen Sanktion, welche der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in der Nationalversammlung verlas, keine beklatscht wurde, außer die des Königs von Polen und die des Königs von Dännemark.

---

## 22.

Paris, den 23. Jan. 1792.

Als ich zum erstenmal, mit einem Grundriß von Paris in der Hand, die berühmte Abtei St. Germain aufsuchte, mußte ich zuvor eine Menge häßliche und krumme Gassen durchkreuzen. Es schien mir, daß hier die Menschen noch eben dieselben seyn, die Mercier in seinem Tableau de Paris beschreibt, und daß die Franzosen sich irren, wenn sie glauben, in den letzten drei Jahren seyn die Pariser in Römer oder Engelländer umgewandelt. Freiheit hat, wie Staaten und Menschen, ihre Zeit der Kindheit. Endlich kam ich in eine schnurgerade, ansehnliche Gasse; hohe und unvergängliche Mauern verschlossen sie am Ende. Ja! rief ich, hier war es, wo Montfaucon und Mabillon lebten! Hinter diesen Mauern hatte Klio, hat sie noch itzt ihre treusten Anbeter. Eile! eile! sie verschwinden. Es war zwei Uhr, und bis vier ist die Bibliothek geöffnet. Ich ging hinein, und fragte nach dem Bibliothekar Don Pa-
tert, den man mir als einen gelehrten und dienstfertigen Mann gerühmt hatte. Man führte mich in ein Zimmer nah an der Bibliothek; dort sah ich einen bejahrten Mann, der sich mehr als bloß ernsthaft gegen mich betrug. Mit aller Achtung und allem Mitleid, die

ich

ich für seinen Stand fühlte, wandte ich mich an ihn, und sagte ihm so viel Verbindliches als ich vermochte; aber vergebens. Ach! dachte ich, wie kannst du bei einem Benediktiner Munterkeit erwarten, dessen Ordensgesellschaft erst vor kurzem aufgehoben wurde, und der auf dem Punkte steht, einen Ort, welcher das Versailles der gelehrten Welt war, und wo er von Jugend auf lebte, zu verlassen? Schon hatte ich den einen Fuß aus der Thüre, die ich immer aufstieß, als ich ihn noch fragte: wie groß die Anzahl der Bücher sey? „Das weiß ich nicht, erwiederte er, solche Dinge zählt man nicht. Bei dieser Antwort setzte ich schnell den Fuß hinein. Mein Herr, sagte ich; Sie wissen nicht, ob hier 10000 oder 200,000 Bücher in dieser Bibliothek sind? Ich weiß auch, wie man Bücher zählt. Diese, ich gestehe es, mit demselben Ton und in derselben Laune, die seine Antwort bezeichneten, ausgesprochnen Worte verwandelten diesen sonderbaren und unhöflichen in einen solchen Mann, wie man ihn mir beschrieben hatte. Er folgte mir in die Bibliothek, führte mich überall herum, und nahm nicht eine einzige meiner folgenden Fragen übel auf. Ich verließ ihn mit wahrer Achtung für seine Gelehrsamkeit, und mit der Bemerkung: daß, obgleich man im Allgemeinen die Menschen durch Höflichkeit gewinnt, es doch Ausnahmen giebt, und selbst bei achtungswürdigen Männern. Gern hätte ich zugleich dem berühmten Verfasser der Art de verifier les Dates, Don Clement besucht; da dieser aber ein Mann von mehr als 80 Jahren ist, der wohl mit

Mont-

Montfaucon an Einer Stelle begraben zu werden wünschte, so fand ich, daß meine Ehrerbietung für ihn eine Zeit abwarten müsse, wo ich durch einen meiner hiesigen Bekannten die Erlaubniß dazu erhalten könnte. Ich gestehe dir, mein Freund, daß mir die Aufhebung des Benediktinerordens Sorge macht. Ich kenne keinen unter allen Orden, Gesellschaften und Klassen gelehrter Männer, der um irgend eine Wissenschaft sich so ausgezeichnete Verdienste, als die Benediktiner in Frankreich um die Geschichte, erworben hätte. Laß uns die historischen Werke dieses Reichs von du Chesne an, der zur nämlichen Zeit und mit gleichem Eifer für die Französische Geschichte, wie unser unsterblicher Torfäus für die nordische Geschichte, arbeitete, durchgehen, und wir werden finden, daß die wichtigsten derselben Benediktiner zu Verfassern haben. Du weißt, daß du Chesne's Tod allzu schnell auf seine Bekanntmachung seines großen Plans: Series auctorum omnium qui de Francorum historia et de rebus Francicis scripserunt 1630, erfolgte, und daß er selbst nur zwei Bände derselben herausgeben konnte, bis sein Sohn aus der väterlichen Sammlung die drei andern Bände herausgab, womit das Werk stockte. Colberts Sorge für die Wissenschaften, und sein Vertrauen zu Baluzius, seinem Bibliothekar, gab Hoffnung, daß du Chesne's Arbeit forgesetzt werden würde. Colbert kaufte die nachgelassene Sammlung, stiftete eine Gesellschaft Gelehrter, unter welchen le Cointe, du Cange und Baluzius waren; diese Gelehrten konnten aber nicht Eines Sinnes werden; le

Long giebt dem Baluzius die Schuld — kurz, der Plan ging zu Grunde. Der Erbischof von Rheims, ein Sohn des berühmten Kanzler Tellier, ein Mann, welcher die Wissenschaften mit eben dem Eifer beförderte, womit sein Vater die Hugenotten verfolgte, suchte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Mabillon zur Fortsetzung des Werks zu bereden; dieser aber entschuldigte sich damit, daß diese Arbeit seine Kräfte überstiege, und diese Versichrung schreckte alle übrige ab *). Nach verschiedenen fruchtlosen Versuchen fiel endlich diese Arbeit in die Hände der Benediktiner. Sainte-Marthe, General des Benediktinerordens der Kongregation St. Mauri, und Verfasser der Gallia Christiana, überredete den Bibliothekar in der Abtei St. Germain, Don Bouquet, einen Freund Montfaucons, sich der Arbeit zu unterziehen. Er entzog sich der Ausgabe des Josephus, die er schon begonnen, und sandte seine Anmerkungen dazu an Havercamp, um seine Zeit ganz

*) Wenn man Mabillons Leben von Ruinart, 1708, 12. gelesen, so setzt man ohne Bedenken diesen großen und liebenswürdigen Gelehrten an Fenelons Seite: und man ist zweifelhaft, ob seine Gelehrsamkeit oder Bescheidenheit größer war. Als Tellier ihn einst Ludwig XIV. mit den Worten vorstellte: hier sehen Eure Majestät den gelehrtesten Mönch in Frankreich; so setzte Bossuet hinzu: und zugleich den bescheidensten. Don Rousset setzte auf sein Grab diese Inschrift:

Cueteris testibus nemo major,
Se ipso judice nemo minor.

ganz allein der Ausgabe der Französischen Scriptorum zu widmen. Statt den du Chesne fortzusetzen, arbeitete er nach einem eignen Plan. Er starb 1754, während der 9te Tomus gedruckt wurde, vermißt von allen, die seine Gelehrsamkeit und seinen liebenswürdigen Charakter kannten. Don Clement hat seitdem das Werk fortgesetzt, und es wird jetzt der 14te Tomus gedruckt. Du Chesne's Arbeit und der Beifall, den sie fand, ermunterte einzelne Gelehrte, nach einander, aber nach eigenen Planen, Sammlungen zu veranstalten. D'Achery's Spicilegia 13 Vol. 4, mit Martenes Thesaurus novus anecdotorum Vol. 5, 1771 Fol. eine Fortsetzung jenes Werkes, sind, so wie die vielen Dokumente, die man in Mabillons und dessen Schülers Ruinarts Werken findet, ächte Quellen für die Geschichte, welche, mit diplomatischer Kunst gewählt, und mit kritischer Gelehrsamkeit aufgeklärt, von andern mehr schadenden als nützenden Kompilationen genau unterschieden werden müssen. Alle diese Gelehrte waren Benediktiner. — Die beiden Werke: Histoire litteraire de France 13 Vol. 4, und Nouveau Traité de Diplomatique 6 Vol. 4, haben, jene in der Geschichte Frankreichs, diese in der allgemeinen Geschichte, Epoche gemacht. Gatterer sprach in seinen Vorlesungen über die Diplomatik, wenn er auf dieß Werk kam, immer mit einer Art von Enthusiasmus; und er ist vielleicht der einzige Gelehrte in Europa, der selbst ein solches Werk hätte schreiben können. Rivet de la Grange, der vornehmste Verfasser des ersten Werkes,

und P. Toustain und Tassin, die zusammen das letzte ausarbeiteten, waren auch Benediktiner. Ich übergehe unter manchen andern Don Calmet, da seine historischen Arbeiten mehr speziell sind, als die oben genannten; doch ist unter den mannigfaltigen theologischen und historischen Werken, welche von seiner stupenden Gelehrsamkeit zeugen, seine Histoire de la Lorraine 3 Vol. Fol. das Beste, was man über dieß Land hat. Auch er war ein Benediktiner. Er starb 1757. Bei alle dem fehlt es an einem Werke für die Französische Geschichte, wie Rymers Acta und Foedera für die Englische Geschichte sind; denn Dumonts und Roussets Sammlungen enthalten bloß Traktaten mit fremden Mächten, und es fehlt ihnen selbst darin an Vollständigkeit. — Bertin, ein Mann, welcher die Macht, die er als Minister besaß, und das Vertrauen Ludwigs XV. und seines Nachfolgers dazu anwandte, daß er die Wissenschaften beschützte, suchte diesem Mangel abzuhelfen; es wurde ein Plan gelegt, einer der größten unter denen, von welchen man in der Geschichte der Wissenschaften Beispiele hat. Im Jahr 1759 wurde nämlich ein sogenanntes Depot d' Histoire & de Legislation in Paris eingerichtet: ein Magazin von allem, was zur Aufklärung der Geschichte, des Staatsrechts und der Gesetzgebung Frankreichs dienen könnte. Um diesen großen Plan mit strenger Auswahl ausführen zu können, begann man mit Ausarbeitung eines Katalogs über alle die Urkunden und alten Schriften, welche bereits in bekannten Werken herausgegeben waren. An diesem Ka-

talog

talog arbeiteten nach einander Secousse, St. Palaye und Breguigny; ein Band in Folio erschien im Druck. Im Jahr 1762 erhielt Bertin einen Brief von Joseph Delrue, General des Benediktinerordens, worin dieser im Namen seines Ordens die eifrigste Unterstützung zu dieser Arbeit versprach. Die Intendanten durch's ganze Reich erhielten Befehl, Verzeichnisse aller Archivsammlungen in ihrem Distrikte einzuliefern. Sobald sich ein Benediktiner oder ein andrer Gelehrter zur Mitarbeit meldete, so erhielt er ein solches Verzeichniß, eine Vollmacht des Ministers und den erwähnten Catalogue des Chartes connues. Während man in den Klöstern und Archiven in Frankreich solchergestalt sich beschäftigte, erhielt Breguigny, zu Folge eines Artikels in dem Frieden zu Paris, Befehl nach England zu reisen, um im Tower und an andern Stellen Kopien zu sammeln; Chevalier du Theil war in Rom, und arbeitete in den Italienischen Bibliotheken; die Akademie der Wissenschaften in Brüssel hatte ungefähr den nämlichen Plan in Betreff der Oesterreichischen Niederlande, und der Minister erhielt Kopien von den Diplomen, die man zur Französischen Geschichte gehörig entdeckte. Der König kaufte die großen Sammlungen des Secousse und St. Palaye; und 1779 war die Sammlung so ansehnlich, daß man sie kritisch zu behandeln anfing, um die Ausgabe zu beschleunigen. In diesem Jahre wurde eine Kommission niedergesetzt, welche, außer Moreau, Marquis de Paulmy und Breguigny, aus sechs gelehrten Benediktinern bestand.

Chevalier du Theil kam von Rom zurück, und er und Breguigni sind Herausgeber der drey ersten Tomen dieses wichtigen Werkes, welche zugleich im Jahr 1791 unter folgendem Titel herausgekommen sind: Diplomata, Chartae, Epistolae et alia Documenta ad res Francicas spectantia ex diversis Regni exterarumque Regionum Archivis ac Bibliothecis, jussu Regis Christian. multorum Eruditorum curis, *plurimum ad id conferente Congregatione S. Mauri*, eruta, notis illustrarunt et ediderunt de Breguigny et la Porte du Theil. 3 Vol. Fol. 1791. Parisiis. Ich habe diese drey Bände vor mir liegen; ich kaufte sie unter mehrern Büchern, die der Kammerherr Suhm mir für seine Bibliothek anzuschaffen auftrug, und ich will hier meinem gelehrten Frunde einige Nachrichten von dem Inhalte derselben mittheilen.

Die Hälfte des ersten Bandes nehmen lehrreiche Prolegomena ein, welche Resultate aus den Diplomen für die ältere Geschichte *) enthalten: der übrige

*) Hier wird z. B. bemerkt, in Hinsicht des Königes, daß keiner der Merovingischen Könige den Titel Roi de France gehabt, sondern beständig Rex Francorum (Roi des Francs.) Erst im zwölften Jahrhundert begann der Titel Roi de France. Erst mit Pipin, welcher sich vom Bonifazius krönen ließ, begann der Titel Rex Dei gratia. Die Merovingischen Könige wurden nicht mündig vor dem ein und zwanzigsten Jahre. Eine besondre Distinktion findet man auch in der Titulatur der Könige und Majorum Domus. Der König wird vir illustris, der Major Do-

übrige Theil des ersten Tomus enthält alte Handschriften von Dagobert I. von 475 bis 751. Diese Sammlung hat folglich, in Ansehung der Zeit, womit



sie mus illustris vir genannt. Man findet dieß allzu oft und sorgfältig beobachtet, als daß es sich nicht auf eine Regel hätte gründen sollen. In Hinsicht der Geistlichkeit: Gregor I. war der erste Papst, welcher sich Servus Servorum Dei schrieb. Beim Schlusse des achten Jahrhunderts, als der Stolz der Päpste zunahm, begann der Titel: Humillimus servorum Dei. Episcopissa nannte man im sechsten Jahrhundert dasjenige Frauenzimmer, welches ein Bischof, eh' er Bischof ward, geehlicht hatte, und von welchem er sich, wenn er konsakrirt wurde, scheiden lassen mußte. Das Konzilium zu Tours 557 befiehlt: ut Episcopus conjugem quasi sororem habeat. Im zehnten Jahrhundert verstand man unter Episcopa eine Konkubine des Bischofs. In Hinsicht des weltlichen Standes: Man findet keinen Beweis, daß es erblichen Adel vor der Zeit der Karolinger gegeben habe, sondern die Verdienste der Väter warfen Strahlen auf die Kinder, und eine durch edle Handlungen glänzende Familie nannte man adlich. Es kann keinen andern Sinn haben, wenn Gregorius von Tours über die Franken und Merovinger sich so ausdrückt: Reges suos elegisse ex nobiliori Familia. Nobilis ist noscibilis. Hier wird hernach auch näher bestimmt, was man unter den Merovingern durch die Benennungen: Proceres, Optimates, Duces, Comites, Grafiones, Domestici, Referendarii, Senescalli, verstand; es wird der Unterschied zwischen Ingenui und Liti v. Coloni, und Servi oder Mancipia gezeigt; welches alles ein gutes Licht über das jus publicum der Zeit ausbreitet.

sie beginnt, einen großen Vorzug vor Rymers, welcher erst mit dem zwölften Jahrhundert anfängt. Sie besteht größtentheils aus Schenkungsbriefen, unter welchen manche unächte. Der Grund, warum die Herausgeber auch diese aufgenommen, ist: weil man durch Zusammenhaltung der ächten mit den unächten am besten unterscheiden lernt, um dadurch vorzubeugen, daß nicht andre sie für ächte ausgeben, und weil man oft aus ihnen manche nützliche Anmerkung herausziehen kann. Bei jedem Dokumente hat man bestimmt, ob es ächt oder unächt, woher es genommen, ob es schon vorher herausgegeben u. s. w. Unter den Falschen sind verschiedene von dem berühmten Verfälscher Francois de Rosieres geschmiedet. Dieser größte aller gelehrten Betrüger war in Lothringen geboren, und lebte zu der Zeit, da das Guisische Haus im größten Ansehn stand. Der Herzog von Lothringen Karl III. trug ihm auf, eine Genealogie des Lothringischen Hauses an's Licht zu stellen, so daß man daraus das Recht desselben an den Französischen Thron nach Heinrichs III. Ableben erweisen könne. Im Jahr 1580 war Rosieres mit seinem Werke fertig, welches er unter dem Titel: Stemmata

Den 1. März jedes Jahres wurden unter den Merovingischen Königen die Stände versammelt; ihre Versammlungen, so wie auch die Akta und Briefe, die sie ausfertigten, hießen Placita. So entstand das Formular in den königlichen Edikten: car tale est nostrum Placitum, welches man hernach auf Französisch in ein: car tel est notre plaisir — verwandelte. —

mata Lotharingiae et Barri Ducum herausgab. Er hatte mehr bewiesen, als der Herzog erwartet hatte: daß er nämlich von Karl dem Großen abstamme; den Beweis führte er mit einer Menge Diplomen, die er in sein Werk einrückte, die zum Theil aus selbst geschmiedeten, zum Theil aus ältern Aktenstücken, wie er's für gut fand, verändert, bestanden. Obgleich dieß Werk außer den Betrügereien auch beleidigende Ausdrücke gegen Heinrich III. enthielt, kam es doch mit königlichen Privilegien versehen an's Tageslicht. Niemand nahm Notiz von dem Inhalte des Buches, bis drei Jahre nachher Duplessis Mornay dasselbe in einer Abhandlung angriff, die er Heinrich III. zusandte. Die Sache war klar, und Rosieres ward in die Bastille gesetzt. Katharine von Medicis aber und die interessirten Personen wandten die Sache so, daß sie nicht vor's Parlament kam. Sie vermochten den König ein Konseil zusammen zu fordern, worin sie die Hauptrollen spielten, und vor welches Rosieres gefodert wurde. Er fiel auf's Knie, gestand seinen Betrug, und bat um Gnade; plötzlich erschien die Königin im Konseil, und bat für ihn. Der König verzieh; doch wurde das Buch, zum Zeichen des Betrugwesens, in seiner Gegenwart zerrissen. Baron Zurlauben hat in den Memoires de l'Acad. des Inscr. Tome 34, pag. 173 diese Sache aus einander gesetzt.

Die ersten 143 Seiten des zweiten Tomes enthalten Gesta Innocentii III. welche zwar schon vorher von Baluzius und Muratorius herausgegeben sind, die

man aber doch auch hier mit Vergnügen wieder sieht; denn theils ist der Text nach einer Handschrift der Vallicellanischen Bibliothek in Rom verbessert, theils hat der Herausgeber ihn mit einer Menge gelehrter Anmerkungen erläutert *). Der übrige Theil des andern Tomus (430 S.) und der ganze dritte Tomus enthalten sechs Bücher von Innocenz III. Regesta v. Epistolae. Dieser, nach Gregor VII. der merkwürdigste Papst, regierte neunzehn Jahr, und seine Regesta sind in neunzehn Bücher getheilt; zehn derselben hat Baluzius herausgegeben. Als Innocenz XIII. aus dem nämlichen (Contischen) Hause, aus welchem der dritte Innocenz stammte, 1721 Papst ward, so ergriff seine Familie die Gelegenheit, um die Briefe und Papiere, welche der berühmteste Papst aus ihrem Hause geschrieben, in Abschrift zu erhalten. Kardinal Conti, Sekretär Pius VI. gab dem du Theil Erlaubniß, aus seinem Archive, was er wünschte, zu kopiren; und hier fand er die übrigen Bücher, welche Baluzius nicht erhal-

ten

*) Keine der Anmerkungen ist mit größerer Gelehrsamkeit ausgeführt als die, womit du Theil folgende Stelle in den Gest. Innoc. n. I. 1189 erläutert: Eodem tempore anathematizavit suerum Apostatam, qui Regnum Norvagiae per violentiam occupaverat, ligitimo Regni haerede peremto. Hier wird des Königs Sverres Leben chronologisch nach Alb. Kranz, Torfäus, Roger de Hoveden, Guilhelmus Neubrigensis, nach Sperlings Noten zu Absalons Testamente, und andern Quellen unter Langebecks Scriptores erzählt.

ten konnte. Sie machen nun drei Bücher, das 17te, 18te und 19te aus, die man sonst nirgends findet. Unter diesen Briefen des Innocenz befinden sich verschiedene, die schon vorher von Raynaldus, Bzovius u. a. herausgegeben wurden, manche aber auch, die hier zuerst das Licht sehen. S. 412 z. B. befindet sich ein Brief des Papstes an den Erzbischof Erik in Trontheim, welcher, so viel ich mich erinnere, in unsern Sammlungen nicht gedruckt ist, es dünkt mich aber, ihn in Bartholins handschriftlichen Kollektaneen beim Kammerherrn Suhm gesehn zu haben. S. 296 befindet sich ein Brief an den König von Frankreich Philipp August, geschrieben im Junius 1203, welcher scharfe Vermahnungen an den König, das Schicksal seiner unglücklichen Gemahlin, der Dänischen Prinzessin Ingeborg, zu lindern, enthält. Der Brief beginnt mit den feierlichen Worten: Inter Deum et homines conflituti, und beides, Datum und Inhalt, machen es klar, daß der Papst ihn schrieb, kurz nachher als er den rührenden Brief der Königin erhielt, welchen der Kammerherr Suhm in den sechsten Band der Langebeckischen Scriptorum eingerückt hat. Er wirft dem Könige gerade das vor, worüber sie in ihrem Briefe so wehmüthig klagt: daß nämlich die sie umgebenden Frauenzimmer, statt sie zu trösten, ihr hart zuredeten, daß sie weder in Nahrung noch Kleidung als eine Prinzessin behandelt würde ꝛc. Das Betragen des Papstes in dieser sonderbaren und verwickelten Sache verdient mehr Ruhm als das Knuds VI. welcher gleichgültiger in dieser Sache gewesen

wesen zu seyn scheint, als man von einem so mächtigen Bruder der Königin erwarten sollte.

Dieß ist ungefähr die Geschichte und der Inhalt dieses wichtigen Werkes. Die Herausgeber sind beide Männer von wahren Verdiensten. Breguigny habe ich nicht persönlich kennen lernen; denn er ist ein alter Mann, und hat lange das Bette hüten müssen. Seine Werke reden für ihn, und seine Gelehrsamkeit hat ihm eine so ungemischte Achtung in diesem Lande, wo sie nicht so leicht zu erhalten ist, erworben. Der andere Herausgeber, Chevalier du Theil, ist ein Mann von einigen und vierzig Jahren. Der gelehrte und berühmte Villoison, an welchen mich unser Kammerherr Suhm empfohlen, verschaffte mir seine Bekanntschaft; und dieß ist eine der vortheilhaftesten, die ich in Frankreich gemacht habe. Seine mannigfachen Kenntnisse und ansehnliche Bibliothek standen mir täglich offen; entweder er lieh mir Bücher, oder, da jenes mit Schwierigkeiten verbunden war, weil er weit entfernt wohnte, überließ er mir ein geheitztes Zimmer dicht an seiner Bibliothek, wo ich mich hinsetzen, und, wenn ich wollte, arbeiten konnte. Seine Sanftheit, Bescheidenheit, Dienstwilligkeit, alles an ihm, ist wie seine Gelehrsamkeit; sie übergeht meine Beschreibung. Es ist wohl schwerlich ein Gelehrter in Frankreich, der eine so ausgebreitete Kenntniß in unsrer alten Geschichte, und eine so gute Sammlung der Quellen besitzt, als er. Er erzählte mir: die Vermählung der Königin Ingeborg habe ihn zuerst auf den Gedanken gebracht, unsre Geschichte zu studiren. Er war nämlich neugierig, die Ursache

sache zu wissen, warum Philipp August eine Dänische Prinzessin zur Gemahlin sich ersehen hätte. Er traf auf die Epoche Knuds VI. Waldemars und Absalons, und diese glänzende Periode machte ihm Lust weiter zu gehn. Er schrieb eine Abhandlung über Frankreichs Verbindungen mit Dännemark in den ältern Zeiten, welche in der Academie des Inscriptions vorgelesen wurde; gedruckt ist sie noch nicht, und wird es, leider, wohl nicht werden, so lange der izt in Frankreich herrschende Geschmack sich nicht zum Vortheil für diese Wissenschaften ändert. Er ist zugleich in der alten Griechischen Literatur sehr bewandert, und hat unter andern eine Französische Uebersetzung der Hymnen des Kallimachus nebst einigen Stücken aus Plutarch und Aeschylus herausgegeben.

De Thou, welcher im sechzehnten Jahrhundert lebte, war der erste Geschichtschreiber in Frankreich; einige behaupten, er war auch der letzte. Mezeray, welcher ungefähr funfzig Jahr nach ihm schrieb, war ein Meister in Charakterschilderungen, und schrieb mit größerer Freiheit, als man von einem Pensionisten des Hofes erwarten sollen; doch — als Petavius ihm einmal sagte: er wolle ihm tausend Fehler in seiner Französischen Geschichte zeigen, antworrete Mezeray: er selbst wolle ihm zehntausend Fehler darin zeigen. — Wäre Mezeray's bizarrer Charakter nicht bekannt, so könnte man sagen, dieß sey eben so bescheiden als wahr geantwortet. Was P. Daniel Frankreichs Geschichte genannt hat, ist nichts weiter als eine Kriegsgeschichte

des

des Reichs, durchmischt mit den Biographien der Beherrscher. Gesetze, Sitten, Künste und Wissenschaften, um derentwillen man Geschichte studirt, hat er kaum berührt, und der Jesuit blickt in dem, was er beschreibt, allzu oft durch. Die Französische Geschichte von Velly und Villaret, jener war Jesuit, dieser Schauspieler, hat vornehmlich in Hinsicht auf Beschreibung der Gesetze und Sitten ꝛc. unläugbar manche Vorzüge vor der Danielschen. Villaret starb 1766, und überließ die Fortsetzung an Garnier, Professor der Pariser Universität. Dieser hat mit dem Parisischen Blutbad aufgehört, und setzt schwerlich das Werk weiter fort; denn er verlor, da er den Eid, welchen die neue Konstitution fordert, nicht leisten wollte, sein Amt. Wenn man Mably's Observations sur l'histoire de France 4 Tom. 8. liest, so wünscht man immer, daß die Geschichte dieses wichtigen Reiches in die Hände eines Mannes fallen möchte, der seinen Geist besitzt. Solchemnach hat Frankreich, ungeachtet einer herrlichen Sammlung von Materialien, weder einen Rapin *) noch einen Hume. Es ist kein Zweifel, daß die Bastille daran großentheils Schuld sey, wenn man bedenkt, um welcher Ursachen willen man in die Bastille kommen konnte, und wie weit diese Nation es in allen andern Theilen der schönen Wissenschaften gebracht habe.

Abbe' Delisle ist jetzt unter den Dichtern Frankreichs am meisten geschätzt; Kunstkenner setzen ihn in Hin-

*) Rapin war ein gebohrner Franzose, lebte aber den größten Theil seines Daseyns in England.

Hinsicht auf Harmonie der Sprache zunächst dem Racine an die Seite. Bei Eröffnung der Vorlesungen der Professoren im College royal hörte ich ihn einige Stücke aus einem großen Gedichte über die Einbildungskraft, woran er lange Jahre gearbeitet, vorlesen. Dieß ist das Vollkommenste und Bezauberndste, was ich je hörte. Eine Harmonie der Worte, vereint mit Harmonie der Stimme, welche, verbunden mit der feierlichen Stille, die über die ganze Versammlung sich verbreitete, allen seinen Bildern ein Kolorit mittheilte, welches Garrick mit Thompsons Pinsel nicht besser ausdrukken könnte. Unter den Zuhörern befanden sich eben so viel Damen als Herren; denn das schöne Geschlecht läßt sich hier nicht, wie bei uns, von dergleichen Orten ausschließen. Es besucht die öffentlichen Vorlesungen; man findet Damen im Parterre, auf Kaffeehäusern; ja ich sah sie in der Academie des Inscriptions wachen, während verschiedene der gelehrtesten Akademisten schliefen. De la Lande las an dem Abend eine Abhandlung über die neuesten astronomischen Entdeckungen; er verlas den letzten Brief, welchen er vom la Peyrouse aus Botany-Bay erhalten, und sprach über diesen vermißten Seemann mit einer Rührung, welche manchen Augen Thränen auspreßte *). Außerdem las l'Eveque einen Versuch über Ludwigs XI. Geschichte, und Abbe'

*) Vor kurzem ging ein Gerücht, Briefe von der Insel Bourbon hätten die Nachricht gebracht, daß la Peyrouse gest.

be' Cournand etwas über die theatralische Kunst; aber sie machten beide kein Glück. Ihre Abhandlungen dauerten zu lange, und man sehnte sich nach Delisle. L'Eveque ist ein sehr gelehrter Mann, der außer seinen Kenntnissen in der alten Literatur, vornehmlich sich durch seine Russische Geschichte, wozu er die Materialien gefunden sey, daß er Haare und Zähne verloren gehabt; es hat sich aber nicht bestätigt, und niemand hat es geglaubt. Außer Entrecastaux, welcher mit Naturkundigen, Astronomen und Mahlern in Gesellschaft vor einigen Monaten auf Kosten der Nation, (die einen Fond von einer Million dazu niedergelegt hat,) um la Peyrouse aufzusuchen, unter Segel ging, hat auch ein junger Seeoffizier, Petit-Thouars, theils aus eignem Vermögen, theils mit Hülfe einer Supskription und 10,000 Livres, welche die Nationalversammlung ihm neulich bestimmte, zwei kleine Schiffe ausgerüstet, um la Peyrouse damit aufzusuchen. Sein Plan ist vornehmlich, die Küsten von Neuholland und die nordwestlichen Küsten von Amerika zu besegeln. Sein Schiff le Diligent ist eine Art Schüte (Chasse marée,) welche, um Steine in die Werke von Cherburg überzuführen, gebaut wurde. Forfait in einem Rapport über diese Expedition an die Nationalversammlung sagt aber: bei großen Expeditionen müsse man nicht die Größe der Schiffe, sondern ihre Eigenschaften, ihre Form, Stärke und vornehmlich das System ihres Segelwerks (le Systeme de leur Voilure) in Betracht ziehn. Die Schiffe Magellans, Maires und Schoutens waren nicht größer. — Der berühmte Vaillant hat neulich wieder eine Reise nach Afrika begonnen. Er geht beim Cap an's Land, und denkt ganz Afrika bis Nubien und Egypten zu durchreisen.

terialien in Rußland selbst sammelte, berühmt gemacht hat. Abbe' Cournand ist durch seine Verheirathung berühmt: er ist der erste Geistliche in Frankreich, der zu Folge les Droits de l' Homme ein Weib nahm.

Ich fragte einen Französischen Gelehrten, welcher in Europa Reisen gemacht, was die Universitäten in Frankreich für eine Verfassung hätten? Wir haben keine Universitäten, antwortete er; sie sind alle bloß Gymnasien, mit dem Recht begabt, Doktoren und Magister zu kreiren. Die mindestschlechte unter diesen ist die Pariser (Universität;) unter den übrigen stand die Orleansche wegen ihrer Lehrer in der Rechtskunde, und Montpellier wegen der in der Heilkunde in Ansehn. Allem diesem steht nun eine Verändrung bevor; die Wiedergeburt des Erziehungswesens durch alle Klassen im ganzen Reiche ist einer der Hauptgegenstände der gegenwärtigen Nationalversammlung. Für das Departement von Paris ist eine Kommission niedergesetzt, um Vorschläge zu machen, wie alle die Gebäude, Bibliotheken und andre Sammlungen, welche vorhin dem Könige gehörten, wie ferner die Universität, die reichen Klöster in Paris, zum Vortheil für die Wissenschaften und Erziehung am besten angewandt werden möchten. Die Sorbonne, die Abtei St. Germain, die Kollegien Mazarin, Royal ꝛc. erwarten in stiller Besorgniß eine neue Einrichtung. Wo man hinsieht, stößt man auf einige der leidenden Partei, wel-

che ihren Tod fürchten, andre der triumphirenden, welche auf ihre Auferstehung hoffen.

Die größte aller Buchhändler-Unternehmungen ist unstreitig die neue Ausgabe der Encyklopädie, welche Pankouke, 1782 begann. Du weißt, daß der Plan war, jede Wissenschaft für sich lexikalisch herauszugeben, statt daß in den ältern Ausgaben alle Wissenschaften durch einander gemischt waren. In einem Prospektus versprach Pankouke, das Werk solle aus 55 Bänden in 4. mit sieben Bänden Kupfer bestehn, und mit einer Vermehrung von 30,000 neuen Artikeln erscheinen. Während der Ausgabe aber, erweiterte sich das Werk; und in einem neuen, 1789 erschienenen Prospektus sagt er den Subskribenten: das Werk werde bis auf 128 Bände steigen, außer neun Bänden Kupfer; es werden über 100,000 neue Artickel hinzu kommen, und das Werk werde 1398 Livres kosten, welches, vornehmlich wie der Wechselkours itzt steht, ein sehr billiger Preis ist. Ungefähr 100 Bände sind heraus. Beim Anfang der Französischen Revolution verlor er, zu Folge einer Spanischen Kabinetsordre auf einmal 330 Subskribenten in Spanien *). Pankouke hat mir selbst erzählt, daß

*) Von den letzten Theilen der Büffonschen Naturhistorie wurden 6000 Exemplaria weniger als von den ersten verkauft. Dieß ist beinah unglaublich, auch wenn man bedenkt, daß von Erscheinung des ersten bis zum letzten Bande 40 Jahre verstrichen; aber Pankouke sagt es in einem Briefe an die Subskribenten vor dem 46. Tome.

Auch

daß er nicht 50 Subskribenten in England, und 330 in Spanien hatte. Welch einen Schluß kann man hiervon auf die Leselust und den Wohlstand der Privatpersonen in diesem Reiche machen? Du kannst indeß kaum glauben, welch einen Haß, ja Verachtung man hier gegen Spanien äußert: alle öffentliche Blätter sind davon voll; ja selbst im Feuillansklub hörte ich einen kundigen und denkenden Mann, einen Deputirten in der Nationalversammlung, Ramond, in einer Rede, worin er die gegenwärtige Lage Frankreichs zu den fremden Mächten beschrieb, so über Spanien reden, daß man glauben sollen, er beschriebe einen Negerstaat in Afrika. Es ist dieß nicht das einzige mir hier aufgestoßene Beispiel, wie sehr Parteigeist und herrschendes Vorurtheil auch die besten Köpfe verblenden können. Die Engländer lieben, Spanien verachten, den Kaiser fürchten, das ist hier die hervschende Denkart; selbst die letzten vier stolzen Fragen an den Kaiser sind Folgen dieser Furcht. Ueber



Auch erzählt er, daß die Druckkosten gestiegen sind, so wie der Buchdruckereien in Paris mehrere wurden. Vor der Revolution waren nur 36 privilegirte Buchdruckereien in Paris, und itzt sind über 200, welche größtentheils von politischen Blättern unterhalten werden. Z. B. um vier Uhr wird die Nationalversammlung aufgehoben, und schon um sieben Uhr ist alles, was den Vormittag dort geredet und vorgenommen ist, in einem Blatt auf einem halben Bogen: Journal du Soir, beschrieben und gedruckt, von welchem Blatte 10,000 Exemplare jeden Abend in Paris herum laufen.

Rußland, Schweden und die andern koalisirten Mächte hört man selten oder nie reden. — Doch ich kehre zur Encyklopädie zurück. Die besten Köpfe der Nation haben an dieser neuen Ausgabe gearbeitet. Die Naturgeschichte ist von Daubenton, die Botanik vom Chevalier de la Mark, die Geschichte von Gaillard, die Seewissenschaften sind von Vial du Clairbois, Ingenieur Konstrukteur der Marine (in drei Bänden in Qrt.) ausgearbeitet. Sechs Jahr hat dieser Verfasser an seinem Werke gearbeitet, und die Werke Bouguers, Duhamels und Don Juans benutzt. Die Kriegskunst ist Keralio's, Major der Infanterie, Arbeit, (drei Bände, Qrt.) das Artilleriewesen des Pommereuil u. s. w. Meines Bedünkens gehört solch ein Werk nicht so sehr für Privatleute, als es für wissenschaftliche Stiftungen, z. B. die naturforschende Gesellschaft, und für unsre Land- und Seekadetsakademie nothwendig ist. Die erste Ausgabe wird auf Auktionen für ungefähr 2000 Livres verkauft, und wie sehr steht sie nicht am innern Werth unter dieser? Du weißt, daß, als die sieben ersten Bände erschienen waren, ein Urtheil des Parlaments die Fortsetzung des Werkes verbot. Dem ungeachtet wurden die folgenden Bände in Paris und unter Diderots und Chevalier Jancourts Aufsicht, aber so heimlich und eilfertig gedruckt, daß nicht derselbe Fleiß auf diese wie auf die ersten gewandt werden konnte.

Ich theile dir keine Beschreibung der öffentlichen Bibliotheken, noch der übrigen Merkwürdigkeiten mit, die jeder Reisende sieht, und die man oft beschrieben findet.

Die

Die Bibliotheken kennst du alle; und ich habe es in diesem Briefe mehr als Einmal vergessen, daß ich an einen *** über Literargeschichte etwas schreibe. So viel muß ich dir doch sagen, daß ich auf der königlichen Bibliothek unter andern Kleinigkeiten einige Briefe Christians IV. an Ludwig XIII. und Richelieu fand; sie sind eben so charakteristisch wie alle übrigen, die wir von diesem unsterblichen König besitzen. Daß auf der Bibliothek in St. Germain sich einige Handschriften zur nordischen Geschichte finden, wirst du aus Montfaucon Bibliotheca Bibliothecarum manuscriptorum nova Tom. 2 Fol. und vornehmlich in dem Theile bemerken, welcher die Bibliotheca Coisliniana p. 1074, 1094, 1100 etc. ausmacht. Ich habe einige derselben nachgesehen; sie sind aber theils schon herausgegeben, theils ist hier allzu viel Leben, allzu viel Geschichte in der lebenden Welt, als daß man viel Zeit übrig behalten könnte, sich mit der Vorzeit zu beschäftigen.

Beim Schlusse dieses Briefes muß ich dir noch einige Nachrichten von den hiesigen Theatern geben. Ich bin weit davon entfernt, mich zum Kunstkenner aufzuwerfen; ich rede bloß über diese Sache, in so fern man Sitten und Denkart daraus lernen kann, und will deshalb bloß von zwei Revolutionsstücken reden, die ich hier aufführen sah: Karl IX. auf dem Theatre Français, und: Le Club de bonnes gens auf dem Theatre de rue Feaudeau. Das erste Stück von Chenier ist bekannt, hat wohl im Ganzen keinen großen Werth, doch einzelne schöne Stellen. Ich will dir ein Paar anführen, wel-

che mit aller Heftigkeit eines Französischen Parterre applaudirt wurden. Talma spielte Karl IX. sehr gut; eine gewisse edle Schwermuth, welche über sein Antlitz, wie über seine ganze Figur gebreitet lag, und in seiner Stimme sich ausdrückte, macht, daß er in einer tragischen Rolle immer interessirt. Auch schätzt man ihn sehr.

Koligni sagt zu Karl IX.

Evitez les malheurs des Rois trop complaisans;
Ne laissez point sans cesse, aux gré de courtisans
Errer de main en main l'autorité suprême:
— — — — — — — —
Et si de vos sujets vous desirez l'amour,
Soyez Roi de la France & non de votre Cour.

Als der König erfährt, das Blutbad sey begonnen, ruft er:

J'ai commis un grand crime.

Kard. von Lothringen.

Un Roi doit se venger du parti qui l'opprime.

König.

Je ne suis plus un Roi. Je suis un assassin u. s. w.

Le Club de bonnes gens ist eine Satyre auf den Jakobinerklub. Der Verfasser ist der bekannte Cousin Jaques, und das Stück ist mit einem Beifall aufgenommen, welcher beweist, daß der Anhang des Jakobinerklubs nicht so groß ist, als die Mitglieder desselben glauben. Es ist über funfzigmal im Winter aufgeführt worden. Die Hauptperson des Stücks ist ein Priester, welcher

cher Einigkeit zwischen zwei Familien, deren eine aristokratisch, die andre demokratisch gesinnt ist, zu stiften sucht. Unter den Arien, welche er singt, hat folgende jedesmal viel Beifall gefunden:

*) Il n' est aucun pays du monde,
Où l'esprit fasse le bonheur;
On brille dans la nuit profonde,
Si l'on garde la paix du coeur.
Dieu, plaçant l'homme sur la terre
Lui donnant un coeur vertueux,
Ne lui dit pas: je vous eclaire;
Mais il lui dit: soyez heureux.

— — — — — — — —

Le plus aveugle de la France
Est clairvoyant, s'il est heureux.

Gegen den Schluß des Stücks singt einer:



*) Bei dieser Arie, welche die lieblichste Musik begleitet, klatschte alles was in Logen und Parterre war, und ich klatschte mit. Als ich nach Hause kam, las ich die Worte im Stücke nach, und fand, daß mein Herz meine Vernunft betrogen, den wesentlichen Theil unsers Selbst, der allezeit nicht unser einziger aber unser vornehmster Führer seyn muß; und wie anders als durch Aufklärung kann Vernunft uns dieß werden? Laßt uns entweder alle in unsere Wälder zurück gehen, und in der ersten Einfalt der Natur leben, oder laßt uns glauben, daß, was für einige Glückseligkeit sey, es auch für alle sey, daß ein Monopol, es betreffe bürgerliche Ehre, oder Aufklärung, zu den grassesten aller Vorurtheile gehöre.

Vivons deſormais tous en freres,
N' affligeons plus notre bon Roi!
Sous les yeux du meilleur des peres
Obeiſſont tous à la Loi —
De bon coeur comme il va ſourire,
Quand il verra tous les Français
En vrais amis entr' eux ſe dire:
„Embraſons nous! faiſons la paix!"

Es ſind hier neulich zwei wichtige Schriften herausgekommen, beide von dem berühmten Chymiker Lavoiſier, Aſſeſſor in Treſorerie-nationale. Die eine heißt: De l'etat des Finanzes au 1 Janvier 1792, welche wichtige Details enthält, die man aber mit einer Compte rendu de comité des depenſes publiques, welche vor kurzem herauskam, vergleichen muß. Denn beide Schriften differiren in manchen Rechnungen, und ſie beweiſen, wie ſchwierig dieſe Art Rechnungen ſey, ungeachtet man alle Quellen vor ſich hat. Die andre Schrift heißt: Reſultats extraits d'un ouvrage intitulé: de la Richeſſe territoriale de la France par l'ordre de l'Aſſemblée nationale, 1791. 8. An dem Werke, wovon dieſe Schrift ein Auszug iſt, hat Lavoiſier lange gearbeitet, und man erwartet, daß es nächſtens herauskommen wird. Hier wird z. B. die Conſummation über ganz Frankreich auf jede Perſon zu 110 Livres berechnet; dieß macht auf 25 Millionen Menſchen 2,750,000,000 Livres. Der Kalkul iſt auf dem Lande dieſer: für einen erwachſenen Menſchen gleich einem Soldatenlohn 250 Livres, Frauenzimmer $\frac{2}{3}$, 167 Livres,

vres, drei Kinder, so wie die Mutter, 167 Livres, macht für einen Haushalt auf dem Lande 585 Livres, und für jedes Invidiuum 117 Livres. Um diese Unkosten zu bestreiten, muß eine Familie des Tags acht und dreißig Sous drei Deniers verdienen, welches im Allgemeinen ein Bauer in Frankreich verdient, der weder zu den Armen noch Reichen gehört. Hier wird auch des vorigen Französischen Adels Anzahl mit Familien und Kindern auf 83,000 Personen bestimmt, wovon 18,323 im Stande sind, Waffen zu tragen ꝛc.

Indem ich diesen Brief schließe, wirft die herrlichste Mittagssonne ihre Strahlen durch mein offnes Fenster. Der Januar begann hier mit einer so reinen milden Luft, wie bei uns an dem schönsten Frühlingstage weht. Einige Tage nachher fror es, aber wenig; doch muß ich sagen, daß ich mehr von Kälte reden hörte als sie fühlte. Sobald ein Franzose in eine Stube kommt, läuft er sogleich auf den Kamin zu, und hält seine Füße über's Feuer; und doch hört man nie, daß hier einer mit Frost geplagt sey. Diese Krankheit muß mit der Natur des Franzosen unverträglich seyn, der einem Feuerzeuge gleicht, worauf man Feuer schlagen kann, wenn man will und womit man will. —

## 23.

Paris, den 30. Jan. 1792.

Unter allen Verändrungen, welche in den letzten drei Jahren in Frankreich vorgegangen sind, ist meines Bedünkens, die mit der Geistlichkeit die bedeutendste. Die Ausführung derselben bestimmt die große Achtung, welche die vorige Nationalversammlung beim Volke sich erwarb; sie hatte für die Revolution die wichtigsten Folgen, Folgen, die einem Theile nach augenscheinlich vortheilhaft sind, ein Theil derselben läßt sich noch nicht berechnen. So kurz als möglich will ich dir hier erzählen, wie man dieß große Werk begann und ausführte. Die Nationalversammlung hatte sich den Staatsgläubigern zur Kaution gestellt; diese Kaution aber war, zu Folge der Umstände und der Größe der Schuld, der gleich, die ein Bettler für den andern macht. Vergebens hatte man durch ein Dekret im August Anleihe zu machen gesucht; vergebens hatte man einen vierten Theil der Einkünfte unter dem Namen don-gratuit dekretirt. In dieser Verlegenheit befand man sich, als man die Augen auf einen Stand warf, dessen Reichthum sowohl als bürgerliches Verhältniß im Staat gegen den Geist der neuen Konstitution stritt, und ihr über kurz oder lang große Hindernisse in den Weg werfen würde. In den berühm-



ten

ten Konkordaten, welche zu Bologna 1515 zwischen Franz I. und Leo X. geschlossen wurden, theilten diese zwei Fürsten die Gerechtsame der Französischen Kirche unter sich. Der König ernannte von der Zeit an bei Stiften und Bischofstühlen die Subjekte, und der Papst hob die Annaten nach einer alten Taxe. Diese Einrichtung konnte unmöglich mit der neuen Konstitution bestehn. Die Geistlichkeit bestand aus 18 Erzbischöfen, 112 Bischöfen, und ungefähr 130,000 geistlichen Personen. (In Schlözers Briefwechsel XX. S. 127 ist die Anzahl so bestimmt, und Abbe' Sieyes macht ungefähr dieselbe Berechnung.) Kaum ein Drittheil derselben bestand aus Religionslehrern oder Tröstern der Kranken und Armen. In einem Kloster in Arras entstand vor einigen Jahren ein heftiger Streit zwischen dem Abt und den Mönchen über die Theilung der Einkünfte. Der Abt behauptete, ihm komme jährlich 500,000 Livres zu, und die 20 Mönche behaupteten, sie könnten mit einer jährlichen Summe von 200,000 Livres, welche für sie übrig blieb, nicht auskommen. Auf dem Erzbischofstuhl in Cambray, den Fenelon einst bestrahlte, haben in diesem Jahrhundert drei Geistliche gesessen: Kardinal Dubois, welcher, wie St. Simon sagt, an dem Tage, da er zum Erzbischof eingeweiht wurde, zum erstenmal — er war damals 60 Jahr alt — zu Gottes Tische gegangen sey; St. Albin, ein unächter Sohn des Herzogs von Orleans, der ein Serail hielt, weil das kanonische Recht ihm die Heirath verbot; und endlich Leopold de Choiseul, welcher

1774 an der Folge bekannter Ausschweifungen starb. Diese waren die ersten Lehrer der Kirche, und sie hatten jährlich 400,000 Livres Einkünfte! Exempel beweisen zwar nicht, aber sie erläutern, und wer die Französische Kirchengeschichte dieses Jahrhunderts kennt, wird leider noch weit mehrere finden. Nach dem kanonischen Rechte sollen die Einkünfte der Geistlichen in drei gleiche Theile getheilt werden: ein Theil gehört den Armen, ein Theil der Kirche, und der dritte den Geistlichen. Dieser alte Gebrauch, welcher lange außer Brauch gekommen war, kam in der Nationalversammlung auf's neue in Betrachtung. Man fand: der Staat sey der erste und bedrängteste Arme; die Geistlichkeit sey im Besitz von ungefähr 3500 Millionen Livres; und diese große Summe könne zum Besten des Staats und der Religion besser als zuvor angewendet werden. Von diesen Grundsätzen ging man aus, und legte einen Plan, welcher aus zwei Haupttheilen bestand: 1) einen Fond zu erhalten, woraus man die Staatsgläubiger bezahlen, schnell einen Ausweg für alle durch einen neuen Gang der Dinge nothwendig gewordene Ausgaben finden, und zugleich Vorschuß erhalten könnte in einem Zeitpunkte, da eine von allen gewaltsamen Revolutionen unzertrennliche Anarchie die wichtigsten Quellen der Einnahme verstopfte; 2) eine Reformation auszuführen, welche die Geistlichen zu angesessenen verpflichteten Bürgern machte, da sie vorher übermüthige privilegirte Menschen waren, ohne irgend eine Rechenschaft abzulegen; kurz welche sie dazu machte, was die Geistlichen in der protestantischen Kirche sind.

Der

Der Bischof von Autun, ein Mann von ausgezeichneten Talenten, welcher aus einer der ältesten Familien Frankreichs abstammt, war der erste, welcher in der Nationalversammlung die Einziehung der geistlichen Güter vorschlug. Sein Vorschlag wurde hernach von Thouret und Camus, welcher im kanonischen Recht sehr bewandert ist, in's Licht gesetzt. Selbst der Erzbischof von Paris sagte: daß weder er noch die Geistlichkeit, in deren Namen er redete, sich dagegen setzten, sobald nur die Nation, zu deren Gottesfurcht und Edelmuth sie das Vertrauen hätten, für den öffentlichen Gottesdienst und die Ausbreitung des Evangelii sorgten. Das Dekret ging den 2. Nov. 1789 durch. Schon im August war eine Comité von 15 Deputirten niedergesetzt, um diesen Vorschlag in Erwägung zu ziehn, wie man die Geistlichkeit in der Folge besolden, und ihr eine, mit der neuen Konstitution übereinstimmendere Verfassung geben möge. Eines der Mitglieder dieser Comité, Durand-Mallaine, hat eine Histoire apologetique du comité ecclesiastique de l'Assemblée nationale 1791 S. 360 8. herausgegeben. Man findet nur wenig von dem, was man sucht, in dem Buche, statt dessen eine ungeheure Menge von Hinweisungen auf die Konzilien, den Augustinus, Hieronymus und andre Kirchenväter, welche sagten: Ob pietatem — aurum ecclesia habeat, non ut servetur, sed ut eroget et subveniat in necessitatibus. Bei allem diesem gelehrten Kram entsteht die Frage, ob man in

den Kirchenvätern und Konzilien vor oder nach dem Dekrete nachsuchte; im letzten Falle, ist das Buch als Geschichte betrachtet, ganz unnöthig. Wichtiger ist: Accord des vrayes principes de l'egliſe, de la morale, et de la raiſon ſur la conſtitution civile du clergé de France, par les Eveques des Departemens, membres de l'Aſſemblée Nationale conſtituante. S. 238

8. Nachdem man in dieſer Schrift die innere und äußere Disciplin der Kirche geſchieden, ſo wird bewieſen, daß die innere, welche die Glaubenslehren, die Sakramente u. ſ. w. betrifft, durch die Revolution nicht verändert wird; aus der Franzöſiſchen Kirchenhiſtorie wird hingegen dargethan, daß die äußere Disciplin, den Mißbrauch ausgenommen, beſtändig dem weltlichen Geſetz unterworfen geweſen. Man kann aber hiergegen einwenden, daß die Ehe, welche in der katholiſchen Kirche als ein Sakrament betrachtet wird, nun in den Augen des Geſetzes nur als ein bürgerlicher Kontrakt anzuſehen iſt. Es ſteht nämlich jedem frei, ob er ſich mit den vorigen Ceremonien verheirathen laſſen, oder ob er nach der neuen Einrichtung mit ſeiner Braut auf's Rathhaus gehen, und dort ſeinen und ihren und einiger Zeugen Namen in ein Protokoll einſchreiben laſſen will. Er mag welche Einrichtung er will wählen, ſo bleiben die Ehestandspflichten dieſelben, das Geſetz macht in dieſer Hinſicht keinen Unterſchied. Abbe' Cournand iſt der erſte Geiſtliche in Frankreich, welcher ſich, und zwar auf die neue Weiſe, verheirathete. Er hat einige, aber ſo viel ich weiß, nicht viele Nachfolger gehabt. Merkwürdig

iſt,

ist, daß das Dekret vom 2. November 1789, wodurch die geistlichen Güter eingezogen wurden, lange nicht so große Gährung verursachte, als das Dekret vom 12. Julius 1790, welches die neue bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit bestimmte. Dreißig Bischöfe, selbst aus der Nationalversammlung, protestirten gegen dieß Dekret in einer Expolition des principes sur la Constitution civile du Clergé, welche sie von jedem unter ihnen unterschrieben herausgaben. Hierauf folgten Pastoralbriefe in den Stiftern, darauf päpstliche Briefe, einer vom 10. März 1791, ein andrer vom 13. Aprill 1791. Von dem letztern wurden 100,000 Exemplare von Paris ausgesandt und im Reiche herum verstreut; sie thaten aber nur wenig Wirkung. Le clergé, sagt Montesquieu, a toujours acquit, il a toujours rendu, et il *acquiert encore*. Das Dekret vom 2. November verschmerzten sie, in Hoffnung auf das letztere; dieß wurde ihnen aber durch das Dekret vom 12. Julius auch benommen. In diesem wurde der Erzbischofstitel abgeschafft, es wurden statt der Erzbischöfe zehn Metropolitanen angesetzt, und jedes der 83 Departemente hat seinen Bischof. Die Bischöfe werden von den Metropolitanen ordinirt, und von allen Decisionen soll von der Synode des Bischofs an die der Metropolitanen appellirt werden *). Der Sold der Metropolitanen und Bischöfe ist nach

*) Jeder Bischof hat das Recht eine Synode aus der Geistlichkeit seines Stifts zusammen zu berufen. Ausserdem hat

nach der Volksmenge der Stadt, wo sie residiren, bestimmt, so daß keiner über 50,000 Livres und keiner unter 12000 Livres jährlich haben darf. Eben so ist es mit den Pfarrern (Curès) nach ihrer Kirchsprengel Größe von 6000 — 1200 Livres. Jeder Geistliche, welcher ein Amt in der Französischen Kirche erhält, muß schwören: daß er der Nation, dem Gesetze und dem Könige treu seyn, und aus allen Kräften die Konstitution erhalten will. Dieß ist der Eid, zusammt der Wahlgerechtigkeit, die durch die Konstitution dem Volke überlassen ist, welches vornehmlich das große Schisma in der Französischen Kirche verursachte, dessen Folgen die Zeit aufdecken wird. Mit der Wahl der Geistlichen geht es folgendermaßen zu: Es ist dir bekannt, daß alle drei Jahr, einen Monat bevor die Nationalversammlung aus einander geht, alle Aktivbürger in ihren Kantonen versam-

hat jeder Bischof ein Konseil, welches nach Beschaffenheit der Größe der Residenz aus sechzehn oder zwölf Vikarien besteht, die der Bischof selbst aus der Geistlichkeit seines Stifts wählen kann; doch muß jeder derselben zehn Jahr lang ein geistliches Amt verwaltet haben. In Paris hat der erste Vikar 6000 Livres, der zweite 4000, und die übrigen 3000. Jeder Pfarrer hat auch einen Vikar für jede Tausend Menschen, woraus eine Gemeinde besteht. Das mindste, was ein solcher Vikar auf dem Lande hat, ist 700 Livres. Um Curé zu werden, muß er fünf Jahr Vikar gewesen seyn, und um Bischof zu werden, muß er funfzehn Jahr Curé oder Vikar gewesen seyn.

sammelt werden, und daß diese Versammlungen Assemblées primaires heißen. Hier werden die Wahlherrn auf zwei Jahr gewählt; diese Wahlherrn versammeln sich aus dem ganzen Departement in der vornehmsten Stadt desselben, um Bischöfe und Deputirte zur Nationalversammlung zu wählen: sie versammeln sich vom Distrikt in der vornehmsten Stadt desselben, um Pfarrer zu wählen, auch Richter und andre Beamte für den ganzen Distrikt. Wenn einer von den Wahlherrn zum Curé gewählt ist, wird er vom Bischof ordinirt, wenn dieser nichts gegen die Wahl einzuwenden hat. Dieselben Gerechtsame, welche der Bischof in Hinsicht des Pfarrers hat, hat der Mertopolitan in Hinsicht des Bischofs. Sobald die Wahlherrn einen Bischof gewählt haben, muß ihr Präsident den Proces-verbal dem Könige zusenden, worauf der Bischof seinen Bürgereid ablegt, und darnach (wozu er aber nicht verpflichtet ist) dem Papst seine Ernennung bekannt macht. Das gegenwärtige Verhältniß der Französischen Kirche zum Papste wird man am besten aus der eignen Deklaration der Bischöfe in der oben angeführten Schrift Accord einsehen: C'est de Jesus Christ, que les Eveques aussi bien que les Papes reçoivent leurs pouvoirs; mais c'est des hommes maintenant que les uns et les autres reçoivent la permission d'exercer ce pouvoir — or nous recoinnoissons le Pape pour le Chef visible de l'Eglise etc. — pour le Guardien des Canons, mais les Canons sont au dessus de lui — Nous croyons avec St. Jerome, que Jesus Christ a etabli un Chef pour maintenir l'unité

de la Foi — nous avons pour lui Soumission et Deference — ſans bleſſer les Canons, les Lois du Royaume & les Droits de l'Episcopat. — In einem Briefe der Biſchöfe an den Papſt, welcher derſelben Schrift angehängt iſt, unter dem Titel: Lettres des Eveques conſtitutionels au Pape heißt es unter andern: Les frais du Culte de la ſeule Religion catholique ſont mis au nombre des depenſes de l'état, & par une Loi de ſageſſe & d'humanité à laquelle vous applaudirez, très ſaint Pere! il a été permis à tous les autres cultes de venir s'etablir aupres d'elle. In der nämlichen Schrift iſt ſehr gelehrt erwieſen, daß in der Franzöſiſchen Kirche die Gemeinden ſeit Jahrhunderten im Beſitz der Gerechtſame, ihre Prieſter, und in Verbindung mit den Prieſtern ihre Biſchöfe zu wählen, geweſen; daß die Konzilien, vom Nicäniſchen bis zum Baſelſchen oft gezaudert, den Gemeinden die Wahlgerechtigkeit, welche ſie zur Zeit der Apoſtel und der erſten chriſtlichen Kirche beſaßen, zurück zu geben; und daß folglich die vielen neuen Biſchöfe und neu gewählten Geiſtlichen nicht, wie ihre Gegner ſie nennen, eingedrungen (intrus) ſind, ſondern daß ihre Sendung kanoniſch iſt. Alle Erzbiſchöfe und Biſchöfe haben, auf drei noch, nämlich der Erzbiſchof von Toulouſe, Kardinal Lomenie (deſſen Namen man hier in Ignomie verändert hat,) der Biſchof von Autun, und ein dritter, den Bürgereid zu leiſten verweigert. Mehr als die Hälfte der übrigen Geiſtlichkeit iſt ihrem Beiſpiele gefolgt, ſo daß ein großes und offenbares Schisma in der Franzöſiſchen Kirche entſtanden iſt.

Ein

Ein großer Theil der neu gewählten Geistlichen verräth, daß sie in Eile und aus Mangel an bessern gewählt sind. Viele derselben sind sehr jung; sie wollen, zu Folge der herrschenden Denkart, statt Religionslehrer Philosophen seyn, und bedenken nicht, daß es schwer hält ohne Philosophie Philosoph zu seyn. Bei der vorigen hohen Geistlichkeit vermißte man sicher die Anwälde der Religion; aber die Erz- und Bischöfe verstanden die Maske der Religion vorzunehmen, und dadurch und durch ihre großen Reichthümer der Menge zu imponiren. — Obgleich die Summe, welche der Staat den abgesetzten unbeeidigten Geistlichen bezahlt, sich für dieß Jahr auf 72 Millionen Livres beläuft, so ist der Antheil, der davon auf manchen unter ihnen fällt, so geringe, daß sie kaum davon leben können. Ein Bischof kann wohl von 18,000 Livres Pension leben; wenn er aber vorher 400,000 Livres hatte, so hält es im Anfang schwer. Die meisten Pfarrer haben kaum 100 Rthlr. (Dänisch) jährlich. Wenn man das Verhältniß, worin die beiden Parteien in der Französischen Kirche itzt gegen einander stehen, bedenkt, so sieht man leicht, wie viel Stoff hier ist die Gährung zu unterhalten, wie viel Zunder den Bürgerkrieg mitten in Frankreich anzuzünden, in dem Augenblicke, wo das Reich entweder angreift, oder von fremden Mächten angegriffen wird.

Von geistlichen Orden existirt itzt keiner in Frankreich, als der Maltheserorden, welcher beträchtliche Eigenthümer hat. Er hatte Freunde in der vorigen Nationalversammlung; sie betrachtete ihn als eine fremde

Macht, und rettete ihn so, aber nur provisorisch, vom Untergang. Man spricht viel davon, daß die Sache nächstens in dieser Nationalversammlung näher untersucht werden soll; und so lange ist das Schicksal des Ordens ungewiß. Sie tragen ihr Ordenszeichen an einem schwarzen Bande, welches, so wie der Ludwigsritter rothes Band, das einzige der Art ist, die man itzt in Frankreich siehet.

Noch ein paar Worte über die Zehnten. In der merkwürdigen Nacht vom 4. August 1789, da das ganze Lehnssystem aufgehoben wurde, wurden auch alle Zehnten in ganz Frankreich abgeschafft. Die Zehnten werden in geistliche und weltliche (Dixmes inféodés) getheilt *). Ueber den Ursprung der letztern sind die Geschichtschreiber nicht einig: einige geben ihnen einen geistlichen Ursprung, andre sagen, sie seyn vom Anfang an weltlich gewesen. Ihre Abschaffung ist mit dem Unterschiede geschehn,

*) Was diesen Gegenstand betrifft, empfehle ich dir ein vortreffliches Buch, welches, selbst nachdem das Französische jus publicum ganz verändert ist, dem Historiker allezeit wichtig bleibt: Institution au droit Français par M. Argon. 10 ed. par Boucher d'Argis Paris 1771. 2 Vol. 8. Er redet vom Zehnten im 1. T. p. 183. Im ersten Tom ist eine histoire du droit Français, derentwegen allein man das Buch besitzen muß. Zu dieser Schrift will ich noch eine in diesem Fache unentbehrliche fügen: Glossaire du droit Français contenant l'explication de mots difficiles qui se trouvent dans les ordonnances, coutumes etc. par Raqueau augmentée par Lauriere. Paris 1704. 2 V. 4.

schehn, daß die geistlichen zum reinen Vortheil für die steuerbaren abgeschafft sind; die weltlichen hingegen werden als reelles Eigenthum betrachtet, und sollen dachweise bezahlt werden.

Mirabeau sagte, als man in der vorigen Nationalversammlung die Frage über das Veto des Königs debattirte: „Und ich, ich halte das Veto des Königs für „so nothwendig, daß ich lieber in Konstantinopel als in „Frankreich leben möchte, wenn er es nicht hätte. Ja „ich erkläre, daß ich nichts schrecklichers kenne, als eine „Eigenmachtsaristokratie in den Händen von 600 Per„sonen, die sich morgen unabänderlich und übermorgen „erblich machen könnten, und, wie aller Länder Aristo„kratien, damit enden würden, alles zu verschlingen.“ So viele Beweise man auch aus der Geschichte aller freien Staaten für die Wahrheit dieser Worte anführen könnte, so ist es doch gerade dieß Veto, welches die eifrigen Jakobiner und die republikanische Partei, an deren Spitze Robertspierre steht, vornehmlich benutzen, um die exekutive Macht verhaßt zu machen. In den meisten Jakobinischen Blättern heißt es: das Veto mache Anstalten zum nochmaligen Versuch einer Reise nach Deutschland; das Veto stehe in heimlicher Korrespondenz mit dem Kaiser; das Veto sey Ursache, daß die Emigranten nicht zurück kommen, wie an den Religionsunruhen ꝛc. Carra, welcher mit Mercier Herausgeber der annales patriotiques, eines der rasendsten Tageblätter, ist, hat neulich im Jakobinerklub öffentlich gewagt vorzuschlagen: man möchte die Französische

Krone dem Herzog von York anbieten; ein Vorschlag, welcher, so rasend und einfältig er auch ist, wie man versichert, einen ungewöhnlichen Eindruck auf den König gemacht haben soll. Vor einigen Tagen war ich Zeuge einer Szene in der Nationalversammlung, welche ungefähr in demselben Geschmack war. Narbonne machte, kurz nachdem er Kriegsminister geworden, eine Reise an die Grenzen, um die Festungen und Armeen zu untersuchen. Nach ungefähr 14 Tagen kam er zurück, rühmte alles, und sagte, es mangle nichts als — 51000 Mann Linientruppen. Vor einigen Tagen kam er in die Nationalversammlung, und that einen Vorschlag, um diese Truppen auf die beste Art anzuwerben. Als er ausgeredet hatte, bestieg ein eifriger Jakobiner, Albitt, die Tribune. „Die Minister, sagte er, haben euch bis itzt betrogen; der Kriegsminister ist an die Grenzen gereiset, hat gesehen, ist wiedergekommen, und sagt euch vor: ich weiß alles, und er weiß nichts.“ — Unter einem Regen von Geklatsche stand ein Feuillant auf und sagte: Zur Sache, mein Herr, wir brauchen 50000 Menschen und nicht 50000 Phrasen. — Albitt fuhr fort: „Das Projekt des Rekrutirens, welches der Minister vorgeschlagen, ist treulos, ist Frucht der Treulosigkeit oder Unwissenheit des Ministers.“ — Narbonne saß gerade unter der Tribune. Er ist ein schöner Mann, welcher mit Anstand und angenehm redet, und alles mit Ruhe, selbst mit einem Lächeln, welches den Hofmann ankündet, anzuhören vermag. Diese Lobreden machten ihn doch neugierig; er sah sich nach dem Redner

ner um, welcher auf einmal, wie von einem neuen Feuer elektrisirt, ausbrach: „Es ist erstaunend, daß ein Minister voll von Kenntnissen u. s. w. — Die ganze Nationalversammlung lachte, der Redner verlor den Muth und setzte sich. — Im Feuillansklub ist weit mehr Würde, mehr Ordnung, als im Jakobinerklub, als selbst in der Nationalversammlung herrscht. Dumas hielt hier vor einigen Tagen eine Rede mit der ganzen Raschheit eines Kriegers und mit der Klugheit eines Mannes von Erfahrung; er beschwor alle Mitglieder sich's vorzustellen, daß Frankreich seit Beginn der Revolution nie in einer so kritischen Verfassung als itzt gewesen; daß nur Muth, Klugheit und eine allgemeine brennende Liebe zur beschwornen Konstitution ihre Freiheit beschützen könne; daß die gefährlichsten Feinde der Revolution sich im Reiche selbst befänden. Die Versammlung war überaus zahlreich. Rochambeau hatte Vormittags verlangt, die Nationalversammlung möchte ihm drei Offiziere von den Deputirten überlassen, unter welchen Dumas und d'Aubeterre unter ihm in Nordamerika gedient, und Daverhoult, ein geborner Holländer und trefflicher Ingenieur, einer der einsichtsvollsten Offiziere in der Holländischpatriotischen Armee war, der nach der Preußen Triumph nach Frankreich flüchtete. Noch keine Sache ist bei den Feuillans mit der Wärme debattirt und in's Licht gesetzt als diese; alle vom Militär waren für und alle vom Civilstande gegen Rochambeau's Verlangen. Die ersten führten an: Frankreichs Rettung beruhe itzt auf

der Armee; diese hätte wenig geübte Offiziere, und es sey äußerst wichtig, daß der General solche Männer zu Rathgebern habe, die geübt, ächte Patrioten wären, und sein und der Armee Vertrauen besäßen. Die vom Civilstande sagten: die Rettung des Reichs beruhe nicht allein auf der Armee, sondern auf der gesetzgebenden Macht. Würde man Rochambeau heute drei Offiziere zugeben, so würde Fayette morgen und Luckner übermorgen kommen, und um andre bitten, so daß endlich kein tauglicher Offizier in der Nationalversammlung bliebe, mit dem sie in Kriegssachen Rath pflegen könnten. Es ist in dieser Sache noch nichts abgemacht.

Da ich nun im Begriff bin dieß Reich zu verlassen, dessen neue Regierungsform ich von tausend Gefahren umspannt sah, wobei jeder denkende Europäer einen Erfolg hofft und wünscht, der sowohl die Wellen der Anarchie als die Ketten der Barbarei vernichtet; ein Reich, wo die Parteien in diesem Augenblicke so gegen einander gestimmt sind, daß wer bei einer le plus honnete homme du Royaume, bei der andern le plus vil scelerat heißt: so wirst du mir erlauben noch einige Betrachtungen über das Ganze zu machen. In einem meiner vorigen Briefe führte ich die Gründe an, aus welchen ich schloß, die Konstitution habe so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie unerschütterlich sey. Ich will dich auf einige der Gefahren aufmerksam machen, womit sie umspannt ist, und worauf ihre Feinde die Hoffnung des Gegentheils gründen können. Sollte ich in dieser Sache, oder vielleicht in mehrern, mit mir selbst in Kollision kom-

kommen, so fürchte ich dieß weniger, als mit der Wahrheit in Kollision zu kommen. Denke dir 10,000 Geistliche, die mit Leib und Seel' eine Konstitution verabscheuen, welche gegen ihre Grundsätze, ihr Gewissen und ihre Vortheile streitet, die ihnen alles nahm, außer das Mitleid des gemeinen Mannes und ihren Einfluß auf denselben; ferner den wenigen Eifer, welchen man zeigt, um sich als aktiven Bürger einschreiben zu lassen, und wenn man eingeschrieben ist, in den politischen Versammlungen (Assemblées primaires und Assemblées electorales) zu erscheinen. In Paris, welches 800,000 Menschen umfaßt, sind nicht mehr als 80,000 als aktive Bürger eingeschrieben, und von diesen waren nicht mehr als 10,000 gegenwärtig, um den letzten Maire, den wichtigsten Beamten der Stadt zu wählen. — Denke dir die verschiedenen Einnahmebedienten, welche durch die neue Einrichtung des Steuerwesens außer Brod gesetzt sind; daß man itzt die Abgaben mit Eifer einzutreiben beginnt, welches an manchen Orten, wo man seit drei Jahren nichts bezahlt und nie etwas wieder bezahlen zu dürfen glaubte, nicht ohne Mißvergnügen abgehen kann; den unpolitischen Unterschied, welchen man zwischen den Linientruppen und Nationalgarden, die an den Grenzen stehn, sowohl in Hinsicht auf ihre Achtung als Besoldung macht. Man nennt jene in allen Blättern, ja selbst in der Nationalversammlung Miethgesellen; nur diese sind les Soldats de la Liberté, als wenn die, welche 15 Sous des Tags erhalten, nicht eben so gut gemiethet wären, als die 13 erhalten; als

ob der Krieg nicht eine Wissenschaft, nicht der Schutz des Landes sey, der im offenen Felde vornehmlich auf regulären und geübten Truppen beruhe; als ob man diese durch Verachtung und Jalousie gewinnen könne. Selbst Rochambeau und Fayette schont man nicht. — Endlich (ich übergehe andre minder wichtige Umstände,) denke dir noch die Eitelkeit und Veränderlichkeit des Französischen Volks; zwei wesentliche Züge in dem Charakter dieses, dem Scandinavier, Alemannen und Britten so unähnlichen Volkes. Ich glaube, es ist dem Französischen Frauenzimmer unmöglich, ohne Marquis und Orden zu leben; und es giebt bei keinem Volke in Europa so viel Frauenzimmer als in Frankreich. Ein großer Theil ihrer Mannsleute besteht aus Frauenzimmern.

Ich habe hier zwischen Aristokraten und Demokraten geschwebt; ich habe jene behaupten hören: die Türkische Regierungsform sey die vollkommenste; und diese: es sey keine Glückseligkeit außer in der Demokratie zu finden. Ich habe Personen gesehen, welche Deputirte zu werden hoffen, weil sie im Jakobinerklub auf die exekutive Macht schimpften; und habe behaupten hören: daß Tugend, Ehre und Religion mit dem Adel und den Erzbischöfen landflüchtig geworden seyn. Nationalgarden, welche glauben, man bedürfe weder Ordnung, noch Subordination, noch Marschiren zu lernen, wenn man einen blauen Rock mit rothen Aufschlägen trage. Jungen mit Brillen auf den Nasen, welche behaupteten, es sey kein Gott, und man müsse keinen Tempel außer für die Freiheit haben. Frauenzimmer, die sich über den

5. Oktober freuten, und von Laternenpfählen wie von ihrem Nachttisch schwatzten. Die Freiheit sogar, diese Göttin, welche jeder edle Erdensohn anbetet, habe ich verhöhnt und verfolgt gesehen, weil sie der Gerechtigkeit und Vernunft zur Seite ging. — Durch alle diese Wolken aber, welche itzt und vielleicht noch lange Zeit Frankreichs Horizont verdunkeln werden, sah ich den Strahl der Sonne, deren Glanz Rom, Britannien und Nordamerika erhellt hat.

Dieß ist der letzte Brief, den du von mir aus Frankreich erhältst. Erlaube, daß ich dir in diesem Augenblick alles hinschreibe, was mir noch beifällt. Eine Anmerkung ist mir oft, wenn ich Hospitäler und Tollkisten besah, beigefallen: daß die wahnwitzigsten Menschen ihre guten, wie die witzigsten Menschen ihre bösen Launen haben, und daß jene weit unglücklicher in ihren guten, als diese in ihren bösen Launen sind. Mit ein paar Beispielen will ich dieß beweisen. Vor einigen Tagen ging ich hin, um les petites maisons, ein Hospital für Kranke und Wahnwitzige, zu besehen. Als ich eine Tollkiste vorbeigehn wollte, kam ein wohlgekleideter Mensch, zog mich am Arm, und bat mich, abwärts zu gehen, weil der Tolle, welcher dort bewahrt werde, gefährlich sey. Ein Speichelwurf, welcher in dem Augenblicke durch die Oeffnung mir in's Gesicht fuhr, überzeugte mich, mein Warner sey dort bekannt. Ich befragte ihn über eins und das andre, erhielt Red' und Auskunft auch über Leib und Leben der Tollen, und zwar mit viel Höflichkeit und Zusammenhang. Ich hielt ihn

für

für einen Fremden, den, wie mich, die Neugier hierher geführt hätte. Als wir mit einander gingen und sprachen, fragte er mich: ob ich ein Liebhaber der Physik sey? — „Liebhaber, erwiederte ich, aber kein großer Kenner.“ — Sie haben doch, fragte er, von Franklins Blitzableitern reden hören; ich habe eine Maschine erfunden, welche diese nützliche Entdeckung allgemeiner macht. Ich habe sie der Akademie der Wissenschaften vorgezeigt. Wollen Sie sie sehen? „Wie? haben Sie sie hier?“ — Ja, antwortete er, und schloß sogleich die Thüre einer Tollkiste auf: Hier wohne ich, und hier ist meine Maschine. Mein Gott, wie erstaunte ich! Erst, da ich dieses verwundernde Erstaunen über seine Wohnung äußerte, bemerkte ich Wildheit in seinem Blick, welche gleich wieder verschwand; doch schien es mir nicht rathsam, bei ihm allein zu bleiben, da ich während meines Gesprächs mit ihm unvermerkt von meiner übrigen Gesellschaft, mit welcher der Aufseher ging, mich getrennt hatte. Ich fragte ihn nach seinem Namen. Gautier de St. Michel sagte er; darauf grüßte ich ihn sehr höflich, entfernte mich von ihm, und kam wieder zu meiner Gesellschaft. Ich erfuhr nachher, daß er ein ansehliches Vermögen aufgezehrt habe, und unter Sorgen und Spekulation in eine solche Verfassung des Geistes gerathen, daß er ab und zu sich vollkommen bewußt sey, lese und schreibe; er habe aber seine Launen, wo es schlimm mit ihm umzugehen sey. Ach, wie verschieden ist das Schicksal der Menschen in der Welt! Ein

Mensch

Mensch, welcher sich Orateur du genre humain nennt und schreibt, ein Anacharsis Cloots, geht frei herum; und ein Mann, der Franklins Blitzableiter verbessert, wird in die Tollkiste gesperrt. — Ein paar Tage vorher war ich mit einem Engländer in Bicetre, einer der grossen Stiftungen in Paris, welche zugleich Hospital und Zuchthaus ist. Der Aufseher öffnete die Thür einer Tollkiste, und erzählte uns, der dort im Bette gefesselt Liegende sey ein Englischer Seekapitän, welcher Augenblicke lang der umgänglichste Mensch von der Welt sey; zu andern Zeiten sey er vollkommen rasend. Das Herz meines Engländers wurde schnell gerührt. Good God! Dear Sir! how are you here? sagte er. Nachdem der Kranke ihn mit Augen, die ich nie vergesse, weil sie so bedeutend waren als diese seine Antwort: after Death is Life, betrachtet hatte, wandte er sich im Bette um, seufzte tief, seine Ketten rasselten, und er antwortete nichts mehr. Mit Thränen im Auge sagte mein Engländer: Laßt uns hier weggehen. — Von da gingen wir in ein Karmeliterkloster, welches alle Reisende besuchen, und wo die berühmte la Valliere 36 Jahr lang lebte. Ihr Porträt hängt hier, vom le Brun gemahlt, wie eine Maria Magdalena. Ohne Entzücken ist es unmöglich sie anzusehn; ein Antlitz, eine Figur, ein Paar Hände, die nie schöner aus der Hand der Natur und Kunst hervorgingen als hier. Es ist die nämliche sanfte, holde Miene, die fromme Seele, wie die Geschichte die la Valliere bezeichnet. Sie war unter Ludwigs XIV. Mätressen die einzige, die ihn wirk-

lich liebte, und nicht allein von ihm, sondern von ganz Frankreich geliebt wurde.

Zu einer Zeit da es hinreicht, Minister in Frankreich zu seyn oder gewesen zu seyn, um ein Gegenstand der Bitterkeit der herrschenden Partei zu werden; da man Sully und Kolbert nie erwähnt; da Nekker in allen patriotischen Blättern ein vil Charlatan heißt: ist Turgot der einzige, den man mit Ehrerbietung nennt. Er war nur zwei Jahr Finanzminister, von 1774 bis 1776, und lebte nachher bis 1781 mit d'Alembert, Condorcet und Franklin, unter dessen Porträt er schrieb: Eripuit coelo fulmen mox sceptra tyrannis. Als Voltaire 1778 in Paris war, ward er unter aller der Vergötterung, die man ihm weihete, Turgot an einem öffentlichen Orte gewahr. Laissez moi, sagte er, indem er seine Hände ergriff, baiser cette main, qui a signè le salut du peuple. Strenge Oekonomie in den Finanzen, die Freiheit des Kornhandels im Reiche, die Verwandlung der Hofdienste und Wegarbeit in Geld, haben, außer seiner Vertraulichkeit mit den Wissenschaften und seiner unerschütterlichen Ehrlichkeit, ihm diese verdiente Achtung erworben. Condorcet erzählt in seinem Leben, er sey es gewesen, welcher, als der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach, die ehrenvolle Ordre auswirkte, daß Cooks Schiff geheiligt gehalten werden sollte.

---

## 24.

Paris, den 3. Febr. 1792.

In diesen Tagen fängt es wieder in Paris an sehr unruhig zu werden. Nie hat man so viel davon gesprochen, daß der König Paris heimlich zu verlassen suche, als itzt. Vor einigen Tagen hörte man Morgens um vier Uhr die Sturmglocke; es hieß: der König habe schon Paris verlassen. Ein paar Tage vorher kam in der Nacht in einem Gefängnisse Feuer aus. Ein Trupp Nationalgarden stürzte dem Gefängnisse zu, damit keiner der Gefangenen entwische; ein andrer Trupp stürzte in die Thuillerien, um einen Kreis um's Schloß zu formiren. Am Morgen verkaufte man an allen Ecken gedruckte Beschreibungen der Feuersbrunst, deren Absicht, wie man behauptete, gewesen sey, den König wegzuführen. Du kannst dir's vorstellen, daß diese Furcht und dieser Argwohn zu einer Zeit, wo, wie es hier heißt, die lange erwähnte Koalisation zwischen allen Europäischen Mächten gegen Frankreich wirklich zu Stande gekommen ist, die höchste Art von Gährung bei allem was Patriot heißt, zuwege bringen muß. Einer der ersten im Jakobinerklub, der nämliche, welcher die neulich erschienene Briefsammlung Mirabeau's herausgab, Manuel,

hat in diesen Tagen seine Gedanken über die Wegreise des Königs auf eine Art an den Tag gegeben, die viel Aufsehen gemacht hat. — „Es ist wahrscheinlich, daß der König davon gehen wollen; laßt uns das Volk an diese Idee gewöhnen, daß der König ein Recht habe, davon zu gehn, und zu entsagen. Hätte ich die Ehre Maire von Paris zu seyn, ich würde ihm den Geleitsbrief nicht verweigern.“ — Dieß sagte er von der Tribune im Jakobinerklub, und dieß findet man in vielen Blättern gedruckt. Gestern finde ich in Brissots Blatt: le Patriote Français, einen Brief des nämlichen Manuel, den er an den König geschrieben und ihm zugesandt hat. Der Brief beginnt: Sire! je n'aime point les Rois; ils ont fait tant de mal au monde, à en juger par l'histoire meme, qui les flatte tous! les plus grands d'entre eux sont des conquerans. Oh la belle gloire, que d'assassiner les Nations! Mais puisque la Constitution, qui m'a fait libre, vous a fait Roi, je dois vous obeir comme vous devez obeir à la Loi. C'est la volonté de tous. Par respect pour elle et pour vous je vous adresse quelques verités. Les Ministres, qui devroient tout vous dire, et qui ne veulent que tout faire, vous ont ils prevenu, Sire! que le throne des Français ne s'emporte pas? Si c'est la cour, qui, pour vous perdre, vous calomnie, Fonctionnaire public! vous devez au peuple de repousser la calomnie: car toute votre force est dans son estime, et dans sa confiance; & quatre lignes tracées de votre main dans un journal, comme en ecrivoit ce

Fre-

Frederic, qui pouvoit bien paſſer pour un Roi, vous juſtifieront mieux que ces proclamations que vous payez toujours, & que ſouvent vous ne liſez pas. Il eſt encore un moyen de prouver vos ſentimens. Vous avez un fils; puisque la France n'eſt plus à vous, il eſt à la France; elle doit l'elever pour elle: que — cet enfant — ſoit confié à un ami de la nature, à Bernardin de St. Pierre, qui a l'ame de Fenelon et la plume de Rouſſeau *). Ah! Sire! ſi vous vouliez cauſſer avec ce Philoſophe du Fauxbourg St. Morceau, il nous donneroit des ſcrupules ſur cette liſte civile; qui eſt le ver rongeur de la liberté. — Comment un honnete homme peut il toucher tant d'or et d'argent d'un peuple, qui, epuiſé, n'aura peut-être bientot pour lui que du Fer. Tous, tant

*) Dieſen St. Pierre, welchen Manuel hier Fenelons Seele und Rouſſeaus Feder beilegt, kenne ich nur nach dem, was ein Patriot, der nicht Jakobiner iſt, mir von ihm erzählte. Er hat nämlich ein Buch geſchrieben: les Etudes de la Nature, ein Werk das mehr einen Mann von Geſchmack, als einen Mann von Kenntniſſen verräth. Er hat viel gereiſt, in Rußland, auf Isle de France u. ſ. w. Er beſitzt einige Erfahrung, Genie und Hang zum Sonderbaren, aber Fenelons Seele und Rouſſeaus Feder ſtand mein Gewährsmann ihm nicht zu. Uebrigens bedarf das, was ich hier aus dieſem Briefe mittheile, keines Kommentars. Sowohl der Ton als Inhalt deſſelben zeigt, daß es in mehr als Einem Falle wahr iſt, was Pitt von den Franzoſen geſagt haben ſoll: ils ont traverſé la liberté.

tant que vous êtes, monarques de la terre, vous avez toujours mepriſé le peuple, parceque vous n'avez jamais fait cette reflexion: que ſi les habits du pauvre ont les trous, ceux du riche ont presque toujours des taches. —

Unter meinen hieſigen demokratiſchen Bekannten iſt ein ci-devant Baron Boisguion, welcher Page bei der Königin war; ich ſah ihn zuerſt in Bitaubes Haus, dem Verſammlungsorte der eifrigen Demokraten, wo ich jeden Donnerstag meines Hierſeyns ſpeiſte. Da er in der Comitee des Jakobinerklubs ſitzt, welche Billets an Fremde vertheilt, ſo bin ich durch ihn, nachdem ich ſchon Mitglied der Feuillans war, verſchiedne mal in ihre Verſammlung geſchlüpft*). Vor einigen Tagen war eine derſelben merkwürdig. Zuerſt hörte ich eine Motion, die mich ſehr nahe anging: daß keiner, der Mitglied der Feuillans ſey, oder geweſen ſey, in der Jakobiner Verſammlung kommen, noch zum Mitglied vorgeſchlagen werden dürfe; eine Motion, die nach einigen Debatten zum Dekret erhoben wurde. Hernach beſtieg einer die Tribune, ſprach über Theurung des Zuckers und Kaffees, und ſchlug vor, daß alle Mitglieder des Klubs ſich dieſe Waaren entziehen möchten, bis ſie zu einem gewiſſen Preis heruntergefallen wären.

Kaum

*) Das heißt: in den Verſammlungsſaal ſelbſt unter die Mitglieder; denn in die Tribunen kann jeder gehn, dort ſitzt man aber ſchlecht, hört ſchlecht, und muß ſich, wenn man Platz finden will, ſchon drei bis vier Stunden früher, als der Klub beginnt, einfinden.

Kaum hatte er ausgeredet, als alle Gegenwärtige und die in den Tribunen aufstanden und schworen: keinen Zucker und Kaffee zu genießen, bis sie zu dem vorgeschlagnen Preis heruntergefallen seyn. Das Gelübde geschah mit allem dem heftigen Enthusiasmus, welcher die Menge imponirt, und diesem Klub seine mehrsten Anhänger verschafft hat. Es ist aber die Frage, ob man's hält; denn es ist unstreitig leichter zu geloben, als ein Gelöbniß zu halten, und man kann leichter sagen und glauben, daß es gehalten wird, als überwiesen werden. Ich wiederhole, was ich in meinem vorigen Briefe sagte, daß die Konstitution eben so gefährliche Feinde im Jakobinerklub als unter den Emigranten hat. Es sind hier zwei Hauptparteien; eine für die Republik, eine andre Partei, die zwar nicht für Republik ist, aber doch meint, daß die Macht des Königs, seine Civilliste und sein Einfluß zu groß sind. Beide Parteien greifen mit einem Enthusiasmus und mit einer Unvorsichtigkeit die Konstitution an, die sie ihres eignen Interesses wegen als ein Heiligthum betrachten sollten; beide greifen auch die vorige Nationalversammlung auf eine solche Art an, daß man glauben sollte, es wären Emigranten, welche durch sie redeten. Bei dieser Beschaffenheit der Sachen kann und muß man die Frage aufwerfen: Was versteht man in Frankreich durch eine Kontrerevolution? Im Jakobinerklub und in der Nationalversammlung versteht man dadurch die allergeringste Modifikation in der Konstitution, die zum Vortheil der Emigranten geschieht; ein Oberhaus, wie in England, ist in ihren Augen eine

wahre Kontrerevolution — aber dieß ist sicher nicht die Stimme der Nation. Wer in den Feuillansklub, an öffentliche Orte, in patriotische Häuser geht, wo Vernunft mehr als Schwärmerei gilt, und wo das Herz Wärme genug hat, mit einem gewissen Enthusiasmus alles, was die Vernunft billigt, anzunehmen, der wird finden, daß die Stimmenmehrheit die Einführung eines Oberhauses nicht als eine Kontrerevolution ansieht; viel weniger die Einführung des Adels, sobald nur diese Veränderung nicht die eingeführte Gleichheit in Privilegien und bürgerlichen Freiheiten, wie in der Schweiz, umstößt. Aber einen Adel, der zu den vornehmsten Aemtern Zugang hat, mit Privilegien in Abgaben, Parlamente u. s. w. kann keine koalisirte Macht, zum mindesten in diesem Jahrhunderte nicht, in Frankreich einführen.

Der Schwedische Ambassadeur ist gestern abgereist; seine Gemahlin aber ist hier geblieben, und die Gesandtschaft wird von einem Chargé d' Affaires verwaltet. In den patriotischen Blättern beschuldigt man sie, sie stehe mit dem Kriegsminister Narbonne, welchem die Patrioten gar nicht trauen, in Verbindung. — Gestern wurde nach viel Debatten die Frage abgemacht, ob der Seeminister Bertrand d'avoir perdu la confiance de la Nation sollte erklärt werden, welches so viel heißt, daß die Nationalversammlung dem König räth, an seiner Stelle einen andern zu ernennen. Acht Stimmen waren für seine Unschuld. Ich hörte ihn in seiner Sache mit einer Würde reden, welche die Jakobiner

biner erbitterte, die aber bewies, daß er ein Mann ist, der sich nicht schrecken läßt, und es weiß, was er sich selbst und seinem Amte schuldig ist. Auch hörte ich Delessart sich in der Nationalversammlung in einer eben so kritischen Sache vertheidigen; er dauerte mich. An Bertrands Seite ist er ein Zwerg zu einem Koloß. Itzt wird der Justizminister Duport, einer von Brissots alten Freunden, und, wie er, ein eifriger Patriot, jeden Tag in den politischen Blättern denunzirt.

Die Memoires de Villars, du Marechal de Bervick und de St. Hilaire werden itzt von allen Militärpersonen, welche an den Gränzen sich befinden, angekauft. Die beiden ersten Memoires sind wichtig, weil man aus ihnen die Feldzüge kennen lernt, welche diese beiden berühmten Generale von den Gränzen gegen Deutschland und Piemont thaten; St. Hilaires Memoiren sind wichtig in Ansehung der Gränzen gegen Spanien. Der Verfasser ist ein Sohn des St. Hilaire, Generals der Artillerie, welcher seinen Arm durch eben die Kugel verlor, welche Turenne das Leben nahm.

Unter die glücklichen Bekanntschaften, welche ich in Paris machte, rechne ich M. le Roy, einen Gelehrten, der mit viel Kenntnissen einen Verstand und eine Gefälligkeit verbindet, welche machen, daß er in der großen Welt sehr gesucht wird. Er ist ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, und kennt die Geschichte der beiden letzten Regierungen sehr genau. Er war ein spezieller Freund Franklins; er erzählte mir: Fox habe einmal Franklin bei ihm getroffen, und sich einen gan-

zen Nachmittag mit ihm unterhalten, um ihn zu bereden, daß er zur Englischen Partei überginge. Le Roy steht mit auf der Liste derer, die man zu Erziehern des Dauphin in Vorschlag gebracht hat. Er ist ein warmer Patriot und sehr dienstfertig. Als ich ihm sagte: ich sey über seine viele Güte beschämt; so antwortete er: Ah! vous etes un bon Danois, si vous etiez Suedois, ma foi, je ne ferai pas ça. Einst äußerte ich gegen ihn den Wunsch, des Helvetius nachgelassene Witwe zu kennen. Vor einigen Tagen sagte er mir: er habe mit ihr gesprochen, und sie lüde mich ein mit ihm bei ihr zu speisen. Wir nahmen an dem gestrigen dazu bestimmten Tage einen Wagen und fuhren auf das Landhaus, eine Viertelmeile von Paris, hinaus. Unterwegs zeigte er mir das Landhaus, wo Franklin gewohnt, und hernach dasjenige, wo der junge Prätendent nach seinem unglücklichen Zuge in Schottland sich aufgehalten. Ich fand an Madame Helvetius eine beinah siebzigjährige Frau voll Munterkeit und Geist des Jugendalters. Ich traf dort zwei Abees; der eine, Pethiot, hatte den Generaladjutant Stibolt gekannt; der andre, la Roche, war einer von Helvetius alten philosophischen Freunden. Die gute achtungswürdige Frau sagte: Da Sie Helvetius Frau zu sehen gewünscht haben, so denk' ich wird es Ihnen auch lieb seyn, den Mann zu sehen. Somit führte sie mich zu dem Porträt des Philosophen. Auf der einen Seite desselben hing das Bildniß Franklins, auf der andern die Erzieherin ihrer ersten Jugend, die Verfasserin der

Let-

Lettres Peruviennes; weiterhin Turgot und d'Alembert. Madame Helvetius stammt aus einer der ältesten adlichen Familien in Lothringen, sie ist eine Graffigny, aus dem Geschlechte der Königin von Frankreich; aber ihre Familie war arm; sie hatte 24 Geschwister. Helvetius war Generalpächter, besaß großes Vermögen, und beiden Ehegatten fehlte es nicht an Verstande. — Die Gesellschaft war, so wie die Wirthin, sehr patriotisch. Außer einem sehr angenehmen Tage gewann ich auch einige Empfehlungsbriefe, welche sie mir an ein paar Häuser in London mitgab.

Die neue königliche Garde, welche aus 1800 Mann, 1200 zu Fuß und 600 zu Pferde, besteht, ist nun fertig, und stellt eines der schönsten Corps dar. Sie ist wie die Nationalgarden gekleidet, nur mit dem Unterschiede, daß sie silberne Schnüre auf den Aufschlägen und Kragen trägt. Sie sollte vor einigen Tagen zum erstenmale auf die Wache ziehen; man fürchtete aber einen Auflauf des Pöbels, welchen die patriotischen Blätter gegen diese Garden, die sie Aristokraten nennen, aufzuhetzen suchen; und doch sind diese Gardisten aus jedem Departement von den Direktorien ausgesucht. Es ist also aufgeschoben, und man fürchtet, daß die erste Wachparade nicht ohne Lärm abgehn wird.

Ich will diesen Brief mit einer Anekdote schließen, welche einen Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens giebt. Ich war vor acht Tagen auf der Veterinairschule, welche außerhalb Paris liegt. Unter den verschiednen Skeletten von Pferden bemerkte ich eins, auf

welches man das Skelett eines Menschen gesetzt hatte. Ich wunderte mich darüber. „Ich will Ihnen die Ursache mittheilen,“ sagte der Aufseher. „Einer der Professoren hier auf der Akademie, mit Namen Vincent, ein sehr geschickter Mann, war in ein junges Frauenzimmer verliebt, das ihn wieder liebte, dessen Eltern aber ihrer Verbindung mit ihm nicht zustimmen wollten. Sie hatte ein sehr zartes Nervensystem. Ihre Eltern wollten sie endlich zwingen einen andern zu heirathen, und dieß zog ihren Tod nach sich. Am Tage nach ihrem Begräbniß ging Vincent in der Nacht hin, grub sie aus, und arbeitete verschiedne Tage und Nächte daran, ihren Leichnam zum Skelett zu machen. Während der Arbeit strömten Thränen unaufhörlich aus seinen Augen. Vergebens suchten seine Freunde ihn von dieser schrecklichen Beschäftigung abzuhalten. Als er fertig war, setzte er sie auf ein Pferdeskelett, auf welches er gleichfalls alle seine Kunst gewandt hatte, und schmückte die ganze Gruppe mit seidnen Bändern. Wenn Fremde hierher kamen, und er sie herum führte, ging er immer diese Gruppe vorbei, und wenn jemand, auf sie aufmerksam, fragte, — so sprang ich (setzte der Aufseher hinzu,) herbei, denn aus seinen Augen stürzten Thränen hervor. Vor wenig Tagen ist er gestorben.“

---

# Neue Verlagsbücher

## der Frommannischen Buchhandlung in Züllichau

## im Jahre 1792.

---

1) Nathan Bayley compleat English Dictionary, oder vollständiges Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch. Achte Auflage, Med. 8. auf Schreibpapier 5 thlr. 12 gr. auf Druckpapier 3 thlr. 12 gr.

Diese Auflage zeichnet sich unter einigen Verbesserungen, durch eine große Correctheit, durch einen guten Druck und ein schönes weißes Papier vor den ältern sehr vortheilhaft aus.

2) G. G. Fülleborn Beyträge zur Geschichte der Philosophie, 2tes Stück, 8. 10 gr.

Dieß zweite Stück dieser schätzbaren Beiträge enthält, I. eine Uebersetzung des ersten Buchs der Metaphysik des Aristoteles, vom Hrn. Professor Fülleborn. Sie ist so treu und zugleich so fließend, daß, wer das Original selbst gelesen hat, hier seinen Aristoteles ganz wieder findet, und der Laie kaum ahnden wird, daß er eine Uebersetzung lieset. II. Probe einer Uebersetzung aus des Sextus Empirikus drei Büchern von den Grundlehren der Pyrrhoniker von dem Herrn D. Niedhammer in Gotha. Diese Uebersetzung ist so klassisch, daß wir es als einen wahren Gewinn für die Literatur ansehn würden, wenn der Verfasser sie ganz vollendet dem Publikum geben sollte; und das um so mehr, da Sextus Empirikus wirklich viele Schwierigkeiten hat. Die Erklärung und Uebersetzung des allerdings dunkeln und schweren Worts ἀδηλων hat unsern ganzen Beifall, und sie ist so natür-

türlich, daß wir ihr allgemeine Beistimmung versprechen zu dürfen glauben. III. Versuch einer Uebersicht der neuesten Entdeckungen in der Philosophie, von Fülleborn, a) in Absicht der Sprache der Philosophie. Der Philosoph darf auf das löbliche und zur Toleranz im gemeinen Leben unentbehrliche: in verbis simus faciles gar nicht achten; denn in der Philosophie giebt's, im strengern Sinne des Worts, keine Synonyme. Nähere Bestimmung einzelner Worte ist also wahrer Gewinn für die Philosophie selbst. Kant, Reinhold und andre haben sich auch von dieser Seite große Verdienste um dieselbe erworben. Durch sie haben die Worte: Vorstellung. Empfindung, Anschauung, Begriff, Idee, u. s. w. mehr Bestimmtheit erhalten; andern haben sie eine passendere Bedeutung gegeben; einige vergeßne und doch ausdrucksvolle sind durch sie wieder in Gang gebracht; andre haben ihre ursprüngliche Bedeutung bekommen; für neue Begriffe sind neue Worte aufgenommen, die bestimmter und zweckmäßiger geworden. b) Begriff und Eintheilung der Philosophie. Schon der Begriff der Philosophie gehört unter die neuesten Entdeckungen; indem keine bisher gegebene Definition oder Description den Begriff derselben erschöpfte. Man scheint ihn jetzt gefunden zu haben, und die Fruchtbarkeit desselben erhellet schon aus der hier versuchten Anwendung desselben auf die einzelnen Theile der Philosophie. c) Insbesondere Kritik der reinen Vernunft. Hier soll das Wesentliche der Kritik kurz aber lichtvoll dargestellet werden, und der kleine Anfang, den Hr. Fülleborn hier macht, läßt von der Fortsetzung viel erwarten. IV. Worte der Kritik. 1. So erkennt der Mensch. 2. Außerhalb der möglichen und wirklichen Erfahrung ist blos Schein. 3. Der Mensch weiß gerade so viel als er zu wissen braucht. 4. Der Mensch erkennt nichts, wie es an sich ist. 5. Denken ist noch nicht Erkennen 6. Die Philosophie ist im Menschen gegeben. Alle diese aus der Kantischen Kritik ausgehobnen Sätze sind mit einer eben so großen Eleganz als Popularität aus einander gesetzt.

3) G. T. Gallus Geschichte der Mark Brandenburg für Freunde historischer Kunde. 2te verbesserte und ver-

vermehrte Auflage. Erster Band 8. auf Holländisch Papier, 1 rthlr. 8 gr. auf Druckpapier 20 gr.

Die erste Auflage dieser Brandenburgischen Geschichte ist mit eben so verdientem als allgemeinem Beifall aufgenommen worden, und eben denselben kann man dieser zweiten Auflage zusichern. Sie enthält wirkliche Verbesserungen und Vermehrungen, als einen angenehmen Beweis von dem fortdauernden rühmlichen Eifer des Verfassers, und ist reiner und besser gedruckt als die erste Auflage. Dieser erste Band begreift die älteste Geschichte bis zu Ende der Luxemburgischen Herrschaft; er enthält also den ganzen ersten und 9 Bogen vom zweiten Theile der ersten Auflage, so daß diese Auflage auch weit wohlfeiler als jene ist.

4) Gesänge zum Lobe Gottes und zur Ermunterung des Menschen bei seinem Gange durch diese Zeit. Gesammelt von einer Standesperson. 8. 8 gr.

Diese Sammlung ist in vier Rubriken getheilt. 1. Lob Gottes und Ermunterung aus der Betrachtung seiner Eigenschaften. 2. Ermunterung zu seinen Pflichten. 3. Ermunterung in Leiden und Bekümmernissen. 4. Ermunterung auf die Zeit des Ueberganges in das künftige Leben. Sie unterscheidet sich von andern Liedersammlungen, denn 1) sie ist ganz zum Privatgebrauch bestimmt. 2) Sie enthält nicht ganze Gesänge, sondern nur einzelne Verse aus guten Gesängen. 3) Sie ist von einer Standesperson verfaßt. Man sollte bei den Andachtsbüchern immer mehr gewisse bestimmte Klassen von Lesern und ihre Erbauung sich zum Augenmerk machen, so würde man sicher zum Zwecke kommen. Wenn daher eine Standesperson sich damit beschäftiget ein Werk dieser Art heraus zu geben, so kann man schon zum Voraus schließen, daß dieses Werk vorzüglich zur Befriedigung der Bedürfnisse der höhern Stände dienen muß, und um so sicherer dienen werde, da der Verfasser aus eigner Empfindung weiß, was Personen seines Standes am interessantesten, nützlichsten und erbaulichsten ist. Aus allen diesen Rücksichten empfehlen wir nun diese kleine Schrift als einen schätzbaren Beitrag zur häuslichen Erbauung, und versichern

nur

nur noch, daß der Herausgeber die besten Liederdichter alter und neuer Zeiten dabei benutzt hat.

5) M. J. G. Heym, vollständige Sammlung von Predigten für christliche Landleute über alle Sonn- und Festagsevangelia des ganzen Jahres. Zur häuslichen Erbauung und zum Vorlesen in den Kirchen. 5te Auflage 126½ Bogen in 4. 1 rthlr. 6 gr.

6) Desselben Predigten über die Episteln. 2te Auflage verbessert und mit einer Vorrede begleitet herausgegeben von C. F. K. Herzlieb, 111 Bogen in 4. 11thlr. 6gr.

Beide Predigtsammlungen sind wegen ihrer Brauchbarkeit und äußersten Wohlfeilheit allgemein bekannt und verbreitet. Die über die Evangelien sind nun unverändert abgedruckt; die über die Episteln haben aber durch Herrn Herzliebs Durchsicht und den eingedruckten Lutherischen Text der Uebersetzung noch einen Vorzug mehr vor der ersten Ausgabe.

7) Neues Magazin für Prediger, herausgegeben und mit einer Vorrede über Plan und Zweck des Werks begleitet von D. W. A. Teller, 1sten Bandes 1stes Stück, mit Spaldings Porträt nach Graf von Lips gestochen, gr. 8. 18 gr.

Desselben 1sten Bandes 2tes Stück, gr. 8. 18 gr.

Plan und Ausführung, Herausgeber und Mitarbeiter (genannt sind die Herren Reinhardt, Löffler, Herzlieb, Troschel, Bolte,) alles vereinigt sich diesem Magazin gleich beim ersten Bande den allgemeinsten Beifall zu sichern, und für die fortdauernde Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit desselben zu bürgen. So viel und so viel Vorzügliches enthält wohl keine ähnliche Materialiensammlung. I. Stück, Inhalt. Erste Abtheilung. I. Was alles geschehen muß um zu dem Verstande der Zuhörer zu reden. II. Anzeigen von Speneri praefatis tabulis. B. Dannhaueri premissa und Spaldings Nutzbarkeit des Predigtamts 3te Auflage.

lage. III. Angaben einiger auszuführenden Materien. Zweite Abtheilung. 15 Entwürfe über Evangelien. 4 über Episteln. 1 über freien Text. 1 Einführungsrede. Dritte Abtheilung. Vier Homilien über Evangelien. Vierte Abtheilung. Auszug aus dem allgemeinen Gesetzbuch für die Preußischen Staaten. II. Stück. Inhalt. Erste Abtheilung. I. Einige Bemerkungen über das Ueberspannte in den gewöhnlichen moralischen Predigten. II. Anzeigen von W. Marperger Lehr-Elenchus und A. Niemeyers populäre Theologie. III. Gedanken über die Herzlichkeit in Predigten. Zweite Abtheilung 13 Entwürfe über Evangelien. 6 über Episteln. 1 über freien Text. 5 Vorbereitungsreden. 1 Leichen- 1 Ernte- 1 Erziehungs- 1 Almosenpredigt. Angaben einiger Texte und Materialien. Dritte Abtheilung. Vier Homilien über Evangelia. Vierte Abtheilung. I. Aktenmäßige Nachricht von dem Gesangbuch zum öffentlichen Gebrauch in den Königl. Preußischen Landen. II. Nachrichten von geistlichen Angelegenheiten aus dem Gothaischen. Der Hr. Herausgeber sagt am Schluß seiner Vorrede und wir mit ihm: „So werde denn auch dieses Magazin ein Hülfsmittel zur Beförderung mehrer christlicher Weisheit und Tugend, der nüchternen heitern Weisheit, die den Verstand mit ihrem reinen Lichte erhellt, wie der bescheidenen Tugend, die, indem sie durch Gesinnungen das Herz veredelt, ohne Geräusch um sich her, und ohne aufgetragene Farbe einer falschen Andächtelei, das Glück des Lebens und der Gesellschaft erhöhet.“

8. Papiere aus Henos Nachlaſs, herausgegeben von seinem Vetter. Züllichau in der Frommannischen Buchhandlung, in 8. mit einem gestochenen Titelblatt und einer Vignette von Penzel. 20 gr.

Edle große Gedanken und Wahrheiten, wahre Lebensphilosophie, feiner Spott, lachender Witz und munte Laune, wechseln in diesen Papieren mit schöner Mannigfaltigkeit, und machen sie bei leichter classisch reiner Sprache, zur interessanten Lektüre für den Philosophen wie für den Weltmann, für die Dame wie für das häusliche Weib. I. Meine

ne Ehestandslagen. Die Beschreibung dreier schlechten Ehen, treffend und wahr. III. Marlon. IV. Betrachtungen bei der Leiche eines Pudels. „Wohl mir, daß ich über einen Pudel weinen kann!“ sagt der Verfasser und wir mit ihm, uns freuend des Genusses, den das feinere Gefühl gewährt; doch wehe dem, dem Seelenstärke dabey fehlt! sein Glück ist schwankend und unsicher. Wem diese Seelenstärke aber ward, der freut sich des Resultats seiner Ueberzeugungen, und spricht mit Marlon: „Jede meiner Thaten gehört mir zu, sie ist ein Stück vom Ganzen; sie war mein, ehe ich sie that, und mein, als sie gethan war. Sprecht mir nicht von determinirenden Umständen, das ist elender Behelf vor ehrlichen Leuten.“ IX. Die Schaubergias, eine komische Epopee voller Witz, Launen und Anspielungen auf modische Thorheiten, und thörichte Moden. XI. Der erste Gesang der Odyssee, sehr glücklich travestirt. — Genuß von diesem schönen Produkt eines unserer besten Schriftsteller, der in einem andern Felde sich verschiedene Lorbern erworben. Möge er es auch hierin nicht bei diesem ersten Versuche lassen. Der geschmackvolle Druck mit Didotschen Lettern, macht der Weßelhöftschen Offizin, so wie Zeichnung und Stich der Vignette Herrn Penzel, Eyre.

9) Kleine Lateinische Sprachlehre, oder 70 nach logisch-gramatischen Regeln geordnete Uebungen des Auslegens und Lateinschreibens. Für Lehrer in den untern Klassen der Gelehrtenschulen und den häuslichen Unterricht. Zur Philephebischen Schul-Encyklopädie gehörig. gr. 8. 5 gr.

Der Verfasser hat die Absicht, durch diese Uebungen des Auslegens und Lateinschreibens den Schüler dahin zu bringen, daß er sich seine Grammatik selbst gemacht zu haben scheine, indem er mit Hülfe des Lehrers die Sprachregeln aus den Fällen der Sprache selbst abstrahirt. Wie dieß bewerkstelliget werden müsse, zeigt er sehr einleuchtend in der Vorerinnerung zum Gebrauch dieser Grammatik, die für die Lehrer sehr instruktiv ist. Die Grundsätze des Verfassers hierüber sind schon in dem Anhange zum Methodenbuch der Vorschrif-

schriften angegeben, und das Buch selbst hängt mit seinem schon erschienenen die cur hic genau zusammen, und ist gewissermaßen als eine Fortsetzung desselben (wobey er aber die gewöhnliche Orthographie wieder angenommen) zu betrachten. Mit Vergnügen bemerkt man den beharrlichen Muth des patriottischen Verfassers, der sich weder durch schiefe Urtheile abschrecken, noch durch die mit der Arbeit selbst verbundenen Schwierigkeiten ermüden läßt, das vorgestellte schöne Ziel unverrückt zu verfolgen, nämlich: der studirenden Jugend nicht nur eine ihr unentbehrliche Sprache leicht zu machen (denn das wäre immer nur wenig) sondern zugleich durch das Lernen derselben selbst ihre Fähigkeiten, ihren Verstand und ihr Herz zu vervollkommnen, daß sie, mit den nützlichsten Kenntnissen bereichert, und mit so manchen edeln Grundsätzen ausgestattet, ein Feld verlasse, auf welchem viele nur Dornen brechen, andre schnell verwelkende Blümchen sammeln; wenige aber Nahrung für ihren Verstand und ihr Herz mitbringen.

10) Versuch über den Platonismus der Kirchenväter, oder Untersuchung über den Einfluß der Platonischen Philosophie auf die Dreieinigkeitslehre in den ersten Jahrhunderten. Aus dem Französischen übersetzt und mit Vorrede und Bemerkungen begleitet von J. Fr. Chr. Löffler. Zweite mit einer Abhandlung, welche eine kurze Darstellung der Entstehung der Dreieinigkeitslehre enthält, vermehrte Auflage, gr 8. 1 rthl. 8 gr.

Als diese Schrift 1700 zuerst im Original erschien, erweckte sie ein allgemeines Aufsehen, weil sie die Behauptung aufstellt: daß die Athanasianische Trinitätslehre das Werk platonisirender und den Plato und Johannes mißverstehender Kirchenväter sey. Und da man damals die Athanasianische Vorstellungsart, weniger als heutiges Tages von der biblischen Lehre von Vater, Sohn und Geist zu unterscheiden pflegte: so fiel der Eifer der Journalisten und Theologen über den damals unbekannten Verfasser (Souverain) her, und nur Basnage de Beauval in der Histoire des Ouvra-

ges

ges des Savans, Mars 1703 p. 97 — 108 ließ in einem getreuen Auszuge der Gelehrsamkeit eines Mannes Gerechtigkeit widerfahren, dessen Behauptungen mit den Behauptungen des größten Literators unter den Theologen des damaligen Zeitalters, des berühmten Clericus, zusammen stimmten. Denn auch dieser hatte in der Hauptsache dieselben Bemerkungen vorgetragen und die Schwäche der Kirchenväter nicht minder aufgedeckt. Durch das Geschrey der Theologen, die dieses Buch stets als eines der gefährlichsten brandmarkten, (auch Vogt Catalog. libr. rar. nennt es liber pestilentissimus) wurde es um desto eifriger gesucht, so daß es heutiges Tages unter die Seltenheiten in den Bibliotheken gehört; und so wenig auch die älteren Theologen es zu citiren wagen, so ist es doch immer in den Compendien der Geschichte der Philosophie mit Achtung genannt worden. Als in Deutschland in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts liberatere Theologie aufblühte, welche auch die Geschichte der kirchlichen Dogmen und ihre Entstehungsart zu entwickeln wagte, so schien dieses der Zeitpunkt zu seyn, wo nicht ohne Vortheil an den Inhalt dieser Schrift erinnert werden dürfte, und Hr. Löffler gab sie in einer Deutschen Uebersetzung mit einer ausführlichen Einleitung: über die vermeinte Schädlichkeit der Platonischen Philosophie für die Kirche heraus. Wie wenig allgemein aber jener geglaubte Zeitpunkt in Deutschland damals schon eingetreten war, bewies der Umstand, daß der damalige Censor des Leipziger Meßkatalogs sogar dem Titel dieses Buches einen Platz in diesem allgemeinen Bücherverzeichnisse verweigerte. Ganz anders urtheilte ein weit competenterer Richter, der selige D. Semmler. Dieser fand die Erscheinung dieser Uebersetzung so zweckmäßig, daß er in der Vorrede zu der 3ten Sammlung seiner Theologischen Briefe (Leipzig 1782) erklärte, daß er in der Fortsetzung dieser Briefe — die aber nicht erfolgte — sich über diese Schrift genauer einlassen, und seine eignen Sammlungen über die vornehmsten Aufgaben mittheilen wollte. — Jetzt erscheint dieses Werk in einer zweiten Auflage mit einer Abhandlung vermehrt, welche die Aufmerksamkeit der theoretischen und praktischen Theologen verdient, und eine kurze Darstellung der Art, wie die kirchliche Dreieinigkeitslehre entstanden ist, enthält. Diese Abhandlung hat zwei Theile. Der

erste prüfet den evangelischen Grund dieser Lehre, und zeigt: daß in dem neuen Testamente keine einzelne Stelle vorhanden sey, welche die Trinitätslehre genau und vollständig enthalte; daß Jesus selbst sich Gott nie gleich setze oder eine vorweltliche Existenz auf eine zweifelhafte Art beilege; daß Johannes unter dem Logos die personificirte ewige Weisheit, welche damals sowohl σοφια als λογος hieße, verstehe, die er sich mit Jesu vereinigt gedacht; und daß Paulus ihn nur als den zum Herrscher der Kirche und vielleicht der ganzen Christenwelt erhobenen Messias darstelle; und daß eben so wenig eine Stelle vorhanden sey, welche die individuelle Persönlichkeit des Geistes Gottes außer Zweifel setze. — Ausführlich sind besonders die Erläuterungen über den Johannes, aus den Apokryphen und dem Stihlo. — Der zweite Theil ist historisch, und stellt die Entstehungsart dieser Lehre selbst dar. Die Geschichte ist in drei Perioden abgetheilt. In der ersten, bis auf Justin den Märtyrer oder Klemens von Alexandrien, herrscht Unbestimmtheit und Allegorie; in der zweiten, von Klemens bis Origines, wird die Behauptung, daß der Logos eine Substanz sey, zur kirchlichen Rechtgläubigkeit erhoben; und in der dritten, von Origines bis auf das Nicenische Conzilium, wird hinzu gesetzt: daß diese zweite der ersten, der Sohn dem Vater völlig, auch in der Dauer der Existenz, gleich sey. — Diese Art, wie dieses aus einander gesetzt, die Systeme der einzelnen Gelehrten entwickelt, und die Fortschreitung des öffentlichen Lehrbegriffs klar gemacht ist, ist nicht nur äußerst scharfsinnig, sondern die ganze Idee selbst scheint sehr wahr zu seyn. Wenigstens — wenn man sich auch noch so zweifelhaft ausdrücken: wollte — müßte man sie doch als die einzige haltbare Hypothese anerkennen, die Entstehung einer so sonderbaren Lehre zu erklären. In der Untersuchung, ob diese Lehre schon in der Bibel enthalten ist? ist von allen die Einfachheit und Freimüthigkeit der Darstellung, und in dem Ganzen die Art des Vortrags zu bewundern, die so wenig Gelehrsamkeit unmittelbar zeigt, und doch überall eine so sehr große fühlen läßt. Dieß wird dieser Schrift vorzüglich auch einen weitern Kreis von Lesern verschaffen, den sie denn auch mit dem größten Rechte verdient.

11) Hebräische Vorübungen des Lesens und Uebersetzens, nebst 50 grammatischen Aphorismen. Auch ein praktischer Beitrag zu Methodik der Hebräischen Sprache für Lehrer und Schüler, kl. 8. 4 gr.

Es ist ausgemacht, daß man bei Erlernung der Hebräischen Sprache die jungen Leute sehr gewöhnlich mit den grammatischen Subtilitäten aufhält, und ihnen eben dadurch das ganze Studium oft auf immer verleidet. Man sollte nur wenige Sprachregeln vorausschicken, sogleich zum Lesen und Uebersetzen schreiten, und dabei die grammatischen Regeln bekannt machen. Dann erst, wenn so die jungen Leute schon einige Bücher durchgelesen hätten, sollte man die Grammatik der Sprache mit ihnen systematisch und philosophisch durchgehn, und die schon gesammelten Regeln in ein Ganzes bringen. Recensent freut sich, daß diese Grundsätze, wenigstens die ernstern, gerade dieselben sind, nach welchen diese Hebräischen Vorübungen bearbeitet sind. Es ist dieß Werk eigentlich keine Grammatik, sondern mehr Beitrag dazu. Mit andern Worten: der Verfasser hat durch diese Vorübungen dem Lehrer und Schüler ein bequemes Buch in die Hand spielen wollen, wornach die nöthigsten grammatischen Regeln der Hebräischen Sprache ex usu, und doch zugleich nach einem wohl durchdachten Plane erlernt werden können. Und dieß hat er nach des Recensenten Einsicht so glücklich geleistet, daß er dafür den warmen Dank derer verdient, für die er arbeitete.

—

12) E. G. Woltersdorf, Französisches Handbuch für die jungen Töchter. Erster Theil, die Anfangsgründe der Sprachlehre und leichte Lesübungen, nebst einer Anweisung zum Gebrauch des Buchs enthaltend, oder: E. G. Woltersdorf manuel de la langue Française à l' usage des Cadettes mit Tabellen. 18 gr.

Es fehlt uns zwar nicht an Französischen Lesebüchern, Chrestomathien und dergleichen; aber wohl an einem Buche,

in dem für Mädchen die Elemente der Französischen Sprache leicht und faßlich entwickelt, und bei der Wahl der Lesestücke nicht bloß auf ihr Fassungsvermögen, sondern auch zugleich auf die Bildung ihres Verstandes und Herzens Rücksicht genommen wäre; an einem Buche, welches zugleich (vorzüglich für Erzieherinnen) Winke über Methode und Hülfsmittel zur Erläuterung (da wenig Gouvernantinnen beider Sprachen ganz mächtig sind) enthielte. Ein solches Buch hat Hr. Woltersdorf in diesem manuel geliefert, und damit diese Lücke sehr glücklich ausgefüllt. Eine kurze Darstellung seines Inhalts wird diese Behauptung am besten rechtfertigen. Es ist dieser Theil für die ersten Anfängerinnen und ihre Lehrer und Lehrerinnen bestimmt, und also ein für sich bestehendes Ganzes. Er enthält, 1. in der (zum Behuf der Letztern Französisch geschriebenen) Vorrede eine kurze und zweckmäßige Anleitung, wie theils anfänglich die Erlernung der Sprache Kindern könne erleichtert und angenehm gemacht werden, theils wie nach jenen Vorübungen dieß Buch zu gebrauchen sey; theils auch Erläuterungen und Anwendungen der folgenden grammatischen Regeln. 2. Die nöthigsten und für Anfänger hinlänglichen Leseregeln mit hinreichenden Beispielen, so daß zur Aussprache derselben bloß die Anwendung der vorausgegangenen Regeln erforderlich ist; die darauf folgende Sammlung fast gleichlautender Wörter, wird auch bey Geübtern eine seltene Fertigkeit der Sprachorgane befördern. 3. Die Elemente der Sprachlehre in kurzen und faßlich ausgedruckten Sätzen und Erläuterungen; zwar nicht in gewöhnlicher grammatischer Ordnung, aber desto leichter für die Anfänger, die noch keine Grammatik kennen. Die Vorübungen über avoir, die Tabellen über die Fürwörter, und die vier Tafeln über die Congugationen sind sehr zweckmäßig, und letztere ein Hauptvorzug dieses Buchs. 4. Die Lesestücke selbst, aus den besten Französischen Schriftstellern für die Jugend gewählt, z. B. aus Monget, Borquin, de la Fito, Trembley, Bonnet etc. Sie sind nicht allein der Fassungskraft der Anfängerinnen angemessen, sondern auch gleich nützlich und zweckmäßig zur Bildung des jungen weiblichen Herzens und Verstandes. Die Mannigfaltigkeit des bald moralischen bald physikalischen Inhalts, der mit leichten Versen und Räthseln abwechselt, wird den jungen

Le-

Leser nicht ermüden lassen. Die kurzen Deutschen Worterklärungen dienen eben so sehr zur Ermunterung des Fleißes der Jugend, als zur Unterstützung ihrer Lehrerinnen, und werden beiden gleich willkommen seyn — Der Druck des Buchs befördert auch den Reichthum des Inhalts; ein Hauptvorzug, wie schon das Inhaltsverzeichniß angiebt. — Man wird zwar das Handbuch auch mit Nutzen beym ersten Unterricht der Knaben gebrauchen können; vorzüglich aber empfehlen wir es allen Eltern und Gouvernantinnen zum Unterricht der Mädchen. Es ist mit steter Hinsicht auf diese ausgearbeitet, und wir haben kein ähnliches, welches ihm an Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit gliche.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sneedorff, Jens Schelderup

Briefe eines reisenden Dänen; geschrieben im Jahr 1791 und 1792 während seiner Reise durch einen Theil Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs

Züllichau 1793

It.sing. 994 x
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468214-5
VD18 14590387-001